

Badische Heimat

Juni

2/1993

HK
ST
BLT

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Wie Sie sich an Ihrer Bank beteiligen



Können Sie sich vorstellen, Teilhaber einer Bank zu sein, dort mitzuwirken und mitzuverdienen? Wir haben ein interessantes Angebot: Beteiligen Sie sich an Ihrer genossenschaftlichen Bank, indem Sie Mitglied werden – und nehmen Sie damit an unserem Erfolg teil. Übrigens: schon über elf Millionen Mitbürger und Mitbürgerinnen freuen sich Jahr für Jahr auf eine attraktive Dividende.

Wir machen den Weg frei.

ⓧⓂ Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken

Unser FinanzVerbund: Volksbanken, Raiffeisenbanken, SGZ Bank, DG Bank, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherungen, Süddeutsche Krankenversicherung, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR-Leasing, DIFA-Immobilien-Fonds, Union-Investment-Fonds.

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.

für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,

Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg

Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor.

Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte

nicht vergessen

Gesamtherstellung: G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG

Anzeigenverwaltung:

G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG

Karl-Friedrich-Straße 14—18

76133 Karlsruhe

Telefon (07 21) 1 65-2 33

Telefax (07 21) 1 65-7-3 78

Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig

Reproduktionen:

G. Braun GmbH

Inhalt

I. Naturschutz

- Die Walderkrankung in Baden-Württemberg
F. Käble und G. Kändler, Karlsruhe 163

- Naturschutz-Umweltvorsorge mit Zukunftsverantwortung
Siegfried Schwab, Karlsruhe 179

II. Technik

- Felix Wankel — der fast vergessene Motorenponier aus Lahr
Joachim Schaier, Mannheim 185

- „Die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden.“ Anderthalb Jahrhunderte badischer Eisenbahnbau: Soziologische Betrachtungen zu einer umwälzenden Entwicklung
Thomas Adam, Bruchsal 197

- Ungeahnte Schätze
Das Auto + Technik Museum Sinsheim
Karlheinz Böckle, Sinsheim 223

III. Volkskunde

- Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe
Brigitte Heck, Karlsruhe 231

- „Zwischen Schule und Fabrik, Textile Frauenarbeit in Baden.“ Eine volkskundliche Sonderausstellung in Karlsruhe
Brigitte Heck, Karlsruhe und Guido Fackler, Freiburg 241

- „Vom Marktstand zum Supermarkt — Der Kaufladen in Puppenwelt und Wirklichkeit“
Heinrich Hauß, Karlsruhe 255

- 500 Jahre Märkte in Bretten
Peter Bahn, Bretten 261

IV. Luther

- „Luther 1983“ — eine Wittenberger Ausstellung in Bretten
Stefan Rhein, Bretten 271

- Staatskunst — statt Kunst?! Bemerkungen zu den künstlerischen Ergebnissen der Lutherehrung der DDR 1993
Martin Treu, Lutherhalle Wittenberg 273

- Cranachs Spuren in den Werken der Lutherehrung von 1983
Jutta Strehle, Lutherhalle Wittenberg 277

V. Gedenktage

- Heinrich Schreiber (1793—1872). Zum 200. Geburtstag des Freiburger Stadthistorikers
Adolf Schmid, Freiburg 287

- „Ich folge dem Ruf meines Volkes ...“ Zum 125. Geburtstag Wilhelm Schäfers
Manfred Bosch, Rheinfelden 295

VI. Preisverleihungen

- Johann Peter Hebel — Gedenkplakette für Paul Nunnemacher
Elmar Vogt, Hausen 303

- Friedrich Schiller-Preis der Stiftung F.V.S., Hamburg an Pfarrer Georges Kempf in Straßburg überreicht
Ludwig Vögely, Karlsruhe 305

- Volksbildung durch die Tradition des geistigen Wort
Adrien Finck, Straßburg 307

VII. Gedenken

- Zum Gedenken an Hans Krattiger-Enzler
Elmar Vogt, Hausen 311

VIII. Ortsgruppen

- 75 Jahre Ortsgruppe Badische Heimat Baden-Baden. Chronik einer Ortsgruppe im Landesverein Badische Heimat
Dieter Baeuerle, Baden-Baden 313

- Ortsgruppe Heidelberg
W. Hoffner 324

IX. Karlsruhe und Region

- Von Widerstand bis Resistenz. Zur Einrichtung der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“ an der Universität Karlsruhe
Michael Kießner, Forschungsstelle Karlsruhe 325

- Dr. Helga Walter-Dressler geht in den Ruhestand
Franz Josef Wehinger, Karlsruhe 327

- 1916: Bomben auf den Zirkus in Karlsruhe. Gedenkstein erinnert an die Schrecken von damals
Ludwig Vögely, Karlsruhe 329

- Ausstellung zu David und Nathan Chytraeus in Menzingen
Karl-Heinz Glaser 331

- 225 Jahre Lehrerausbildung in Karlsruhe: Geplagte Schulmeister von anno dazumal. Das Verhältnis von Lehrer und Gemeinde in Karlsruhe-Bulach von 1741—1810
Gerhard Silberer, Offenburg 337

- X. Buchbesprechungen 343

Die Walderkrankung in Baden-Württemberg

Entwicklung der Schäden und Stand der Kenntnisse

F. Kälble und G. Kändler

Vor gut 10 Jahren wurde das „Waldsterben“ erstmals von der Öffentlichkeit wahrgenommen und stand einige Zeit im Mittelpunkt der Medienberichterstattung. Heute jedoch hat das Interesse an der Thematik merklich nachgelassen.

Die ersten Anzeichen einer Walderkrankung wurden indes bereits zu Beginn der 70er Jahre im mittleren Schwarzwald bei der Tanne beobachtet. Nach dem extremen Trockenjahr 1976 häuften sich die Meldungen über absterbende Tannen auch im südlichen Schwarzwald, so daß zunächst von einem „Tannensterben“ die Rede war. In den folgenden Jahren nahmen die Schäden an Intensität und Flächenausdehnung rasch zu und erfaßten bald auch Fichte und Kiefer und schließlich Buche und Eiche.

Die Häufung von Schadsymptomen bei den meisten Baumarten innerhalb relativ kurzer Zeit wies auf eine gemeinsame Ursache hin. Schon 1979 hatte der Göttinger Bodenkundler Professor Ulrich aufgrund von Ergebnissen eines Forschungsprojektes im Solling auf die Gefahr einer schleichenden Katastrophe hingewiesen: die anhaltende Deposition versauernder Luftverunreinigungen in Wäldern bedeute eine existentielle Bedrohung der Bestände (Ulrich et al., 1979).

Mit dem Begriff „Saurer Regen“ wurde die Hypothese zur Erklärung der beobachteten

Waldschäden auf ein eingängiges Schlagwort gebracht, das von den Medien rasch aufgegriffen und in der Öffentlichkeit verbreitet wurde. So machte unter dem Titel „Das stille Sterben — Säureregen zerstört den deutschen Wald“ der „Spiegel“ im November 1981 das Phänomen „Waldsterben“ weltweit bekannt. Seitdem ist das deutsche Wort „Waldsterben“ auch international ein feststehender Begriff. Daß die Walderkrankung unabhängig vom Medieninteresse nichts an ihrer Aktualität eingebüßt hat, soll im folgenden dargestellt werden.

Die Erfassung der Waldschäden seit 1982

In Baden-Württemberg hatte man einen ersten landesweiten Überblick über das Ausmaß der Waldschäden im Jahr 1982 durch eine Umfrage bei den Forstämtern des Landes gewonnen. Diese Erhebung ergab, daß rd. 10% des gesamten Waldes des Landes mehr oder weniger stark erkrankt war.

Um eine genauere, auch statistisch fundierte Übersicht über die Waldschäden zu erhalten, wurde im Sommer 1983 die erste landesweite „Terrestrische Waldschadensinventur“ (TWI) auf Stichprobenbasis durchgeführt. Auf über 2000 markierten Probeflächen in einem 4 × 4 km-Raster wurden etwa 21 000 Bäume erfaßt und deren Kronenzustand nach einem

einheitlichen Schema aufgenommen. Mit dieser Kronenzustandserfassung waren weitere Sondererhebungen verknüpft, unter anderem eine Ernährungs- und Belastungsinventur, die über die Schadstoffbelastung und den Ernährungszustand der Bäume Auskunft geben sollte. Die terrestrische Erhebung wurde mit einer streifenweisen Befliegung des Landes im 8 km-Abstand zur Aufnahme von Infrarot-Luftbildern kombiniert.

Von 1983 bis 1989 wurden vergleichbare terrestrische Erhebungen in zum Teil etwas reduziertem Umfang alljährlich im Sommer durchgeführt. 1990 konnte wegen der Sturmkatastrophe aus organisatorischen und technischen Gründen keine vollständige Inventur erfolgen. Statt dessen wurde lediglich das stark reduzierte sogenannte „EG-Netz“ im 16×16 km-Raster beprobt, welches nur im internationalen europaweiten Vergleich Aussagen zuläßt. 1991 fand wieder eine vollständige Aufnahme im 4×4 -km-Grundraster statt, 1992 wurde wiederum nur das EG-Netz beobachtet.

Die Waldschadensinventuren werden seit Mitte der 80er Jahre in den alten Bundesländern und im europäischen Ausland, seit 1991 auch in den neuen Ländern nach vergleichbaren Stichprobenverfahren und mit gleichen Ansprachekriterien durchgeführt. Allerdings ist der Umfang und damit die Datenbasis nicht in allen Jahren in allen Ländern gleich, so daß detaillierte Vergleiche nicht immer möglich sind. Trendergebnisse sind jedoch stets machbar.

Erfassung des Kronenzustands — die Schadstufeneinteilung

Bevor die Schadensentwicklung in Baden-Württemberg etwas näher erläutert wird, sind einige Anmerkungen zum Erhebungsverfahren, vor allem zur Schadansprache und zur Schadstufeneinteilung, angebracht.

Die Ergebnisse der Stichprobenaufnahmen werden in Waldflächenanteile umgerechnet,

die auf die verschiedenen Schadstufen entfallen. Wie jede statistische Größe sind das natürlich fiktive Waldflächen, in der Natur sind die unterschiedlich geschädigten Bäume in variierender Häufigkeit räumlich verteilt. Die Beurteilung des Gesundheitszustandes der Bäume basiert auf dem Erscheinungsbild der Baumkronen. Kriterien sind der Nadel- oder Blattverlust, die Kronengestalt (Verzweigungsanomalien) sowie Verfärbungen der Nadeln und der Blätter (meist Vergilbungen). Erfasst wird also der Kronenzustand, genauer die Kronenverlichtung, und zwar in Form von Schätzungen durch geschulte Forstleute. Diese Art der Erhebung hat ihre Schwächen und wird mitunter deswegen kritisiert.

Die Hauptkritik lautet, der Nadel-/Blattverlust sei ein unspezifisches Symptom. Tatsächlich unterliegt die Belaubung eines Baumes natürlichen Schwankungen und nicht jeder Laubverlust kann zwangsläufig auf eine bestimmte krankhafte Ursache zurückgeführt werden. Vielfach beeinflußt der Witterungsverlauf (Trockenheit, Frost) den Belaubungszustand der Bäume, oft mit Auswirkungen noch auf die Folgejahre. Individuelle, genetisch bedingte Unterschiede können ebenfalls Ursache variierender Belaubung sein.

Bäume haben de facto nur wenig Möglichkeiten, auf Krankheit und Streß zu reagieren. Nadel- oder Blattverluste sind eine Reaktion, die viele verschiedene Ursachen haben kann. Der Kronenzustand ist ein Ausdruck der momentanen Vitalität eines Baumes. Als Indikator für den Gesundheitszustand ist die Erfassung des Kronenhabitus jedoch die einzige mit vertretbarem Aufwand zu gewinnende Größe. Ihre Aussagekraft gewinnt sie beim Vergleich zwischen Regionen und bei der Betrachtung zeitlicher Entwicklungen (Zeitreihen).

Ferner ist zu erwähnen, daß die okulare Schätzung mit Fehlern behaftet ist, die teils in der Person des Schätzers, teils in den äußeren Bedingungen bei der Ansprache (z. B. Lichteinfall, Tageszeit, Wetter) liegen. Durch Schu-

lung und Eichung der Schätztrupps, die stets aus zwei Personen zur gegenseitigen Kontrolle und Korrektur bestehen, können diese Fehler verringert werden. Diese Fehlerquellen dürften somit weitgehend zufällig sein und dem statistischen Ausgleich unterliegen.

Ein weiterer Punkt, der oft kritisiert wird, ist schließlich die regionale und baumartenspezifische Definition, wie ein normaler, gesunder, voll belaubter bzw. benadelter Baum, der sogenannte gesunde Referenzbaum, aussieht – vor allem in Gegenden, wo der Großteil der Bäume mehr oder weniger stark geschädigt ist. Gerade die Belaubung unterliegt einer natürlichen Variation, die durchaus in einem Bereich von bis zu 10% einer idealen vollen Belaubung liegen kann. Ein Baum mit einem „Verlust“ an Laubmasse von bis zu 10% wird folglich noch als gesund betrachtet (Schadstufe 0). Die Schadstufe 1, die einem Verlust von 11–25% der Belaubung entspricht, wird noch nicht als pathologisch interpretiert. Bis 1989 wurde sie mit „kränkelnd“ umschrieben. Heute wird sie als „Warnstufe“ bezeichnet. Von krank oder geschädigt spricht man erst, wenn ein Baum mehr als ein Viertel seines Laubes verloren hat. Diese Interpretation beruht auf waldwachstumskundlichen und physiologischen Untersuchungen, die belegen, daß Bäume erst dann weniger Biomasse produzieren und daher geschwächt sind, wenn mehr als ein Viertel des Laubes fehlt. Deutliche Zuwachsrückgänge setzen z. B. bei der Tanne erst bei Nadelverlusten von über 40% ein.

Die deutlichen Schäden werden in drei Stufen unterteilt: Schadstufe 2 entspricht einem Nadel- bzw. Blattverlust von 26 bis 60% und wird als „krank“ interpretiert. Schadstufe 3 entspricht Verlusten von 61 bis 99% und wird mit „sehr krank“ bezeichnet. In Schadstufe 4 fallen abgestorbene Bäume (ohne Nadeln oder Blätter).

Da die Waldschadensinventuren auf einem relativ grobem Raster basieren, sind sichere Aussagen nur für größere regionale Einhei-

ten, wie die Wuchsgebiete und das Land, möglich. Eine Auswertung nach kleineren Befundeinheiten, z. B. Forstamtsbezirke, ist wegen des geringen Stichprobenumfangs statistisch nicht zulässig.

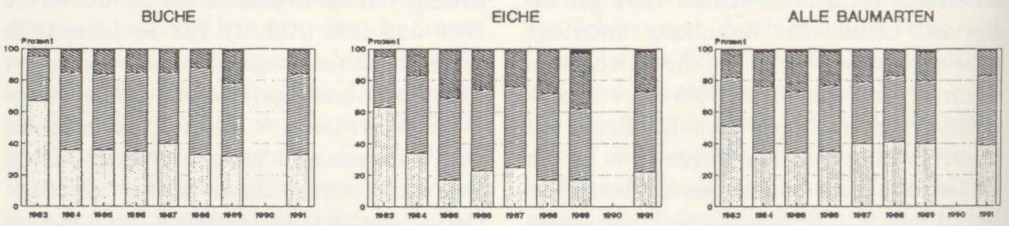
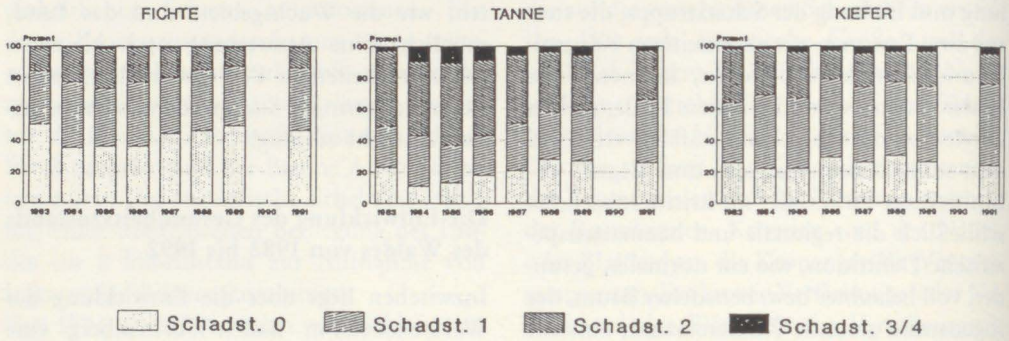
Die Entwicklung des Gesundheitszustands des Waldes von 1983 bis 1992

Inzwischen liegt über die Entwicklung der Waldschäden in Baden-Württemberg eine 10jährige Zeitreihe vor. Vergleichbar sind allerdings nur die Ergebnisse der Jahre 1983 bis 1989 und 1991 (Abb. 1). Für die Jahre 1990 und 1992 können wegen des stark reduzierten Stichprobenumfangs (es wurde nur das extensive EG-Netz im 16 × 16-km-Raster beprobt) nur Trendaussagen gemacht werden. Diese zwei Jahre können daher bei der folgenden Darstellung des Schadverlaufs nach Baumarten nicht mit einbezogen werden.

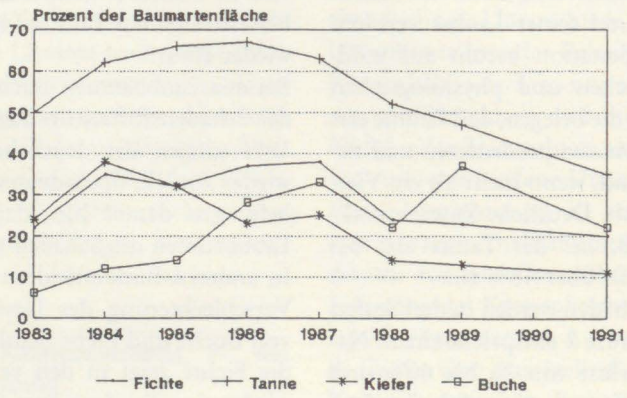
Im Landesdurchschnitt erreichten bei Tanne und Fichte die Schäden im Jahre 1985 ihren Höhepunkt mit deutlichen Schäden (Schadstufen 2–4) von 23% bei der Fichte bzw. von 63% bei der Tanne. In den Folgejahren besserte sich das Bild bei beiden Baumarten wieder etwas.

Bei den Laubbäumen Buche und Eiche hielt der Schadensfortschritt dagegen bis 1989 an. 1991 gingen die deutlichen Schäden zwar wieder zurück, doch deuten die neuesten Erhebungen darauf hin, daß gerade bei den Laubbäumen die Schäden erneut zunehmen. In anderen Bundesländern zeichnet sich die Verschlechterung des Gesundheitszustandes von Buche und Eiche deutlich ab. Aber auch die Fichte zeigt in den vergangenen Jahren wieder eine Tendenz zum Schlechteren.

Betrachtet man den Schadensverlauf nach Wuchsgebieten, so erkennt man ausgeprägte regionale Unterschiede. Am höchsten sind die Schäden in den höher gelegenen Gebieten im Schwarzwald und im Odenwald, am niedrigsten im südwestdeutschen Alpenvorland,



Entwicklung der Walderkrankung (Schadst. 2-4) im Schwarzwald



Die Entwicklung der Waldschäden in Baden-Württemberg

auf der Schwäbischen Alb und im Oberrheinischen Tiefland.

Sehr unterschiedlich verlief die Schadentwicklung in den einzelnen Wuchsgebieten. Im Schwarzwald nahmen die Schäden bei Tanne und Fichte bis 1986 bzw. 1987 zu und sind seitdem rückläufig, liegen jedoch immer noch über dem Durchschnitt. Sehr deutlich ist jedoch der Rückgang der Schadstufen 2—4 bei der Tanne. In den bislang weniger stark geschädigten Gebieten stiegen dagegen die Schäden in den vergangenen drei Jahren etwas an. Insgesamt ist eine gewisse Tendenz zur Nivellierung des Schadensausmaßes zwischen den Regionen zu beobachten, wenngleich es noch klare regionale Unterschiede gibt.

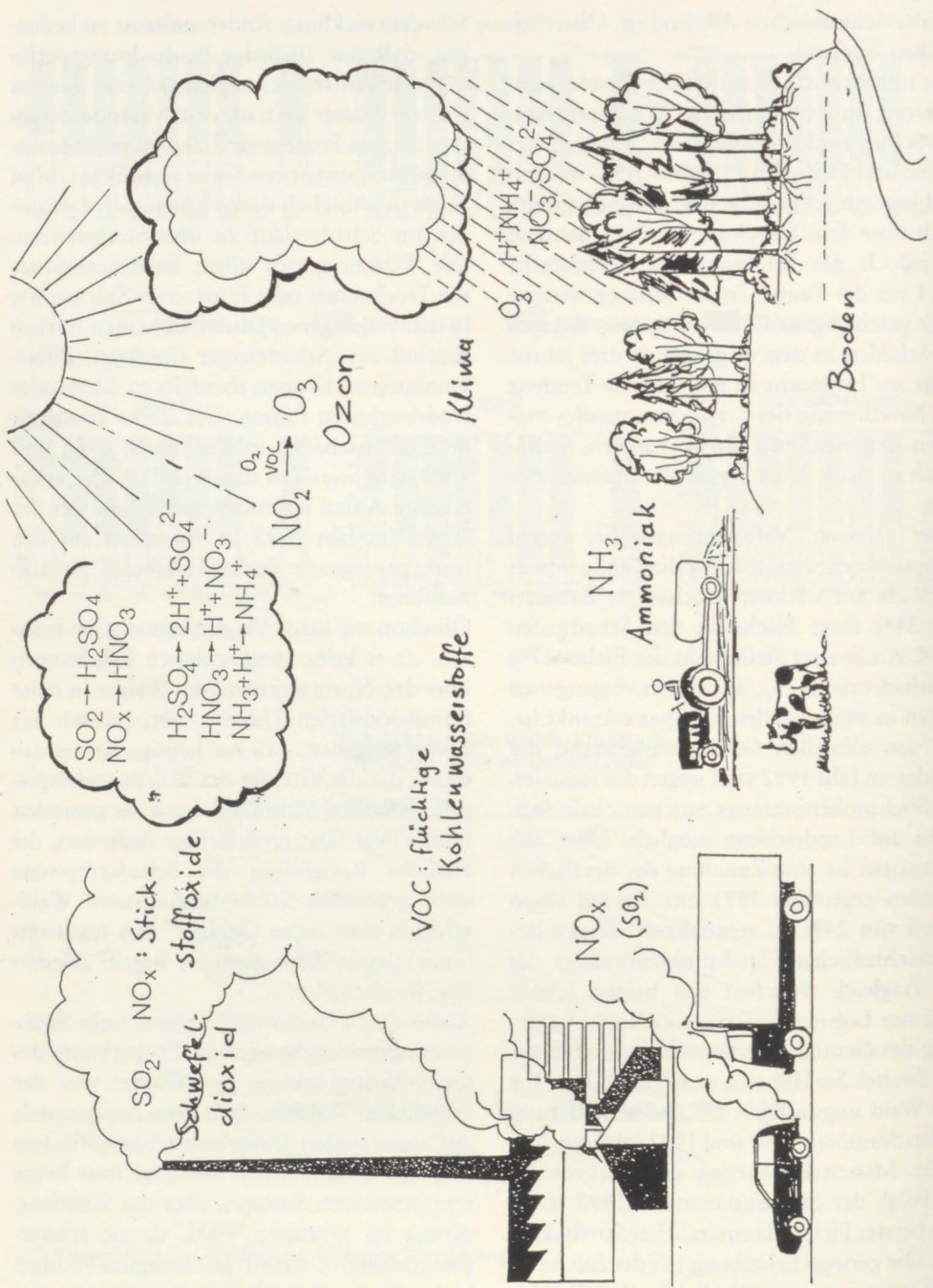
Trotz relativer Verbesserungen in ihrem Hauptverbreitungsgebiet ist die Tanne immer noch die am stärksten geschädigte Baumart mit 34% ihrer Fläche in den Schadstufen 2—4. An zweiter Stelle steht die Eiche (27% in Schadstufe 2—4), die in den vergangenen Jahren in weiten Teilen Europas erkrankt ist. Für den aktuellen Gesundheitszustand des Waldes im Jahr 1992 sind wegen des reduzierten Stichprobenumfangs nur pauschale Aussagen auf Landesebene möglich. Über alle Baumarten ist eine Zunahme der deutlichen Schäden gegenüber 1991 um 7% auf einen Anteil von 24% zu verzeichnen. Wegen des unterschiedlichen Stichprobenumfangs ist ein Vergleich zwischen den beiden Jahren zwar nur bedingt zulässig, eine Verschlechterung des Gesundheitszustands steht aber außer Zweifel. Sie läßt sich zum Teil mit der für den Wald ungünstigen trockenen Witterung in den Sommern 1991 und 1992 erklären. Die starke Massenvermehrung der Borkenkäfer als Folge der Sturmkatastrophe 1990 wirkt sich bei der Fichte als zusätzlicher Streßfaktor aus. Die geringe Belaubung bei der Buche ist auch auf einen ungewöhnlich starken Fruchtbehang zurückzuführen.

Insgesamt ist das Schadbild nach Baumarten und Regionen recht uneinheitlich, ebenso die

Schadentwicklung. Andererseits ist zu bedenken, daß eine 10jährige Beobachtungsperiode, gemessen an der Langlebigkeit der Bäume, ein sehr kurzer Zeitraum ist. Veränderungen von einigen Prozent sind zudem nicht unbedingt im statistischen Sinne signifikant. Man sollte sich folglich davor hüten, Schwankungen im Schadverlauf zu überinterpretieren. Die Witterung, vor allem Extremereignisse wie Trockenheit oder Frost sowie Stürme, wie in den vergangenen Jahren, übt einen starken Einfluß aus. Schaderreger (Insekten, Pilzkrankungen) können ebenfalls zu Blatt- oder Nadelverlusten führen. Die starke Zunahme der Eichenschäden in den Jahren 1985 und 1989 wird zum Teil damit erklärt. Der etwas erhöhte Anteil abgestorbener Bäume bei der Fichte im Jahr 1992 ist vor allem auf den stark gestiegenen Borkenkäferbefall zurückzuführen.

Obschon wir keine Vergleichsmaßstäbe besitzen, da es keine vergleichbaren Erhebungen über den Normalzustand des Waldes in einer immissionsfreien Umwelt gibt, müssen wir davon ausgehen, daß der heutige Kronenzustand, der die Vitalität des Waldes widerspiegelt, sicherlich nicht im Bereich der gesunden Norm liegt. Das großflächige Auftreten, die zeitliche Koinzidenz der Schadsymptome stellt gegenüber früher beobachteten Waldschäden eine „neue Qualität“ (im negativen Sinne) dar — daher auch der Begriff „Neuartige Waldschäden“.

Außer durch landesweite systematische Stichprobenerhebungen wird die Entwicklung des Gesundheitszustandes des Waldes von der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt auf sogenannten Dauerbeobachtungsflächen verfolgt. Diese Flächen erlauben zwar keine repräsentativen Aussagen über das Schadensniveau im gesamten Wald, da sie schwerpunktmäßig in stärker geschädigten Waldgebieten liegen, ihre jährliche Bonitierung gibt jedoch Hinweise auf Entwicklungstendenzen. Gerade die Ergebnisse der Schadböneturen auf den Dauerbeobachtungsflächen belegen,



Die wichtigsten Luftschadstoffe und ihre Umwandlung auf dem Transport in der Atmosphäre

daß es kleinräumig ausgeprägte Schadensschwerpunkte gibt. Besonders hohe Schäden sind auf den Kammlagen am Westabfall des Schwarzwaldes festzustellen. In den höheren Lagen treten generell stärkere Schäden auf, und es zeichnet sich dort keine Wende zum Besseren ab. Der durchschnittliche Rückgang der Schäden bis 1991 ist im wesentlichen auf eine Verbesserung der Situation in den tieferen und weniger exponierten Lagen zurückzuführen. Ob sich die Entwicklung wieder zu stärkeren Schäden, wie es sich tendenziell im Jahr 1992 abzeichnet, anhält, werden erst die umfassenderen Erhebungen auf der Basis des Grundaufnahmerasters in den kommenden Jahren ergeben.

Ursachenforschung — Stand der Kenntnisse

Einleitend wurde erwähnt, daß bereits 1979 Ulrich auf das Problem saurer Depositionen und ihre ökologischen Folgen hingewiesen hat. Mit dem Schlagwort „Saurer Regen“ wurde diese Hypothese in der Folgezeit durch die Medien in der Öffentlichkeit allgemein bekannt gemacht.

Aber auch in den Reihen der Forstpraktiker wurde Ende der 70er Jahre die Vermutung geäußert, das Tannensterben im Schwarzwald sei auf die Luftverschmutzung zurückzuführen. Unterstützt wurde diese Annahme durch die Beobachtung, daß die Tannen schwerpunktmäßig auf exponierten Standorten am Westrand des Schwarzwaldes erkrankten, wo sie einer erhöhten Schadstofffracht aus den Industriezentren in der Rheinebene ausgesetzt sind. Bei der ersten terrestrischen Waldschadensinventur 1983 wurden durch eine Reihe zusätzlicher Sondererhebungen Daten gewonnen, deren statistische Analyse den Verdacht erhärteten, daß Luftschadstoffe eine maßgebliche Rolle beim Krankheitsgeschehen spielen. Diese Auswertung ging als „Indizienbeweis“ in die Waldschadensforschung ein (Schöpfer und Hradetzky, 1984).

Als wichtigste Luftschadstoffe gelten Schwefeldioxid (SO_2) und die Stickstoffoxide (NO_x) bzw. ihre Umwandlungsprodukte, die schwefel- und stickstoffhaltigen Säuren, sowie die aus photochemischen Reaktionen entstehenden Photooxidantien, vor allem das Ozon. Nach neueren Erkenntnissen spielen Stickstoffemissionen in Form von Ammoniak, das überwiegend aus der Landwirtschaft stammt, ebenfalls eine Rolle. Auf ihrem Weg von der Emissionsquelle durch die Atmosphäre unterliegen die sogenannten primären gasförmigen Verbindungen SO_2 , NO_x und NH_3 zahlreichen chemischen Reaktionen, aus denen die sogenannten sekundären Luftschadstoffe hervorgehen (Abb. 2). Zunächst standen die sauer wirkenden Reaktionsprodukte dieser atmosphären-chemischen Prozesse im Blickpunkt des Interesses, was im Begriff des „Sauren Regens“ seinen Ausdruck findet.

In der Tat ist der Eintrag von Säuren in die Wälder und letztendlich in die Böden ein ernstes Problem. Daß Waldböden besonders erhöhten Säurefrachten ausgesetzt sind, liegt daran, daß das Kronendach mit seiner großen Oberfläche ein sehr wirksamer Filter ist, in dem sich die Schadstoffe anreichern. Vor allem Nadelbaumbestände besitzen eine Oberfläche bis zum 30fachen, im Extremfall sogar 50fachen einer vegetationslosen Freifläche. Hinzu kommt, daß sie als immergrüne Bäume ganzjährig Schadstoffe auskämmen. Die Fremdstoffe gelangen nicht nur mit den Niederschlägen (Regen, Nebel, Schnee) in die Wälder, sondern werden auch trocken in Form sogenannter Aerosole (Stäube) auf die Nadel- oder Blattoberflächen deponiert und angereichert.

Direkte Schadwirkungen an den oberirdischen Baumorganen

Säuren sind jedem als aggressive Substanzen ein Begriff. Es liegt nahe anzunehmen, daß Säuren die Pflanzenoberflächen angreifen und schädigen. Zum Teil wurden Nadel- bzw.

Blattverfärbungen („Verätzungen“), Nekrosen, oder gar die Nadel-/Blattverluste als unmittelbare Folge des Säureangriffs gedeutet. Untersuchungen an Fichten- und Tannennadeln haben jedoch gezeigt, daß die Nadeln durch ihre äußere Schicht, die Epidermis, relativ gut geschützt sind (Fink, 1992). Zwar können diese Schutzschichten einer Säureerosion unterliegen, doch die eigentlich empfindlichen Assimilationsgewebe werden von den Schadstoffen bei den in unserem Raum vorkommenden Konzentrationen in der Regel nicht erreicht, so daß direkte Säureschäden an den Assimilationsorganen nur in Extremfällen auftreten. Allerdings führt die Säurekonzentration auf den Nadeln und Blättern dazu, daß basische Elemente aus deren Gewebe ausgewaschen werden. Es kommt so zu einer ersten Neutralisation der Säure, die jedoch mit einem Verlust an Basen (Calcium und Magnesium) aus Blättern und Nadeln einhergeht. Dieser Vorgang wird als „Leaching“ bezeichnet.

In jüngster Zeit wurde das Ozon als Verursacher von Nadel- und Blattschäden- und -verlusten diskutiert. Tatsächlich haben in ländlichen Gebieten in den vergangenen Jahren die Ozonkonzentrationen in der bodennahen Luftschicht deutlich zugenommen. Lagen vor 20 Jahren die Werte in den Reinluftgebieten etwa bei $60 \mu\text{g}/\text{m}^3$, so werden heute im Mittel zwischen 80 und $100 \mu\text{g}/\text{m}^3$ gemessen. In Stadtgebieten ist dagegen in den vergangenen 10 Jahren ein leichter Rückgang der Ozonkonzentration festzustellen, jedoch können auch hier kurzzeitig sehr hohe Spitzenkonzentrationen auftreten. Die höchsten Ozonkonzentrationen werden bekanntlich in den Sommermonaten erreicht, da hier vor allem bei länger anhaltenden Schönwetterperioden ausreichend Strahlungsenergie zur Verfügung steht. In einem komplizierten photochemischen Reaktionsprozeß entsteht dann aus Stickstoffdioxid und Sauerstoff unter Beteiligung von Kohlenwasserstoffen das Ozon. In höher gelegenen Gebieten ist bei Schönwet-

terperioden das Strahlungsangebot besonders hoch, und trotz relativ niedriger Stickstoffdioxid-Konzentrationen werden höhere Ozonwerte als in stärker luftverschmutzten Gebieten erreicht, da das Ozon über längere Zeit angereichert wird. In verunreinigter Luft mit höheren Konzentrationen an Stickstoffdioxid kommt es dagegen nach Sonnenuntergang wieder zu einem Abbau des Ozons, indem dieses mit den Stickstoffverbindungen reagiert und dabei zerfällt. Es findet somit nach dem Fehlen der Strahlungsenergie als treibender Kraft eine Umkehrreaktion statt. Man hat versucht, die Schädigung von Ozon auf Waldbäume durch Experimente sowohl im Labor wie auch im Freiland zu erforschen. Im kontrollierten Laborversuch können nur jüngere Pflanzen untersucht werden, und die Ergebnisse solcher Versuche sind nur bedingt auf das Freiland übertragbar. Bei solchen Experimenten lassen sich durch Ozonbegasung Effekte erzeugen, die eine schädigende Wirkung des Ozons belegen.

An Freilandbäumen sind experimentelle Untersuchungen natürlich viel aufwendiger. Wegen der Vielfalt möglicher Einflußgrößen (Witterung, Boden) sind zudem die beobachteten Effekte oft nur schwer interpretierbar. Die bisherigen Ergebnisse solcher Versuche zeigen, daß akute Schäden an Nadeln und Blättern erst bei Ozonkonzentrationen ab etwa 500 bis $600 \mu\text{g}/\text{m}^3$ eintreten (Fink, 1992). Solche Konzentrationen werden bislang in unserem Raum allenfalls kurzfristig an wenigen Standorten erreicht. Bei den relativ ozon-unempfindlichen Baumarten wie der Fichte und der Tanne dürften demnach akute Schädigungen keine Rolle spielen.

Nach neuesten Erkenntnissen sind aber auch bei niedrigen Ozonwerten Wirkungen im Stoffwechsel der Bäume feststellbar, bevor äußerlich sichtbare Schadsymptome auftreten. Chronische Ozonbelastung unterhalb kritischer Werte kann demnach die Bäume schwächen. Es gibt Hinweise darauf, daß das

Leistungsvermögen bei der Photosynthese herabgesetzt wird. Plausibel ist, daß die Bäume gegenüber anderen Streßfaktoren insgesamt anfälliger werden. Akute Schäden werden dann durch andere Einflüsse wie Witterungsextreme ausgelöst. Besonders Trockenstreß führt in Verbindung mit Ozonimmissionen zur Entstehung von Schäden. Auch Nährstoffmangel kann bei Bäumen unter Ozonbelastung Schadsymptome hervorrufen. Wir kommen hier auf ein wichtiges Phänomen zu sprechen, nämlich die sogenannten Kombinationswirkungen. Verschiedene Umweltfaktoren, zu denen heute auch die Immissionen gezählt werden müssen, können die Vitalität eines Baumes in unterschiedlicher Weise beeinflussen.

Man unterscheidet drei Typen von Kombinationswirkungen verschiedener Faktoren oder Schadstoffe: Antagonistische, additive oder synergistische Wirkungen. Wenn sich zwei oder mehrere Stoffe in ihrer Wirkung auf einen Organismus gegenseitig schwächen oder gar aufheben, spricht man von einem antagonistischen Effekt. Dieser günstige Fall tritt selten ein. Wenn die Schadstoffe nicht wechselwirken, addieren sie sich in ihrer Wirkung: Dieser additive Effekt gilt nur für bestimmte Konzentrationsbereiche und bestimmte physiologische Zustände, da ein solches lineares Verhalten in der Natur eher die Ausnahme ist. Kritisch sind nicht-lineare Effekte, die darin bestehen, daß sich verschiedene Faktoren in ihrer Schadwirkung überproportional verstärken. Solche synergistische Wechselwirkungen zwischen Stressoren treten oft nach Überschreiten von Toleranzgrenzen ein. Es ist jedoch sehr schwierig, kritische Werte festzulegen, da es stets eine Vielzahl möglicher Kombinationen gibt. Nicht nur im Zusammenhang mit Ozon sind synergistische Wirkungen denkbar, sie können auch zwischen Schwefeldioxid und Stickstoffoxiden sowie zwischen anderen Schadfaktoren, einschließlich natürlicher Stressoren, auftreten.

Insgesamt gesehen treten im westlichen Europa die direkten Wirkungen der gasförmigen Schadstoffe und der Säuren auf die oberirdischen Baumorgane in den Hintergrund. Sie sind typisch für die klassischen Rauchschäden, wie sie früher in unmittelbarer Nähe zu den Emittenten auftraten oder heute noch in den hochbelasteten Waldschadensgebieten im ehemaligen Ostblock zu beobachten sind.

Schadwirkungen über den Boden

Die bisher vorliegenden Ergebnisse der Waldschadensforschung deuten vielmehr darauf hin, daß die indirekten Wirkungen der Luftverunreinigungen, die langfristig aus dem Schadstoffeintrag und den dadurch ausgelösten Veränderungen des chemischen und biologischen Bodenzustands resultieren, als dominierende Ursache der Walderkrankung zu betrachten sind (Forschungsbeirat Waldschäden 1989).

Es wurde bereits erwähnt, daß die im Niederschlag gelösten Säuren letztlich in den Boden gelangen und so den chemischen Bodenzustand beeinflussen. Der Boden ist als Wurzelraum und Nährstofflieferant, als Puffer und Filter ein wesentlicher Bestandteil des Gesamtökosystems und so von entscheidender Bedeutung für das Baumwachstum. Neben dem Klima ist er der wichtigste Standortfaktor für den Wald. Veränderungen des Bodens, seiner Chemie, Biologie und Struktur, seines Humus- und Nährstoffgehalts, müssen Auswirkungen auf die Bäume haben. Die Bodenbildung ist ein langfristiger Prozeß, der von vielen Faktoren beeinflußt wird. Die wichtigsten Größen für die Entwicklung und den Zustand von Böden sind Klima und Geologie. In den vom Menschen besiedelten Landschaften tritt die Land- und Waldnutzung und deren Wandel im Laufe der Geschichte hinzu.

Der Mensch nimmt aber nicht nur direkt auf die Bodenentwicklung Einfluß, sondern auch indirekt in Form der atmosphärischen Stoffeinträge.

ge. Die unkontrollierten, praktisch flächen- deckend auftretenden Immissionen sind ein anthropogener Standortfaktor geworden. Sie beeinflussen heute — mit regional unterschiedlichem Gewicht — die Vitalität und Entwicklung des Waldes, und zwar im Wechselspiel mit den natürlichen Standortfaktoren Boden und Klima sowie der forstlichen Bewirtschaftung und Nutzung.

Veränderungen des Nährstoffhaushalts durch Bodenversauerung

Die naheliegende und bekannteste Wirkung der eingetragenen Schadstoffe ist die Bodenversauerung. Der Chemismus unserer Böden wird durch deren Säuregrad bestimmt. Die meisten Böden im mitteleuropäischen Raum befinden sich von Natur aus in einem leicht sauren Bereich (pH 5—6). Versauerung, die Zunahme des Säuregehalts im belebten Boden (Wurzelaum), ist zu einem gewissen Grad eine natürliche Folge der Bodenbildung und -entwicklung. Die anthropogenen Säureinträge beschleunigen diesen Versauerungsprozeß jedoch erheblich, da auf vielen Waldstandorten die Gesamtsäureinträge die natürliche Pufferrate aus der Mineralverwitterung deutlich übertreffen.

Sowohl bodenkundliche wie auch baumphysiologische und biochemische Untersuchungen weisen auf einen bodenbürtigen Nährstoffmangel, vor allem an Magnesium, als Ursache von Nadelvergilbungen bei der Fichte hin. Dieser klar definierte Schadtyp tritt in höheren Mittelgebirgslagen auf von Natur aus armen Standorten auf und wird als „Montane Vergilbung“ oder Hochlagenerkrankung der Fichte bezeichnet. Wegen der unzureichenden Versorgung mit Magnesium aus dem Boden verlagern die Bäume beim Neuaustrieb der Nadeln das für den Aufbau des Chlorophylls benötigte Magnesium aus den älteren Nadeln in die neugebildeten. Dahinter steht ein ganz natürlicher Vorgang, bei

einer angespannten Nährstoffversorgung beschränkt sich die Nährelementumlagerung aber nicht auf die ältesten Nadeln, bevor sie abgeworfen werden, sondern erfaßt auch zunehmend jüngere Nadeln, die normalerweise noch voll funktionsfähig sein müßten.

Auslöser vorzeitigen Nadelfalls sind vermutlich Trockenjahre sowie extreme Frostereignisse, wobei den Immissionen und atmosphärischen Stoffdepositionen eine prädisponierende Wirkung unterstellt wird.

Daß eine unzureichende Ernährung die Vitalität der Bäume herabsetzt, ist leicht einzusehen. Und Nährstoffmangel im Boden läßt sich gut als Folge von Säureinträgen erklären. Die Wasserstoffionen (Protonen) der Säuren verdrängen die basischen Nährelemente, allen voran Calcium, Magnesium und Kalium, von den Oberflächen der nährstoffspeichernden Bodenteilchen (Tonminerale und Huminstoffe). Die dann in Lösung befindlichen Basen werden von den mobilen Säureanionen (Sulfat, Nitrat) in tiefere Bodenbereiche, schließlich ins Grundwasser und in die Vorfluter ausgetragen und so dem Nährstoffkreislauf endgültig entzogen. Auf vielen Waldstandorten, vornehmlich in Mittelgebirgslagen, haben die Nährstoffgehalte der Böden heute kritische Werte erreicht. Die Basensättigung, der Anteil der basischen Nährelemente an der Gesamtheit der austauschbar gespeicherten Elemente, liegt in den oberen Bodenhorizonten, dem Wurzelraum, oft schon weit unter 15%. Für eine ausreichende Nährstoffversorgung der Bäume sollte die Basensättigung möglichst nicht unter den Bereich von 20 bis 30% sinken. Daß die Entbasung der Böden eine Entwicklung der jüngsten Zeit ist, belegen beispielsweise wiederholende Untersuchungen in Hessen, die auf Buntsandstein- und Schieferstandorten eine erhebliche Abnahme der Basenversorgung im Zeitraum 1973 bis 1990 ergeben haben (Eichhorn, 1992).

Bei fortschreitender Versauerung wird vermehrt Aluminium frei. Höhere Aluminiumkonzentrationen im Bodenwasser behindern die Magnesiumaufnahme der Baumwurzeln. Ferner ist Aluminium für die Feinwurzeln potentiell toxisch. Die Entstehung von Wurzelschäden durch Aluminium ist allerdings umstritten. Tatsächlich sind in Süddeutschland bisher unter Freilandbedingungen keine durch Aluminiumtoxizität ausgelösten Wurzelschäden nachgewiesen worden. Vielmehr läßt sich sogar erklären, warum Schäden bislang nicht eingetreten sind: offensichtlich werden die Feinwurzeln der Bäume durch ihre Symbiose mit Pilzen, die sogenannte Mykorrhiza, wirksam vor dem giftigen Aluminium geschützt (Kottke und Oberwinkler, 1992). Nicht geklärt ist jedoch, ob dieser Schutz auf Dauer bei zunehmender Versauerung aufrechterhalten werden kann.

Daß atmogene Stoffdepositionen früher oder später Böden und Vegetation schädigen, ist theoretisch plausibel. Einige Schadphänomene lassen sich, wie oben dargestellt, schlüssig mit der Einwirkung von Luftverunreinigungen erklären. Andere Phänomene lassen sich keiner eindeutigen Ursache zuordnen.

Vor allem sind über die künftige Entwicklung keine sicheren Aussagen möglich. Die Beteiligung natürlicher Stressoren am Schadgeschehen, in erster Linie Witterungseinflüsse, lassen die Immissionswirkungen nach Auffassung mancher Wissenschaftler sekundär erscheinen. Hier tritt das generelle Problem auf, daß es sehr schwierig ist, anthropogene Veränderungen in komplexen Systemen durch kurzfristige, auf die Untersuchung einzelner Faktoren ausgerichtete Studien nachzuweisen. Insofern ist die allgemein gehaltene Feststellung im 3. Bericht des von Bund und Ländern eingesetzten Forschungsbeirats „Waldschäden/Luftverunreinigungen“ von 1989 immer noch zutreffend, in dem sinngemäß von einer multifaktoriellen Komplexer-

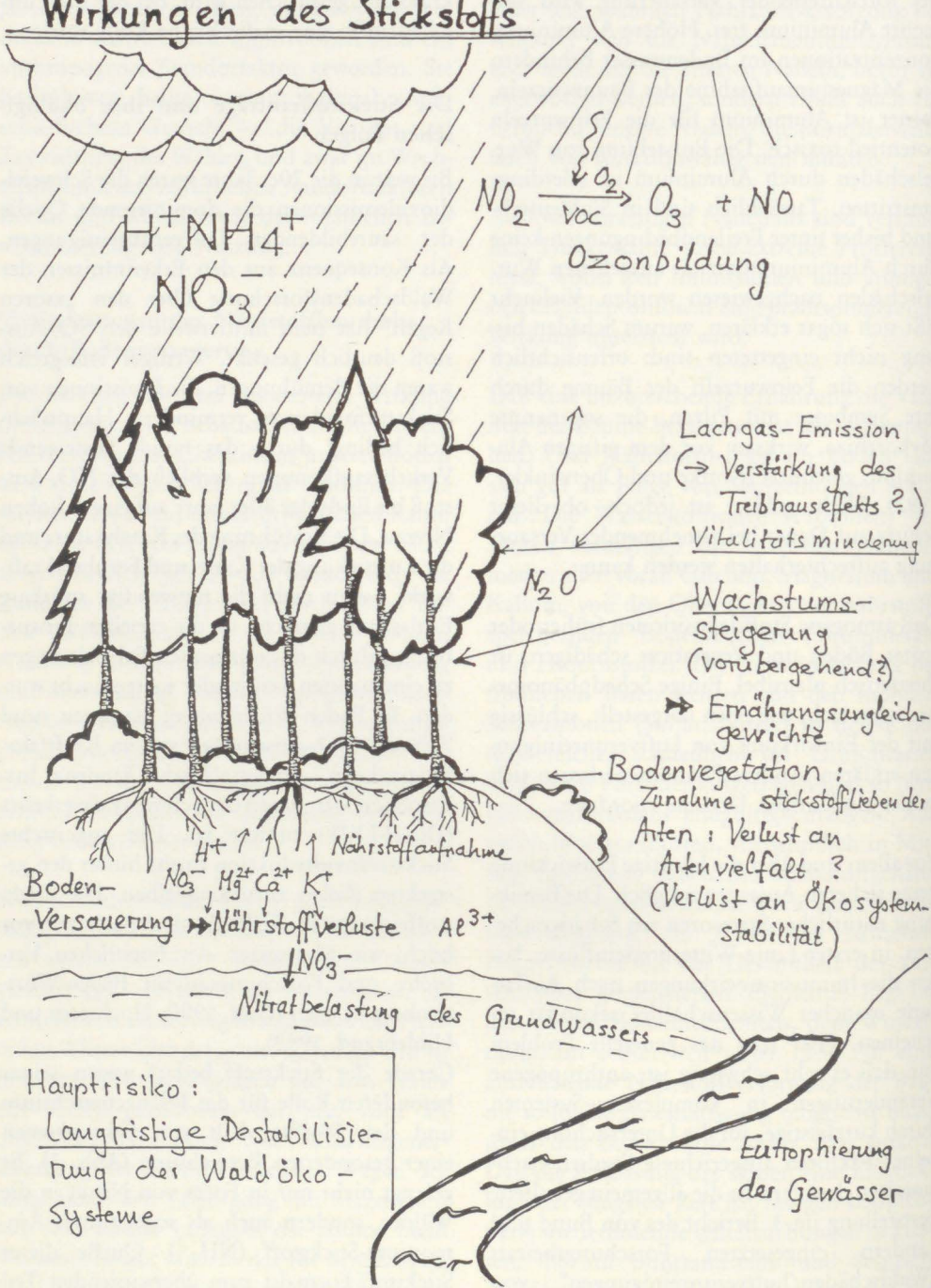
krankung gesprochen wird, bei der die Luftschadstoffe eine maßgebliche Rolle spielen.

Die Stickstoffeinträge und ihre ökologischen Folgen

Bis weit in die 70er Jahre waren die Schwefeldioxidemissionen die dominierende Quelle der säurebildenden Luftverunreinigungen. Als Konsequenz aus den Erkenntnissen der Waldschadensforschung über den „sauren Regen“ hat man mittlerweile den SO_2 -Ausstoß deutlich gesenkt. Weniger erfolgreich waren die Bemühungen, die Emissionen von Stickstoffoxiden zu vermindern. Hauptsächlich bedingt durch das rapide ansteigende Verkehrsaufkommen verblieb der NO_x -Ausstoß bis Ende der 80er Jahre auf einem hohen Niveau. Die Einführung des Katalysators und die Entstickung der Kraft- und Fernheizkraftwerke haben nicht die notwendige spürbare Entlastung gebracht, da die erzielten Einsparungen durch die gestiegenen Fahrleistungen zu einem guten Teil wieder wettgemacht wurden. In Baden-Württemberg stammen rund 75% des NO_x -Ausstoßes aus dem Kraftfahrzeugverkehr — mit steigender Tendenz. Insbesondere der Anteil des Schwerkraftverkehrs (Diesel-LKW) nimmt zu. Die angestrebte Stickstoffoxidreduktion droht hinter den gesteckten Zielen zurückzubleiben. Die Stickstoffeinträge in Wäldern sind nach wie vor hoch, wie Messungen der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg belegen (Gräf, 1990; Hochstein und Hildebrand, 1992).

Gerade der Stickstoff bedarf wegen seiner besonderen Rolle für das Pflanzenwachstum und den Stoffhaushalt von Ökosystemen einer gesonderten Betrachtung (Abb. 3). Er gelangt nicht nur in Form von Nitrat in die Wälder, sondern auch als sogenannter Ammonium-Stickstoff (NH_4^+). Quelle dieser Stickstoff-Form ist zum überwiegenden Teil die Landwirtschaft, nämlich Ammoniak-Emissionen aus Gülle, Mist und Kunstdün-

Wirkungen des Stickstoffs



Hauptrisiko:
Langfristige Destabilisierung
 der Waldöko-
 Systeme

Wirkungen des Stickstoff in Waldökosystemen

ger. Der Ammoniumeintrag wird in Bezug auf die Walderkrankung zunehmend kritisch gesehen. Wie Untersuchungen in den neuen Bundesländern zeigen, spielen Ammoniumdepositionen eine Schlüsselrolle bei der Entstehung der Waldschäden (z. B. Hofmann et al., 1990).

Bislang war in den meisten Wäldern Mitteleuropas der Stickstoff limitierender Faktor des Baumwachstums. Stickstoffeintrag führt daher zunächst zu einem gesteigerten Wachstum, der Stickstoff wirkt als Dünger. Indiz für diesen Effekt ist das auf großer Fläche außerhalb der Hauptschadensgebiete beobachtete gesteigerte Waldwachstum (Kenk et al., 1991). Eine für den Stoffhaushalt der Böden wichtige Wirkung dieses Stickstoffinduzierten gesteigerten Wachstums ist jedoch das Risiko von Nährstoffungleichgewichten. Denn gesteigertes Wachstum bedeutet auch einen erhöhten Bedarf an den übrigen Nährelementen, die jedoch nicht in entsprechender Menge zugeführt werden, sondern durch die Versauerung sogar noch abnehmen. Ein gesteigertes Waldwachstum darf vor diesem Hintergrund nicht als positives Zeichen gewertet werden, vielmehr steht zu befürchten, daß langfristig die Stabilität der Wälder gefährdet ist.

Säureproduktion bei der mikrobiellen Umsetzung von Stickstoff-Verbindung durch die Mineralisation und Nitrifikation ist eine weitere Folge überhöhter Stickstoff-Einträge. Als Ergebnis der Nitrifikation erscheint in der Bodenlösung das Nitrat. Bei einem Überangebot kommt es zur Auswaschung mit dem Sickerwasser. Dabei wirkt das Nitrat als Vehikel für Nährelement-Kationen, so daß diese ebenfalls mit dem Sickerwasser den Boden verlassen. Der Boden verarmt an Nährelementen und verliert Pufferkapazität. Eine ernste Folge des Nitrataustrags mit dem Sickerwasser ist die Gefahr einer Grund- und Trinkwasserkontamination. Die Probleme sind aus landwirtschaftlich genutzten Gebieten hinlänglich bekannt. Dieses Risiko droht

auf lange Sicht bei anhaltenden Stickstoffeinträgen auch in Waldgebieten. Die Eutrophierung von Oberflächen-Gewässern hängt ebenfalls damit zusammen und stellt ein weiteres Risiko dar.

Der Stickstoff hat darüberhinaus zahlreiche pflanzenphysiologische Wirkungen. Eine Überversorgung mit Stickstoff setzt beispielsweise die Frosthärte der Bäume herab. Eine erhöhte Anfälligkeit gegenüber Pathogenen ist ebenfalls eine mögliche Folge einer Stickstoffüberernährung.

Aus bodenkundlicher Sicht bedeutsam sind die Effekte des Stickstoffs auf den Humus. Erhöhte Stickstoffeinträge können sich in quantitativer und qualitativer Hinsicht auf den Humus auswirken mit Risiken für den Stoffhaushalt. Im Humus angereicherte Stickstoffvorräte bedeuten ein erhöhtes Mineralisations- und Nitrifikationspotential. Infolge klimatischer Ereignisse (Trockenperioden, plötzliche Freilage des Waldbodens nach Sturmwurf) kann durch Mineralisations- und Nitrifikationschübe der Stickstoff-Vorrat rascher abgebaut werden als die Bäume ihn nutzen können. Massive Nitrat- und Versauerungsschübe sind die Folge.

Nicht nur die Bäume werden durch eine übermäßige Stickstoffversorgung negativ beeinflusst. Bei der Bodenvegetation kommt es zu Änderungen in der Artenzusammensetzung, indem sich stickstoffliebende Arten stark verbreiten und andere, an nährstoffärmere Verhältnisse angepaßte verdrängen. Die Folge ist ein Verlust an Artenvielfalt, wie er in den vergangenen Jahrzehnten von den Naturschützern beklagt wird. Gelegentlich wird fälschlicherweise die Forstwirtschaft dafür verantwortlich gemacht. Die starke Zunahme nitrophiler Pflanzen kann sich auch auf die Naturverjüngung des Waldes negativ auswirken. Durch zunehmende Konkurrenz, z. B. durch Brombeeren und Holunder, werden die jungen Bäumchen in ihrer Entwicklung behindert. Verjüngungsprobleme bis hin zum Ausbleiben der Naturverjüngung bedeuten

eine erhebliche Beeinträchtigung eines naturnahen Waldbaus.

Außer durch Auswaschung von Nitrat kann sich der Boden überschüssigen Stickstoffs noch auf andere Weise entledigen: bei den mikrobiellen Umsetzungen des Stickstoffs kommt es zu gasförmigen Stickstoffverlusten aus dem Boden. Besonders bedenklich erscheint die Ausgasung von Distickstoffmonoxid (= Lachgas), da diese Verbindung ein hochwirksames Spurengas darstellt, welches den Treibhauseffekt verstärkt. Gegenüber CO_2 weist es ein weitaus höheres molekulares Treibhauspotential auf. Inwieweit Stickstoffübersättigte Waldböden in Form von Lachgas-Emissionen einen signifikanten Beitrag zum Treibhauseffekt leisten, ist bislang noch nicht geklärt. Zur Zeit laufen Untersuchungen zur Quantifizierung dieser Gasflüsse (Papen et al., 1993).

Die skizzierten Wirkungen erhöhter Stickstoffeinträge zeigen, daß es eine Vielzahl möglicher Risiken gibt. Zu bedenken ist, daß es sich um langfristige Prozesse handelt, die räumlich und zeitlich differenziert eintreten können. Genaue Prognosen sind angesichts der Komplexität der Waldökosysteme nicht möglich, bestenfalls können Risikozenarien entworfen werden.

Folgerungen und Konsequenzen

Obige Ausführungen belegen, daß nach wie vor Anlaß zur Sorge besteht. Langfristig ergeben sich erhebliche Risiken für die Stabilität unserer Wälder und letztlich für unsere Lebensgrundlagen. Die Belastung der Wälder durch die anhaltend hohen Stickstoffeinträge zeigt, daß die bisherigen Maßnahmen zur Luftreinhaltung noch nicht ausreichen. Unser Wissen ist zwar nicht vollständig, es besteht noch Forschungsbedarf, es reicht jedoch aus, um weiterhin eine konsequente und drastische Minderung der Stickstoffoxidemissionen zu fordern. Hauptverursacher ist der Straßenverkehr, sowohl der individuelle Per-

sonenverkehr als auch der Straßengüterverkehr. In den kommenden zwei Jahrzehnten wird mit einer weiteren deutlichen Zunahme der Fahrleistungen gerechnet. Technische Lösungen reichen offensichtlich nicht aus. Zwar bringt der Katalysator eine Minderung, in der Summe genügt die erzielbare Schadstoffreduktion jedoch nicht, um die Vegetation zu entlasten. Es darf nicht vergessen werden, daß sich die Schadstoffeinträge über die Jahre in den Ökosystemen akkumulieren. Ein aktuelles Problem, dessen Folgen für den Wald bisher nicht angesprochen worden sind, ist der mögliche Klimawandel infolge des Treibhauseffektes. Treten die befürchteten Klimaänderungen ein, bedeutet dies für die ohnehin gestressten Wälder zusätzliche Belastungen. Der Kohlendioxidanstieg in der Atmosphäre hat seine Ursache bekanntlich ebenfalls im hohen Verbrauch fossiler Energieträger. Der Straßenverkehr trägt unter anderem in nicht unerheblichem Maße zur CO_2 -Belastung bei, ohne daß bisher technische Lösungen möglich sind. Ein steigendes Verkehrsaufkommen erhöht unweigerlich den CO_2 -Ausstoß, hier liegt, wie neueste Studien belegen (z. B. Eland et al., 1993), ein Hauptproblem auf dem Wege zu der von der Bundesregierung angestrebten Minderung des CO_2 -Ausstoßes. Nicht nur der Stickstoffoxidausstoß, sondern auch die CO_2 -Problematik zwingen zu einem Umdenken in der Verkehrspolitik. Die Politik geht das Problem aber immer noch nicht konsequent an.

Bislang in der öffentlichen Diskussion kaum beachtet, erweisen sich heute die Ammoniakemissionen als ebenso kritisch. Hier bedarf es gleichermaßen Bemühungen, die Umweltbelastung zu reduzieren. Die Bundesrepublik gehört nach den Niederlanden zu den am stärksten mit Ammoniumstickstoff belasteten Ländern in Europa. Im Vergleich mit den anderen Bundesländern liegen die Ammoniumeinträge in Baden-Württemberg zwar in einem mittleren Bereich, doch erreichen sie auch hier eine Größenordnung, die auf Dau-

er für den Wald eine erhebliche Gefahr bedeutet (MURL, 1992).

Forstliche Gegenmaßnahmen?

Effektive Maßnahmen gegen die Walderkrankung können nur in einer drastischen Reduktion der Schadstoffbelastung der Luft bestehen. Die Forstwirtschaft selbst kann mit eigenen Mitteln nur versuchen, die Krankheitsercheinungen zu mildern, und vorbeugende Maßnahmen zur Vitalisierung und Stabilisierung der Wälder ergreifen. Hierher gehören Bodenschutzkalkungen, die, gefördert durch das Waldbauliche Sonderprogramm der Landesregierung, seit 1987 in großem Umfang auf gefährdeten Standorten durchgeführt worden sind. Dieses Kalkungsprogramm wird in den kommenden Jahren fortgeführt. Ebenfalls aus Mitteln des Waldbaulichen Sonderprogramms wird die gezielte Vorausverjüngung geschädigter Bestände finanziert. Sinn dieser schwerpunktmäßig im Schwarzwald ausgeführten sogenannten Vorbaumaßnahmen ist es, einen ausreichenden Verjüngungsvorrat an den ökologisch wertvollen Baumarten Buche und Tanne zu schaffen, um die künftige Waldgeneration zu sichern. Generell zielt das naturnahe Waldbaukonzept der Landesforstverwaltung darauf ab, durch Begründung und Erziehung standortgerechter, laubholzreicher Mischwälder die Vitalität und Stabilität der Waldökosysteme zu gewährleisten. Diese Bemühungen stellen jedoch keine Therapie dar, die den erkrankten Wald wieder gesunden läßt, solange die Schadstoffbelastung anhält. Die externen, von der Forstwirtschaft nicht unmittelbar beeinflussbaren Störungen führen langfristig zu einem Verlust an Bodenfruchtbarkeit und Produktivität der Waldstandorte und bedeuten einen Eingriff in die Substanz. Wir verstoßen damit gegen die Leitlinien forstlichen Handelns, das Prinzip der Nachhaltigkeit. Dieses besagt, daß im Wald nur so viel genutzt werden darf, wie nachwächst, und ge-

bietet daher die Erhaltung der Substanz. In dem wir von der Substanz zehren, gefährden wir die Existenz des Waldes und setzen langfristig unsere gesamten Lebensgrundlagen aufs Spiel.

Luftreinhaltung ist nach wie vor dringende Aufgabe

Die Umwelt- und Luftreinhaltungspolitik ist trotz einiger Erfolge bei der Reduktion der Schwefeldioxidemissionen immer noch gefordert, mehr zu tun. Angesichts weiterer Bedrohungen durch einen möglichen Klimawandel mit dramatischen Folgen für unsere natürliche Umwelt ist es letztlich aber Aufgabe und Pflicht der Gesellschaft und jedes einzelnen, alles mögliche zu unternehmen, um diese Gefahren abzuwenden. Auch wenn zur Zeit andere schwerwiegende gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Probleme unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, dürfen wir nicht vergessen, daß die ökologische Krise, die sich unter anderem im „Waldsterben“ äußert, noch nicht überwunden ist.

Literaturverzeichnis

- Balazs, A.; Brechtel, H. M.; Föhler, H.-W.; 1992: Saure atmosphärische Niederschlagsdeposition und ihre Auswirkungen auf die chemische Qualität von Quellwasser im Hessischen Buntsandstein-Mittelgebirge. Forstwiss. Centralblatt 111. Jg.: 156–168
- Eichhorn, J. (Hg.); 1992: 10 Jahre Waldökosystemstudie Hessen — Ergebnisse und Perspektiven. Forschungsberichte d. Hess. Forstl. Versuchsanstalt Band 15
- Eland, M.; Becker U.; Rommerskirchen, S.; 1993: Entwicklung der Emissionen des Verkehrs in Deutschland bis 2010. Energiewirtschaftliche Tagesfragen Heft 1/2: 56–63
- FBW (Forschungsbeirat Waldschäden/Luftverunreinigungen); 1989: Dritter Bericht. Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK)
- Fink, S.; 1992: Histologische und histochemische Untersuchungen zur Nährstoffdynamik in Wald-

- bäumen im Hinblick auf die Neuartigen Waldschäden. Schriftenreihe KfK-PEF Band 98 Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK)
- Gräf, E.; 1990: Ergebnisse niederschlagsanalytischer Untersuchungen in südwestdeutschen Wald-Ökosystemen. Mitteilungen der FVA Baden-Württemberg, Heft 151
- Hochstein, E.; Hildebrand, E. E.; 1992: Stand und Entwicklung der Stoffeinträge in Waldbestände von Baden-Württemberg. Allg. Forst- und Jagdzeit-schrift 163 Jg., Heft 2: 21—26
- Hofmann, G.; Heinsdorf, D.; Kraus, H. H.; 1990: Wirkung atmogener Stickstoffeinträge auf Produktivität und Stabilität von Kiefernforstökosystemen. Beiträge zur Forstwirtschaft 24: 59—73
- Kälble, F.; 1985: Reichen die Maßnahmen gegen das Waldsterben aus? Holzzentralblatt 111. Jg., H. 26: 385—386
- Kenk, G.; Spiecker, H.; Diener, G.; 1991: Referenzdaten zum Waldwachstum. Schriftenreihe KfK-PEF Band 82 Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK)
- Kölling, Chr.; 1991: Stickstoffsättigung von Wald-ökosystemen. Allg. Forstzeitschrift, H. 10: 513—517
- Kottke, I.; Oberwinkler, F.; 1992: Aufnahme und Verbleib von Nähr- und Schadstoffelementen in Ektomykorrhizen in Abhängigkeit von den umgebenden Bodenfaktoren. Forschungsbericht KfK-PEF 93. Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK)
- Luhmann, H.-J.; 1992: Was läßt sich aus der Erfahrung der Entdeckung des Waldsterbens lernen? Allg. Forstzeitschrift, H. 14: 744—746
- Möhring, C.; 1992: 10 Jahre Waldschadensforschung — Bilanz und Ausblick; herausgegeben vom Bundesminister für Forschung und Technologie — Referat Öffentlichkeitsarbeit, Bonn MURL (Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen) (Hg.); 1992: Ammoniak in der bodennahen Atmosphäre — Emission, Immission und Auswirkungen auf terrestrische Ökosysteme (Literaturstudie). Forschungsberichte zum Forschungsprogramm des Landes Nordrh.-Westf. „Luftverunreinigungen und Waldschäden“ Nr. 28
- Pahlke, U.; 1992: Langzeit-Entwicklung chemischer Bodeneigenschaften in säurebelasteten Waldstandorten Nordrhein-Westfalens — Ergebnisse einer dreifachen Bodeninventur. Forschungsberichte zum Forschungsprogramm des Landes Nordrhein-Westfalen „Luftverunreinigungen und Waldschäden“, Nr. 20
- Papen, H.; Hermann, H.; Nordhaus, R.; Rennenberg, H.; 1993: Emissionen von N₂O, NO und NO₂ aus Böden zweier Fichtenstandorte im Schwarzwald. In: Horsch et al.: 9. Statuskolloquium des PEF, 1993. Schriftenreihe KfK-PEF (im Druck)
- Rehfuess, K.-E.; 1988: Übersicht über die bodenkundliche Forschung im Zusammenhang mit den neuartigen Waldschäden. In: Horsch et al.: 4. Statuskolloquium des PEF 1988. Schriftenreihe KfK-PEF 35, Band 1: 1—26. Kernforschungszentrum Karlsruhe (KfK)
- Schöpfer, W.; Hradetzky, J.; 1984: Der Indizienbeweis: Luftverschmutzung maßgebliche Ursache der Walderkrankung. Forstwiss. Centralblatt 103. Jg. Heft 4/5: 231—248
- Ulrich, B.; Mayer R.; Khanna, P. K.; 1979: Die Deposition von Luftverunreinigungen und ihre Auswirkungen in Waldökosystemen im Solling. Schriftenreihe der Forstl. Fakultät d. Univ. Göttingen Band 58
- Ulrich, B.; 1991: Folgerungen aus 10 Jahren Wald-ökosystem- und Waldschadensforschung. Forst und Holz, 46. Jahrgang, Heft 21: 575—582

Naturschutz – Umweltvorsorge mit Zukunftsverantwortung

Kreisverwaltungsdirektor Dr. Dr. Siegfried Schwab, Umweltdezernent, Landratsamt Karlsruhe

Die „Lücke“ zwischen Schwarzwald und Odenwald wird durch ein niedriges, dick mit Löß verkleidetes und reich gegliedertes Hügelland geschlossen – die Rede ist vom Kraichgau.

Als typischer und wertvoller Ausschnitt dieses Naturraumes konnte eine rund 120 ha große Fläche auf den Gemarkungen Gochsheim, Menzingen und Oberacker der Stadt Kraichtal als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden. Mit der „Kraichbach- und Weiherbachaue“ zählt man in Baden-Württemberg genau 700 Naturschutzgebiete. In Anwesenheit des Um-

weltministers Harald B. Schäfer wurde das im Landkreis Karlsruhe liegende Naturschutzgebiet im März 1993 der Öffentlichkeit vorgestellt. (Bild 1)

Es umfaßt ein breites Spektrum wertvoller Lebensräume:

In den *Auwäldern* der Weiherbachaue fühlen sich feuchtigkeitsliebende Pflanzen und Tierarten wohl. Die *zusammenhängenden Wiesenflächen* in der Kraichbachaue bilden ein vielfältiges Grünlandmosaik und sind in dieser



1) Im Beisein von Umweltminister Harald B. Schäfer, Bürgermeister H. Kochendörfer und Kreisumweltdezernent Dr. Schwab stellte R. Wolf, Leiter der BNL das 700. Naturschutzgebiet vor.



4) Blumenwiese und Hecken bei Zeutern

Größenordnung im Kraichgau selten anzutreffen. Oberhalb der *Hangwaldbereiche*, die einen wichtigen Schutz für den Boden darstellen, schließen sich wertvolle *Streuobstbestände* an als Übergang zur ackerbaulich genutzten Hochfläche. Teilweise gehen die Streuobstwiesen auch in *sonnenexponierte Steilhänge* über, die früher weinbaulich genutzt wurden und heute weitgehend brachgefallen sind.

Innerhalb dieser Lebensraumkomplexe finden sich Kleinstrukturen wie Stufenraine, Hohlwege, bachbegleitende Gehölzbestände, Kleingewässer und verschiedene Feuchtgebietsausbildungen.

Der Landkreis Karlsruhe setzte aber auch in jüngster Zeit Marksteine für eine kreisweite Biotopvernetzung. Ein kreisweites Leitbild für eine Biotopvernetzungsplanung wurde in Auftrag gegeben. Wie wichtig eine solche

Planung ist, unterstreicht Landrat Dr. Dittney in seinem Geleitwort:

„Der Mensch hat sich ein eigenes Ökosystem geschaffen. Durch beliebigen Einsatz von Energie und Stoffen hat er sich eine Umwelt geschaffen, die ihn seiner bisherigen Ängste vor den Naturgewalten entledigt. Regen, Schnee, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne sind für ihn genauso marginale Ereignisse wie Blitz und Donner.

Die Gärten in unseren Siedlungen zeigen, daß wir, was Grün betrifft, heute über den Erkenntnisstand der Architektenpetersilie zumeist noch nicht hinausgekommen sind. Die Natur muß nicht nur in unseren Siedlungen weichen, sie wurde auch aus der Luft, aus dem Wasser, aus dem Boden verdrängt und wurde ersetzt durch Luftschadstoffe, Abwärme, Lärm, Abwasser und Altlasten.



2) *Hoblwege* — ökologische Kleinode im Kraichgau
(Hatzelbergböhle in Östringen-Odenheim)

Nehmen wir unsere Verantwortung für nachfolgende Generationen ernst, darf es so nicht weitergehen.“

Die Biotopvernetzung ist ein Konzept zur ökologisch-landwirtschaftlichen Gestaltung unserer Kulturlandschaft. Hier werden ökologische Maßnahmen mit landwirtschaftlich-fachlichen Maßnahmen zu einem gemarkungsbezogenen Gesamtkonzept — Biotopvernetzungskonzeption — zusammengefaßt. Dadurch will man einer ökologischen Verarmung unserer Landschaft und Verinselung von Naturschutz durch ein konzeptionelles Vorgehen begegnen. Ziel des Biotopverbundes ist es, im Rahmen einer räumlichen Zielplanung der Isolierung von Lebensräumen durch sektorale Fachplanungen Einhalt zu gebieten. Es geht nicht mehr allein um die Erhaltung von Einzelgebilden und Kleinflächen wie etwa Naturdenkmälern, sondern um

den Lebensraumschutz auf der gesamten Fläche.

Die Bemühungen um einen kleinräumigen und sektoralen Einzelartenschutz oder Biotopschutz und Verinselung parzellenhafter Restnatur sind weitgehend überholt. Strukturvielfalt der Landschaftsräume (Wiesen, Baumgruppen, Gebüsch und Hecken) bedeutet Lebensraumvielfalt. Die Bestrebungen bei der Sanierung und Gestaltung unserer Landschaft orientieren sich deshalb heute an dem großflächigen Verbreitungsvermögen von Pflanzen und Tieren. Nur ein Natur- und Umweltschutz, der die gesamte Fläche in sein Handlungsprogramm einbezieht, ist letztendlich erfolgreich und berücksichtigt ökologische Zusammenhänge. Die Natur ist ein komplexes Gefüge ähnlich einem Mobile. Sobald ein Glied dieser Kette ausfällt, brechen sofort weitere Teile auseinander. Stirbt



3) Baumwurzeln — „Lebensadern“ als typisches Zeichen der Hohlwege

— eine Pflanzenart aus, so sind zugleich mindestens vier Tierarten gefährdet, denn so viele ernähren sich von dem verschwundenen Teil der Natur. Nach dem Vorbild der historischen Kulturlandschaft soll wieder ein netzartiges Gefüge der Feldflur entstehen. (Bild 4) Das kreisweite, raumspezifische Leitbild für die Biotopvernetzung erfaßt alle wesentlichen agrarökologischen, landwirtschaftlichen und naturschutzrelevanten Daten. Ihre Bewertung sowie Einarbeitung und Umsetzung eines Maßnahmenkatalogs setzt eine enge Zusammenarbeit von Landwirten, Bürgern, Gemeinden, Verbänden und den Behörden voraus.

Das erste Ersatzbiotop für bedrohte Sandrasenarten im Rahmen des Trockenbiotopprogramms im Landkreis Karlsruhe wurde im Frühjahr 1993 in Bad Schönborn vorgestellt. Pflanzen- und Tierarten der mageren Sandbiotope sind stark bedroht. Selbst in der

Rheinebene sind nur noch ganz wenige Restflächen zu finden, die den Ansprüchen der hochempfindlichen und meist sehr konkurrenzschwachen Arten genügen.

Die meisten Sandflächen sind verloren gegangen. An einigen Stellen wurde Sand abgebaut, andere wurden überbaut, wieder andere aufgeforstet. So kam es, daß nur noch winzige Restareale vorhanden sind, die ihrerseits oft bedroht sind. Größtes Problem aber ist, neben der zunehmenden Eutrophierung durch Düngereintrag aus der Luft, die hochgradige Verinselung der Restbiotope. Die Entfernung ist meist so groß, daß die Pflanzen und Tiere keine Chance haben, sich wieder auszubreiten oder auch nur den Bestand zu erhalten.

Zahlreiche Arten der Sandbiotope kommen nur noch an wenigen Orten in kleinen Restpopulationen vor, die für sich nicht überlebensfähig wären. So kommt beispielsweise die

„Große Kreiselwespe“ nur noch an zwei Stellen in Nordbaden vor. Der „Walker“, ein dekorativer großer Verwandter des Maikäfers, war früher in der Rheinebene an manchen Orten sehr häufig. Auch er ist heute vom Aussterben bedroht. Die „Sandrapunzel“, eine kleine blaubühende Art der Sandrasen, ist ebenfalls fast verschwunden. Von der „Steppenwolfsmilch“ gibt es nur noch wenige Exemplare. Diese Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Allen diesen Arten fehlt der geeignete Lebensraum.

Daher haben die Naturschutzverbände in Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und dem Landratsamt Karlsruhe 1991 begonnen, ein Trockenbiotop-Programm ins Leben zu rufen. Ziel ist es, in kleineren räumlichen Abständen neue Biotope zu schaffen, die den bedrohten Arten als Trittstufen dienen können. Man hofft dabei auch auf die Chance, daß sich manche Arten aus den „Arche-Noah-Reservaten“ wie den unter Naturschutz stehenden Gebieten „Frankreich“ bei Wiesental oder den Sandgebieten der Wilhelmsäcker bei Spöck auch wieder ausbreiten können.

Ein erstes derartiges Ersatzbiotop wurde kürzlich am Philipp-See auf Gemarkung Bad Schönborn fertiggestellt. Auf mehreren Hektar Flächen wurden am Rand des Baggersees Rohbodenflächen angelegt, die bewußt nicht mit Mutterboden bedeckt wurden. Die Flächen werden zusätzlich gegliedert durch wallartige Aufschüttungen, durch Kiesflächen und Steinhäufen aus größeren Kieskörnungen, die wie die traditionellen Lesesteinhäu-

fen wirken. Die Sand- und Kiesflächen werden im Sommer extrem heiß und bieten damit gerade den hitze- und trockenheitsliebenden Arten Lebensraum. Heuschreckenarten wie die „Blaufügelige Ödlandschrecke“ sollen sich in den Lesesteinhäufen wohl fühlen können, Wildbienen ihre Brutröhren in die Böschungen graben. Neben den reinen Sandflächen sollen Flächen für Wildkräuter die nötigen Nektar- und Pollenvorräte liefern.

Ein weiterer Schwerpunkt der umweltpolitischen Aktivitäten im Landkreis Karlsruhe ist in den letzten Jahren die Sanierung von Hohlwegen. (Bild 2)

Hohlwege sind lebendige Zeitzeugen der Kulturgeschichte in der vom Löß geprägten Landschaft des Kraichgaus. Hohlwege weisen Steilwände mit teilweise freigelegten Wurzeln und einer unbefestigten Hohlensohle auf.

Hohlwege bieten eine Unzahl unterschiedlicher Pflanzenstandorte:

Robien, Berg-Ahorn, Schwarzer Holunder und Stieleiche sind nur einige Gehölze.

Daneben finden sich etwa in der 1992 in Östringen-Odenheim sanierten Hatzelberghohle Glatthafer, Magerrasen und drei Vorkommen des Großen Windröschens.

Hohlwege mit ihren oberflächigen Wurzeln, ihrem Begleitgrün wie wilder Rebe, Brombeerhecken und an den Baum hochranken dem Efeu, dem fröhlichen und unbekümmerten Vogelgesang sind ein Kleinod in der Landschaft. Unvorstellbar, daß sie noch vor wenigen Jahren als „Müllplätze“ genutzt wurden. (Bild 3)

rettet den Wald
sauvez la forêt
salvate il bosco
salvai il god
save our woods



Hans Erni, „rettet den Wald“, 1983, Plakat

Felix Wankel

der fast vergessene Motorenpionier aus Lahr
und die Entwicklung des Wankelmotors

Joachim Schaier, Mannheim

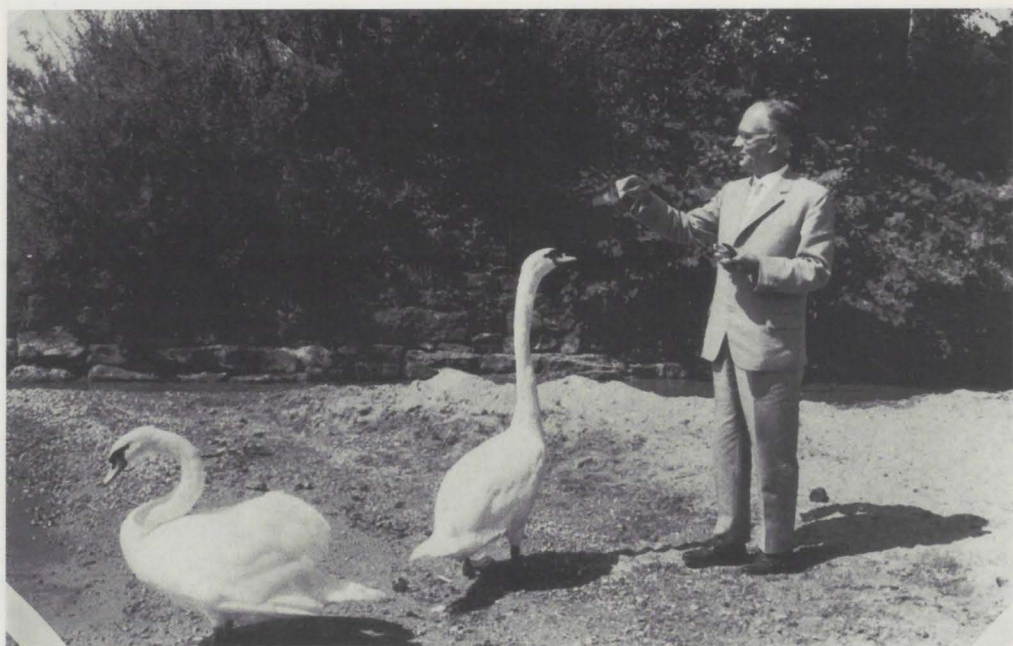
Wenn man die Entwicklung der Automobiltechnik Revue passieren läßt, fallen einem sofort die großen Erfinderpersönlichkeiten ein, die maßgeblich zum Erfolg des besonders heute wieder umstrittenen Gefährts beigetragen haben: Nikolaus Otto, der die erste nach dem Viertaktverfahren arbeitende Verbrennungskraftmaschine baute oder der Ingenieur Rudolf Diesel, der 1893–97 den nach ihm benannten Motor konstruierte. Andere bedeutende Erfinder auf dem Gebiet des Automobilbaus stammten aus Südwestdeutschland. Der Maschinenbauingenieur Gottlieb Daimler aus Schorndorf entwickelte 1882 zusammen mit Wilhelm Maybach in Cannstadt einen kleinen, schnellaufenden Benzinmotor mit Glührohrzündung. Der Karlsruher Erfinder Carl Benz gründete 1883 in Mannheim die Benz & Cie. Gasmotorenfabrik, aus der 1886 der dreirädrige Benz Motorwagen hervorging. Dies waren aber nur die ersten und bekanntesten Spitzenleistungen im Automobilbau. Gerade Mannheim beherbergte im Laufe der Zeit noch andere, aber weniger bekannte Firmen wie die Fulmina — Werke in Friedrichsfeld (1911 in Mannheim-Käfertal gegründet), die bis 1926 Automobile herstellten.¹⁾ Wenige Jahre später gründete der Konstrukteur Ferdinand Porsche 1931 in Stuttgart-Zuffenhausen die spätere Dr. Ing. h. c. F. Porsche AG. Und diese Entwicklung dauerte an. Bereits 1973 war Baden-Württemberg auch umsatzmäßig „bedeutendster Standort“ für den Straßenfahrzeugbau in der Bundesrepublik.²⁾ Diese Stellung wurde bis heute ausgebaut. Bis 1989 vergrößerte sich der Beschäf-

tigtenanteil in diesem Sektor auf 26,5%. Diese Beispiele zeigen, daß man zu Recht Südwestdeutschland ein Pionierland des Automobilbaus nennen muß.

Um so erstaunlicher ist es aber dann, wenn ein weiterer bedeutender Pionier des Motorenbaus aus diesem Landesteil fast in Vergessenheit geraten ist. Gemeint ist der Erfinder Dr. Ing. h. c. Felix Wankel (Geb. am 13. Aug. 1902 in Lahr, gest. am 9. Okt. 1988 in Heidelberg).³⁾ (Foto 1, Felix Wankel beim Schwännefüttern: Natur als zweite Leidenschaft des Erfinders) Ihm gelang es nach Jahrzehnte langer Arbeit, 1954 den ersten funktionstüchtigen Drehkolbenmotor der Welt (DKM 54) vorzustellen, der später in modifizierter Form unter dem Namen Wankelmotor in den 1960er/70er Jahren für erhebliche Aufmerksamkeit sorgte. Mit diesem Aggregat stellte Felix Wankel dem bis dahin dominierenden Hubkolbenmotor ein ernst zu nehmendes Pendant an die Seite.

Vor der bahnbrechenden Erfindung von Felix Wankel im Jahre 1954 trieben ausnahmslos Hubkolbenmotoren die Automobile an. Bei diesen Maschinen muß die Auf- und Abbewegung der Kolben in den Zylindern umständlich durch Pleulstange und Pleulwelle in eine rotierende Bewegung überführt werden. Zusätzliche Gewichte für den Massenausgleich sind erforderlich, die den Motor aber schwerer und unerfreulich kompakt werden lassen.

Der Wankelmotor hingegen erzielt mit seinem Dreieckskolben, der in einem äußeren drehenden Rotor um eine Achse kreist, die



Felix Wankel beim Schwänefüttern: Natur als zweite Leidenschaft des Erfinders

erforderliche Drehbewegung auf direktem Wege. (Foto 2, Die wichtigsten Bauelemente des Wankelmotors: Außentrochoide und Innenläufer) Der Wegfall sonst notwendiger Bauteile führt zu kleineren Abmessungen und geringerem Gewicht. Außerdem versprach das Rotationsprinzip, den mechanischen Wirkungsgrad im Vergleich zum Hubkolbenmotor um ca. 10% zu erhöhen. Die große Laufruhe des drehfreudigen Motors ließ auf großen Fahrkomfort hoffen. Aber abgesehen von diesen Nützlichkeitsabwägungen für den Automobilbau ging es Felix Wankel in erster Linie um die Realisierung eines von ihm favorisierten technischen Prinzips: Einen turbinenartigen Motor mit ähnlichen Eigenschaften zu schaffen.

Er betrat dabei kein absolutes Neuland, sondern konnte auf eine umfangreiche Forschungstradition zurückgreifen, die sich mit

dem Prinzip des Rotationskolbens bereits um 1600 befaßt hatte.⁴⁾ Ein sehr frühes Beispiel waren die Darlegungen des italienischen Ingenieurs Agostino Ramelli von 1588, in denen er u. a. rotierende Verdrängerpumpen vorstellte.⁵⁾ Viele andere Mechaniker und Ingenieure befaßten sich in den folgenden Jahrhunderten mit ähnlichen Problemen, darunter auch so prominente wie James Watt. Jedoch erwiesen sich alle Bemühungen, eine funktionstüchtige Rotationskolbenmaschine zu bauen, als Fehlschläge. Und unter etablierten Ingenieuren galt es noch zu Zeiten Felix Wankels als undurchführbar, eine solche Maschine zu bauen. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er sich mit diesem Motor bereits in den 20er Jahren befaßte:

„Seit dem Winter 1924 zuckte manchmal in mir der Gedanke eines Benzinmotors ohne hin- und hergehenden Kolben, aber auch nicht rein turbi-

*nenmäßig mit Strahl und Schaufeln, sondern mit einer Art drehendem Kolben und ausweichendem Zylinderboden.*⁶⁶⁾

Den Motor nannte Wankel entweder Kolbenschaufelturbine oder Kolbenturbine in Anlehnung an die mit Strahl und Schaufeln arbeitende Verbrennungsgasturbine, die damals in Mannheim zum Laufen gebracht worden war. Wankels Turbine sollte aber zum Unterschied denselben Gaskraftvorgang wie bei einer herkömmlichen Kolbenzylindermaschine absolvieren: Ansaugen, Verdichten, Entzünden, Ausdehnen, Ausschieben. Die entscheidende Veränderung lag nach Felix Wankel darin, daß diese Arbeitsgänge nicht in einer Hin- und Herbewegung mit Kolben in Zylindern erfolgen sollten, sondern in einer Drehung. Nach seiner Vorstellung sollte, kurz ausgedrückt, das Viertaktverfahren des Ottomotors in einen kreisförmigen Bewegungsablauf integriert werden. Damit war das Ziel seiner Erfinderarbeit im Bereich Rotationskolbenmotor definiert. Es war im Falle Wankels eine primär technisch und nicht kommerziell motivierte Arbeit. Ihm ging es in erster Linie darum, eine möglichst erschütterungsfrei laufende Kraftmaschine zu erfinden und um ein technisches Prinzip zu realisieren.

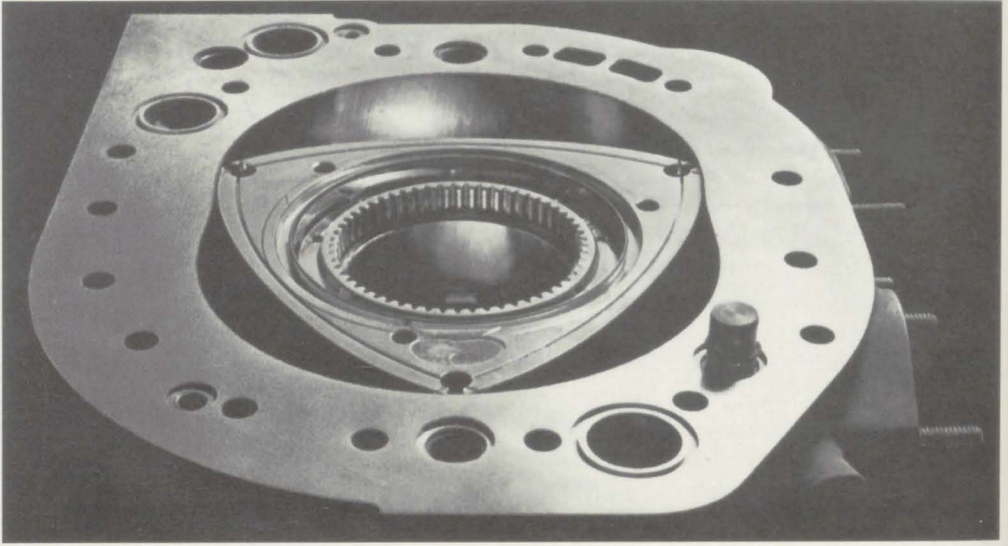
Dabei konnte er nur sehr bedingt auf Vorarbeiten zurückgreifen. Denn obwohl es Forschungen und zahlreiche Patente auf dem Gebiet der Rotationskolbenmaschinen gab, fehlte die Kontinuität. Es handelte sich mehr oder weniger um vergessene Fehlschläge. Deshalb mußten sich Felix Wankel und seine späteren Ingenieure mit sehr grundsätzlichen technischen Problemen befassen: Wie sollten veränderbare Brennräume in einem Kreissytem zustande kommen? Wie mußten sie aussehen? Hunderte von Möglichkeiten waren durchzuspielen und auszuprobieren.

Der Beginn dieses anspruchsvollen Programms gestaltete sich sehr bescheiden. Nach einer abgeschlossenen Ausbildung zum Verlagskaufmann betrieb der angehende Erfin-

der in einem Heidelberger Hinterhofgebäude eine Werkstatt und Zylinderschleiferei für Automobile, wo er mit wenigen Mitarbeitern kleine Aufträge erledigte. Aus dieser Phase ging 1926 ein eigenwilliges Fahrzeug mit Namen „Teufelskäfer“ hervor, das die Form eines Zylinders hatte. (Foto 3, Das erste von Felix Wankel gebaute Automobil: Der „Teufelskäfer“ von 1926) Es handelte sich um den Umbau eines gängigen Automobils. Felix Wankel notierte die Fahreindrücke mit diesem Vehikel in seinem Tagebuch:

„Morgens wird der Teufelskäfer in den Werkstatt-hof geschoben, ein paarmal mit dem Getriebe Anfahren geprobt und dann fährt er mit Messerschmidt am Steuer hinaus auf die Straße. Zum ersten Male am hellen Tag. Paulchen versucht ein Stück nachzuradeln, aber das Untier entwezt ihm bald in Richtung Rohrbach. Nach einiger Zeit kehrt das Donnerwetter auf Rädern heim. Fahrt war gut, Lärm im großen Gang auf guter Straße erträglich, im kleinen Gang höllisch. Geschwindigkeit um 80 km, die Opel- und Hanomagkleinautos werden glatt abstinken müssen, trotz unserem kleinen Motor.“⁶⁷⁾

Parallel zu diesen halb spielerischen Versuchen beschäftigte sich Felix Wankel bereits sehr intensiv mit Schiebersteuerungen, die die üblichen Ventile an Verbrennungsmotoren ersetzen sollten. Er führte dazu 1929/30 zahlreiche Versuche an umgebauten Motorradmotoren durch. Er drehte dazu in den Zylinderkopf ein Feingewindeloch, um dort verschiedene Dichtteile zu untersuchen. Es ging um die Wechselwirkung von Dichtteilen, Gas- und Öldruck. Diese Arbeiten lieferten ihm wertvolle Aufschlüsse über Abdichtungsprobleme, die für den späteren Drehkolbenmotor relevant wurden. Insbesondere in den 30er Jahren konzentrierte sich Wankel auf Schiebersteuerungen und arbeitete im Auftrag namhafter Unternehmen wie der BMW München 1932–36 und der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (DVL) in Berlin 1936–45. Die DVL finanzierte ihm 1936 die Einrichtung der „Wankel-Versuchs-



Die wichtigsten Bauelemente des Wankelmotors: Außentrochide und Innenläufer

Werkstatt“ in Lindau/Bodensee. Damit war der erste Schritt zu einer staatlich geförderten Forschungsanstalt getan. In den Jahren zuvor 1934—36 hatte Wankel seine Arbeitsstätte in das Wohnhaus seiner Mutter nach Lahr verlegt. In den 40er Jahren entwickelte er u. a. schiebergesteuerte Flugmotoren für das Rüstungsprogramm der Reichsluftwaffe. Für seine erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet der Abdichtung erhielt er 1943 eine Anerkennungsprämie der Lilienthal-Gesellschaft.

Nach Kriegsende widmete er sich wieder verstärkt der Entwicklung des Rotationskolbenmotors und erdachte 1946 als Hilfe für die Auswahl der geeigneten Varianten bezüglich des Verhältnisses von rotierendem Gehäuse und ebenfalls sich drehendem Innenläufer eine systematische Einteilung aller möglichen Bauarten solcher Maschinen. Sie diente zunächst der eigenen Orientierung, welche Konfiguration der gerade bezeichneten Maschinenteile die erfolgversprechendste war, um geschlossene Brennkammern und ein Viertaktverfahren zustande zu bringen. Diese Erkenntnisse erschienen erst 1963 in Buch-

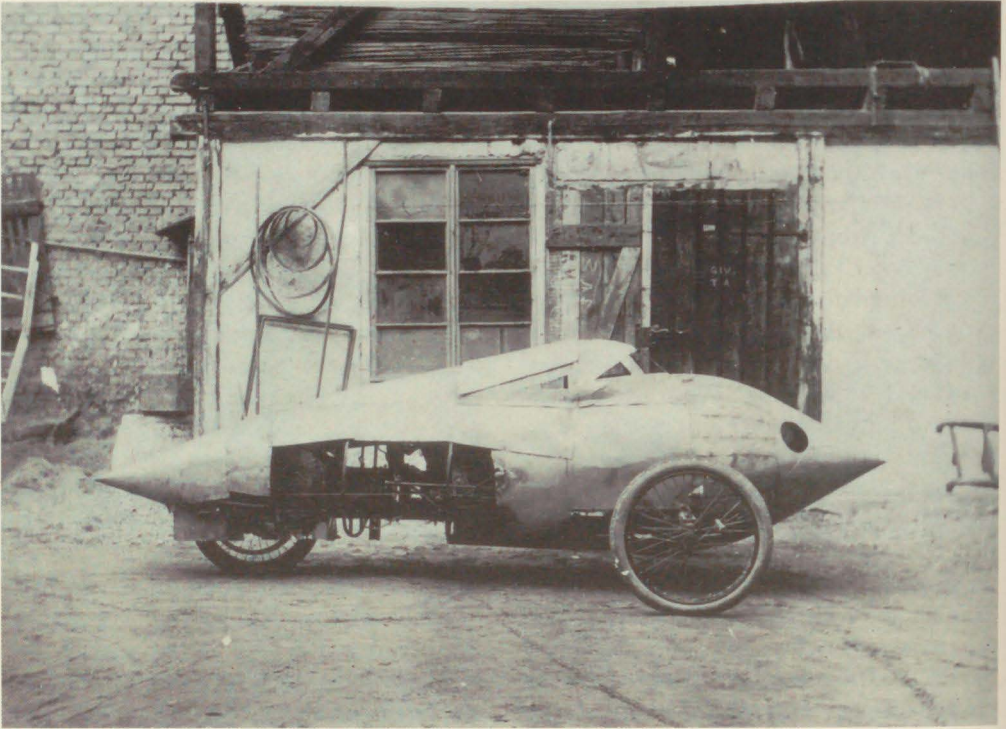
form.⁸⁾ Allgemein verstand sich Felix Wankel primär als Praktiker, dem theoretische Deduktionen fernlagen. Eine kontinuierliche Weiterarbeit am Wankelprojekt gestaltete sich zunächst schwierig, weil die Siegermächte zahlreiche Unterlagen und Geräte beschlagnahmten oder demontiert hatten. Außerdem zog die Lindauer Versuchswerkstatt 1951 in das Wohnhaus Wankels am See um und wurde wegen der politischen Belastung aus dem Krieg in „Technische Entwicklungsstelle“ (TES) umbenannt. Das Haus entsprach durchaus nicht heutigen Vorstellungen von einer Forschungsstätte. Die Entwicklungsarbeit leistete das Wankelteam nämlich in den engen Wohnräumen des Ehepaares, wobei der Küchentisch als Versuchsplattform erhalten mußte. Der Schritt von den privat akzentuierten Forschungsbedingungen eines Wohnhauses hin zur öffentlich anerkannten Forschungseinrichtung mit entsprechendem Gebäude erfolgte erst 1961 nach der geglückten Erfindung des Drehkolbenmotors DKM 54 und durch die Einnahmen aus dem Verkauf von Lizenzen. Erst in diesem Jahr, als

Wankels TES außerdem in die Fraunhofer-Gesellschaft eingegliedert wurde, bezog das Institut ein eigens für ihre Forschungszwecke errichtetes Gebäude ebenfalls in Lindau, das Felix Wankel selber entworfen hatte. (Foto 4, Die „Technische Entwicklungsstelle“ TES des Felix Wankel in Lindau/Bodensee seit 1961) Neben der Arbeit am Drehkolbenmotor befaßte sich der Erfinder nach dem Krieg weiterhin mit Abdichtungsfragen. 1951 wurden zwischen dem „Dichtungsphilosophen“ Felix Wankel und den Goetze-Kolbenring-Werken/Burscheid die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Kolbenabdichtung wieder aufgenommen.

Das Jahr 1954 brachte den entscheidenden Durchbruch. Nach zahllosen Versuchen fand Felix Wankel die richtigen Kammerformen für seinen Motor: Eine leicht eingeschnürte Acht für die rotierende Außenkammer und den charakteristischen dreiecksförmigen Kolben als ebenfalls um dieselbe Achse drehender Innenläufer. Das Viertaktverfahren war gewährleistet. Ventile wie beim konventionellen Hubkolbenmotor entfielen. Der Drehkolbenmotor erhielt die Bezeichnung DKM 54. Diese bahnbrechende Erfindung bezeichnete den „Endpunkt einer jahrhundertelangen Entwicklung“.⁹⁾ Die Motorenpalette wurde durch dieses völlig neuartige Aggregat bereichert.

Der Weg dorthin gestaltete sich äußerst schwierig. Denn es mußten erst die technischen Voraussetzungen geschaffen werden, um die eigentliche Arbeit am Motor durchführen zu können. So konzipierte beispielsweise Wankels langjähriger Mitarbeiter Dipl.-Ing. Ernst Höppner Anfang der 50er Jahre ein Gerät, mit dessen Hilfe die nahezu unüberschaubar große Zahl möglicher Drehkolbenmotoren ihrem Prinzip nach schneller gezeichnet werden konnte. Er realisierte auch die neue Werkzeugmaschine (Trochoidenschleifmaschine), mit der die komplizierte Form des Motorengehäuses überhaupt erst hergestellt werden konnte.

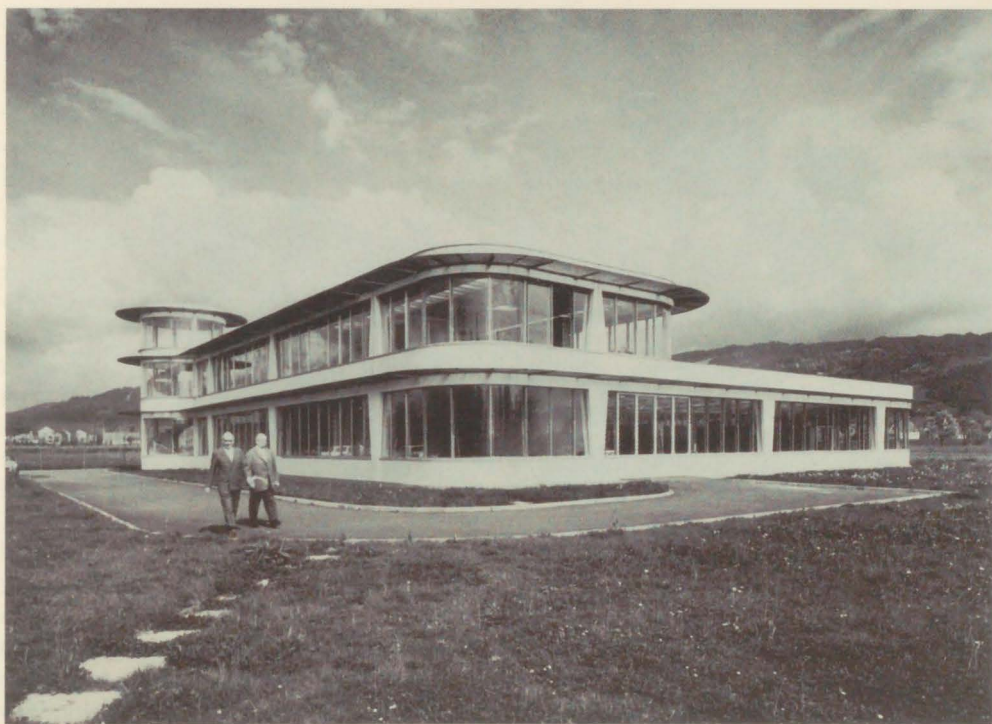
Mit der Erfindung des Drehkolbenmotors DKM 54 traten die Bemühungen um den Rotationskolbenmotor insofern in eine neue Phase, als sich die NSU Werke AG Nekarsulm für diesen Motor ernsthaft zu interessieren begannen. Felix Wankel bemühte sich bereits 1951 um erste Kontakte zu diesem Unternehmen und fand im dortigen Entwicklungsleiter Dipl.-Ing. Dr. Walter Froede ein offenes Ohr. Zuvor versuchte Wankel, andere namhafte Motorenhersteller wie die Maschinenfabrik Köln-Deutz für seine Ideen zu gewinnen. Doch hielt man sich dort wie auch bei anderen Firmen sehr zurück. Die Meinung über den Rotationskolbenmotor war bei NSU ebenfalls gespalten. Das Unternehmen, das seinen Ruf eher der Produktion von Zweirädern verdankte, stieg 1957/58 wieder in die PKW-Produktion ein, um die nachlassende Motorradkonjunktur aufzufangen und um den Anschluß an den rapiden Aufschwung in der Automobilfertigung nicht zu verpassen. Bei dieser Neuorientierung sollte Wankels Drehkolbenmotor eine wichtige Rolle spielen. Denn mit diesem High-Tech-Aggregat wollte NSU seine Produktpalette gegenüber der Konkurrenz profilieren. Die Kooperation mit NSU war für Felix Wankel ein wichtiger Schritt, seine Motorenidee mit Hilfe eines zwar kleinen, aber innovationsfreudigen Automobilherstellers zu realisieren. Das erste Resultat aus dieser Zusammenarbeit konnte 1957 gefeiert werden, als auf einem Motorenprüfstand der NSU-Werke der „erste zukunfts-trächtige Drehkolbenmotor in der Geschichte“¹⁰⁾ lief. Er leistete mit nur 125 ccm Kammervolumen bei 17 000 U/min 29 PS. Ein Jahr später entschlossen sich die Ingenieure bei NSU, diesen Drehkolbenmotor in seiner Konstruktion zu vereinfachen, um eine spätere Serienfertigung für Automobile zu ermöglichen. Die Außenkammer wurde stillgesetzt, so daß nur noch der innere Dreieckskolben rotierte. Die hohe Drehzahl der ursprünglichen Bauart, die kennzeichnend für diesen Motor war, wurde



Das erste von Felix Wankel gebaute Automobil: „Der Teufelskäfer“ von 1926

gedrosselt. Der Dreieckskolben saß nunmehr auf einer Exzenterwelle und drehte sich zusätzlich um sich selbst. Diese neue Variante mußte mit Gewichten ausgewuchtet werden. Felix Wankel war allerdings mit dieser „Verstümmelung“ seiner Ursprungsidee wenig einverstanden, weshalb sich die Zusammenarbeit zwischen ihm und NSU reduzierte. Bald nach der kinematischen Umkehrung des Wankel'schen Drehkolbenmotors bei NSU zu einem Kreiskolbenmotor System NSU/Wankel wurde der neue Antrieb erstmals 1960 zu Versuchszwecken in einen NSU Prinz III eingebaut. Im selben Jahr wurde der Kreiskolbenmotor im Deutschen Museum in München einem zahlreich erschienenen Fachpublikum in Vorträgen und in der Praxis vorgestellt. Die allgemeine Skepsis konnte allerdings nicht ganz ausgeräumt werden. Bei

NSU ging man daran, den NSU/Wankelmotor in ein Serienautomobil einzubauen. Aus dem NSU Sport Prinz, einer Kreation des italienischen Karosserieschneiders Giuseppe Nuccio Bertone, entstand nach Umbau der NSU Spider mit Einscheiben-Wankelmotor im Heck. Das Fahrzeug wurde 1963 als erstes serienmäßiges Automobil mit Wankelmotor in der Welt auf der IAA Frankfurt präsentiert. (Foto 5, Das erste serienmäßige Automobil mit Wankelmotor: Der NSU Spider von 1963) Der Motor leistete bei einer Kammergröße von 500 ccm 50 PS bei 6000 U/min. Die Höchstgeschwindigkeit lag bei 150 km/h. Von diesem Modell wurden nur 2375 verkauft. Es war für den sportlich-technisch ambitionierten Fahrer gedacht und sollte außerdem die Zuverlässigkeit des neuen Motors im Alltagsverkehr demonstrieren, was



„Die technische Entwicklungsstelle“ TES des Felix Wankel in Lindau/Bodensee seit 1961

nicht in allen Belangen gelang. Die Abdichtung machte beispielsweise noch Probleme und führte zu den berüchtigten Rattermarken auf der Innenfläche der Außenkammer. Abgesehen von technischen Unzulänglichkeiten, die u. a. auf eine allzu zügige Entwicklung rückführbar waren, darf nicht vergessen werden, daß NSU weiterhin den konventionellen Hubkolbenmotor bevorzugte. Allein vom NSU Prinz 1000 wurden zwischen 1964 und 1967 immerhin 207 428 Stück gebaut.¹¹⁾ Da der äußerst drehfreudige Wankelmotor eher für ein Fahrzeug der Oberklasse in Frage kam, beschloß man bei NSU einen erheblich leistungsstärkeren Motor für ein repräsentatives Modell zu bauen, das mit vergleichbaren Automobilen dieser Kategorie konkurrieren sollte. Dabei kam den NSU-Ingenieuren die Möglichkeit beim Wankelmotor entgegen,

nach Baukastenart einfach eine weitere Brennkammer anzufügen, so daß ein Aggregat mit nur 2mal 498 ccm Kammervolumen 115 PS bei 5500 U/min leistete. Die Höchstgeschwindigkeit lag bei 180 km/h. Der relativ kleine Wankelmotor besaß weniger Teile als ein Hubkolbenmotor und konnte mit einem günstigeren Leistungsgewicht aufwarten. Er kam mit einer geringeren Oktanzahl aus und eignete sich für bleifreies Benzin. Der extrem lange Radstand, die komfortable Federung und nicht zuletzt der geräuscharme Lauf des Zweischeiben-Wankelmotors ließen eine recht angenehm zu fahrende Reiselimousine entstehen. Die kleinen Baumaße des Motors erforderten wenig Platz, so daß die Frontpartie sehr flach ausfallen konnte und einen niedrigen Cw-Wert von 0.36 ergab.¹²⁾ Das futuristische Design der Karosserie, die Claus



Das erste serienmäßige Automobil mit Wankelmotor: Der NSU Spider von 1963

Luthe von NSU schneiderte, war die kongeniale Ergänzung zum revolutionierenden Motor. Der NSU Ro 80 war in seiner Zeit ein Signum für Modernität. Die Fachpresse kürte ihn denn auch nach Erscheinen auf der Frankfurter IAA 1967 zum „Auto des Jahres“. Bis Produktionsende 1977 wurden 37 395 Stück gebaut.

Bei den vielen fortschrittlichen Merkmalen des NSU Ro 80 wundert man sich, daß dieses Fahrzeug nicht weiter produziert und die Entwicklung des Motors mit der Ausnahme Japans letztlich nirgendwo ernstlich weitergetrieben wurde. Die zahlreichen namhaften Lizenznehmer wie die Curtiss-Wright Corp. USA, die Daimler-Benz AG u. a. gaben nach und nach ihre Entwicklungsarbeit auf. (Foto 6, Das fahrende Testlabor der Daimler-Benz AG mit Wankelmotor: Der C 111 von 1969/70) Für eine Erklärung muß ein ganzes Ursachenbündel herangezogen werden, das nicht nur rein technische, sondern auch merkantile, organisatorische, unternehmenspolitische, mentale und gesellschaftliche Aspekte umfaßt.

Wie sogar 1977 die Herstellerfirma NSU einräumte, — sie war allerdings bereits 1969 zusammen mit der Audi Auto Union AG Bestandteil des VW-Konzerns geworden — war der Wankelmotor mit Erscheinen am Markt technisch „noch nicht ausgereift“ gewesen.¹³⁾ Die schwierigsten Probleme stellten die Dichtleisten, die zu schnell verschlissen. Ein geeignetes Material war damals noch nicht gefunden worden. Dazu kamen Probleme mit der Zündanlage, denn die handelsüblichen Kerzen erwiesen sich als ungeeignet.¹⁴⁾ Auch die Kühl- und Schmiersysteme bargen noch manche Schwierigkeiten. Als sehr nachteilig auf das Kaufinteresse wirkte sich der relativ hohe Benzinverbrauch aus, der bei etwa 17–25 l/100 km lag. Als 1973/74 die Ölkrise zu einem Umdenken in der Automobilindustrie zwang, stand der Aspekt des sparsamen Verbrauchs im Vordergrund. Die sich ebenfalls Mitte der 70er Jahre verschärfenden Abgasbestimmungen für Personenkraftwagen benachteiligten zusätzlich den Wankelmotor, da er damals noch vergleichsweise hohe Werte beim Ausstoß von Kohlenmonoxid und Kohlenwasserstoff aufwies.

Eher technisch-organisatorische Schwierigkeiten gab es im Bereich der Fertigungstechnik, die ja für Hubkolbenmotoren ausgelegt worden war.¹⁵⁾ Die Änderungen für die Produktion von Wankelmotoren im großen Stil hätten erhebliche Kapitalmittel erfordert, die aber die großen europäischen und amerikanischen Automobilhersteller sich scheuten einzusetzen. Die Herstellung der Motoren selber verlangte außerordentlich präzise arbeitende neue Werkzeugmaschinen, die die komplizierten Kammerformen heraus- und bearbeiten konnten. Die Verwendung besonders beschichteter Metalle für die Brennrauminnenfläche trieb die Kosten zusätzlich in die Höhe.

Ein weiteres Handikap für eine größere Verbreitung des Wankelmotors bei seinem Erscheinen lag im Mangel an Fachkräften und im unzureichenden Wartungsnetz.¹⁶⁾ Reparaturen konnten nur in wenigen Werkstätten ausgeführt werden, was potentielle Käufer eines solchen Fahrzeugs abschrecken mußte. Aber abgesehen von den technisch-organisatorischen Schwierigkeiten gabe es Widerstände innerhalb der damaligen etablierten Automobilindustrie, die eine mögliche Konkur-

renzsituation durch einen neuen Motor nicht entstehen lassen wollte¹⁷⁾, obwohl die Fahrzeuge mit Wankelmotor keinesfalls als „realistische Alternative zum Hubkolbenmotor“ auftraten¹⁸⁾, sondern vielmehr als Marktsegment für eine bestimmte Kundenschicht konzipiert worden waren, die den technisch-gestalterischen Reiz eines NSU Ro 80 zu schätzen wußte.¹⁹⁾ Die Behauptung einer solchen Marktnische stieß allerdings angesichts eines generell verbreiteten konservativen Kundengeschmacks²⁰⁾ an ökonomische Grenzen. Diesem Aspekt schien die neue Konzernleitung bei VW und damit auch bei NSU Rechnung zu tragen. Die künftige Modellpolitik sollte nämlich ausschließlich in Richtung Weiterentwicklung des Hubkolbenmotors gehen. Standardisierungs- und Normierungsprozesse in der Automobilindustrie gaben den konstruktiven Rahmen vor²¹⁾ und beeinflussten auch das Schicksal des Wankelmotors.

Trotzdem ging die Arbeit an diesem Motor nach 1977 weiter — allerdings ausschließlich in Japan. Bereits 1961 kaufte der dortige Konzern Toyo Kogyo Co. Ltd. (MAZDA) Lizenzen für den Wankelmotor und entwick-



Das fahrende Testlabor der Daimler-Benz AG mit Wankelmotor: Der C 111 von 1969/70

kelte ihn kontinuierlich weiter. Die Probleme des Dichtleistenverschleiß, des Benzinverbrauchs und der Abgase wurden dort schrittweise gelöst. Der Konzern wagte sogar das Risiko, in Hiroshima Fertigungsanlagen nur für Wankelmotoren zu errichten. Bis Januar 1977 wuchs der Ausstoß an Personenwagen mit dem neuen Motor auf 900 000 Stück.²²⁾ Zeitweise wurden dort mehr Personenkraftwagen mit Wankelmotor als mit Hubkolbenmotor produziert. 1967 wurde der erste MAZDA mit Zweischeiben-Wankelmotor, der 110 S Cosmo Sport, vorgestellt. Die 982 ccm Kammervolumen brachten 110 SAE/PS bei 7000 U/min. Es folgte noch eine Reihe unterschiedlicher Modelle mit dem neuen Antrieb. Bis auf den heutigen Tag hielt der japanische Konzern erfolgreich an der Idee des Felix Wankel fest, wie das neueste Modell des MAZDA RX 7 beweist.²³⁾

Bei den Motorrädern mit Wankelmotor ging die Entwicklung ebenfalls bis heute weiter. Der englische Hersteller Norton stellte jüngst die Norton TT, eine 600 ccm-Maschine, vor.²⁴⁾ Die Suche nach alternativen Energieträgern in unseren Tagen macht den Wankelmotor ebenfalls interessant. Denn seine relative Unempfindlichkeit gegenüber Brennstoffen macht ihn für die Verwendung von Wasserstoff tauglich.²⁵⁾ Dieser Energieträger wird seit einiger Zeit von namhaften Forschungsinstituten auch für Automobile getestet.²⁶⁾

Zwar handelt es sich bei den angeführten Beispielen für das Fortbestehen des Wankelmotors längst um eigenständige Entwicklungen. Doch war es Dr. h. c. Felix Wankel aus Lahr, der die brauchbare Basis auf dem Gebiet der Rotationskolbenmaschinen schuf. Er entwickelte die erste funktionstüchtige Kraftmaschine dieser Art, löste die Abdichtungsfrage und legte eine Systematik dieser Maschinen vor. In Anerkennung seiner Leistungen verlieh ihm 1981 die Stadt Lahr die Ehrenbürgerwürde.

Literatur

- W. A. Boelcke, Die Wirtschaft heute, eine vergleichende Entwicklungsbilanz. In: 40 Jahre Baden-Württemberg. Aufbau u. Gestaltung 1952—1992. Hgg. v. M. Schaab. Stuttgart. 1992. S. 479—494
- W.-D. Bensinger, Rotationskolben-Verbrennungsmotoren. Berlin/Heidelberg/New York 1973
- M. Dierkes, A. Knie, Technikgenese: Zur Bedeutung v. Organisationskulturen u. Konstruktions-traditionen i. d. Entwicklung d. Motorenbaus u. der mechan. Schreibtechniken. Vorstellung u. Begründung e. Untersuchungsdesigns. In: Lutz, B. (Hg.) Technik in Alltag u. Arbeit. Beitr. d. Tagung d. Verbands sozialwiss. Technikforschung, Berlin 1989. S. 203—218
- E. Eckermann, Vom Dampfwagen zum Auto. Motorisierung d. Verkehrs. Reinbek 1981
- H. Eicker, Verdichtung u. Wahrheit. Wankeltechnik. In: Auto, Motor, Sport Jg. 1971, H. 6, S. 65—75
- C.-P. Elberth, Der Wankelmotor. In: DERS. Alles über Motoren. Stuttgart. 1989. S. 102—105
- W. Förster, Automobil u. Gesellschaft i. d. Zwanziger Jahren. Die Motorisierung d. Bürgertums als Vorläufer d. Massenmotorisierung. In: Räder, Autos u. Traktoren. Erfindungen aus Mannheim. Wegbereiter d. mobilen Gesellschaft. Hgg. v. Landesmuseum f. Technik u. Arbeit in Mannheim. Mannheim 1986, S. 116—132
- F. Huf, Zur Geschichte d. Rotationskolbenmaschinen. Die Pioniere d. Kreis- u. Drehkolbenmaschinen u. die Erfindungshöhe d. Entwicklungsstufen von Ramelli bis Wankel. In: Automobilrevue Nr. 49 (1961), S. 32—43
- A. Knie, Diesel — Karriere einer Technik. Genese u. Formierungsprozesse im Motorenbau. Berlin 1991
- A. Koenigsbeck, Traummotorrad für Nonkonformisten: Norton TT mit Zweischeiben-Wankelmotor. In: Motorradfahrer Jg. 1992, H. 6, S. 22
- D. Korp, Der NSU-Wankel-Motor u. seine Probleme. In: Auto-Jahr Nr. 10 (1962/63), S. 50—60
- D. Korp, Protokoll e. Erfindung. Der Wankelmotor. Stuttgart. 1975
- R. Lintelmann, NSU Personenwagen. Eine Chronik. Brilon 1987
- Der Maschinenträumer. Leben u. Werk d. Erfinders Felix Wankel. (Videofilm) Frankfurter Allgemeine Zeitung. 1989
- M. Riethmüller, Entwicklungsgeschichte d. NSU/Wankelmotors. In: Robert Mayer. Die Idee aus Heilbronn. Umwandlung u. Erhaltung d. Energie. Heilbronn 1978. S. 57—59
- H. Sabel, Höhen u. Tiefen i. d. Geschichte d. Unternehmen d. Fahrzeugindustrie. In: Die Einflüsse d. Motorisierung auf das Verkehrswesen von 1886 bis 1986. Hgg. v. H. Pohl (Zs. f. Unternehmensgesch. Beih. 52) Stuttgart. 1988. S. 142—190

J. Schaier, Die rotierende Idee. Felix Wankel u. sein Motor. In: Tradition u. Umbruch. 40 Jahre Wirtschaft in Baden-Württemberg. Hgg. v. Landesmuseum f. Technik u. Arbeit in Mannheim. Mannheim 1992. S. 89–94

J. Schaier, Felix Wankel — Schattenriß e. Erfinders unserer Tage. In: LTA-Forschung Jg. 1992, H. 5, S. 3–18

Peter Schneider, NSU 1873—1984. Vom Hochrad zum Automobil. Stuttgart. 1985

Solarer Wasserstoff, ein möglicher Energieträger d. Zukunft. Broschüre z. Ausstellung d. Deutschen Forschungsanstalt f. Luft- u. Raumfahrt (DLR), des Zentrums F. Sonnenenergie- u. Wasserstoff-Forschung (ZSW) u. des Wirtschaftsministeriums d. Landes Baden-Württemberg. 5. erw. u. überarb. Aufl. o. O. 1992 (?)

Wankelmotor heute. Eine Dokumentation d. Audi NSU Auto Union AG Neckarsulm. Neckarsulm/Ingolstadt 1977

D. Zahn, Felix Wankel — und er dreht sich doch. In: Badische Tüftler u. Erfinder. Hgg. v. J. Baldenhofer. Stuttgart. 1992. S. 79–84

6) Tagebuchaufzeichnung von F. Wankel v. 5. Juni 1926, zit. in: Korp 1975, S. 16

7) Tagebuchaufzeichnung von F. Wankel v. 17. Okt. 1927, zit. in: Korp 1975, S. 15

8) Wankel, F. Einteilung d. Rotationskolbenmaschinen. Rotations-Kolbenmaschinen m. parallelen Drehachsen u. Arbeitsraumumwandlungen aus starrem Werkstoff. Stuttgart. 1963.

9) Huf 1961, S. 43

10) Riethmüller 1978, S. 57

11) Lintelmann 1987, S. 47

12) Schneider 1985, S. 232

13) Wankelmotor heute 1977, S. 14

14) Korp 1962/63, S. 58 f.

15) Korp 1962/63, S. 54; Wankelmotor heute 1977, S. 16; Knie 1991, S. 278

16) Eicker 1971, S. 66

17) Wankelmotor heute 1977, S. 6

18) Eicker 1971, S. 75

19) Sabel 1988, S. 162; Elberth 1989, S. 105

20) Eckermann 1981, S. 157

21) Siehe das Konzept von Dierkes/Knie 1989, S. 214

22) Wankelmotor heute 1977, S. 22

23) Zweischieben-Wankelmotor, Kammervolumen 2mal 654 ccm, Leistung 240 PS, Höchstgeschw. 250 km/h, Verbrauch im Mix 11,1 l/100 km (nach Werksangaben), geregelter 3-Wege-Kat

24) Flüssigkeitsgekühlter Zweischieben-Wankelmotor, Kammervolumen 588 ccm, 90 PS Leistung bei 9500 U/min, Höchstgeschwindigkeit über 200 km/h, Gewicht 228 kg (Koenigsbeck 1992, S. 22); den Hinweis verdanke ich Herrn Stehle/Kulturamt d. Stadt Lahr

25) Interview m. Prof. Dr. K. Krauch (Der Maschinenträumer 1989, Videofilm)

26) Solarer Wasserstoff 1992, S. 32 f.

Anmerkungen

1) Förster 1986, S. 120–124

2) Boelcke 1992, S. 483

3) Eine umfassende u. reich bebilderte Darstellung v. D. Korp 1975; W.-D. Bensinger lieferte 1973 eine wiss. Abhandlung ingenieurtechn. Inhalts; 1991 legte A. Knie eine Arbeit über die Entstehungsgesch. d. Dieselmotors im Vergleich zum Wankelmotor aus soziolog. Sicht vor; s. ferner die Beitr. von Schaier 1992 u. D. Zahn 1992

4) Huf 1961, S. 32–43

5) Agostino Ramelli. Schatzkammer mechanischer Künste. 1588 (Repr. d. Ausg. v. 1620) Hannover 1976

Photonachweis: Landesmuseum f. Technik u. Arbeit in Mannheim

Großherzoglich Badisches
Staats- und Regierungs-Blatt.

Carlsruhe, den 2. April 1838.

Leopold, von Gottes Gnaden,
 Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Mit Zustimmung Unserer getreuen Stände haben Wir beschlossen und verordnen, wie folgt:

Art. 1.

Von Mannheim über Heidelberg, Carlsruhe, Rastatt, Offenburg, Dingslingen und Freiburg bis zur Schweizer Grenze bei Basel wird eine Eisenbahn erbaut.

Kehl wird durch eine Seitenbahn mit der Hauptbahn verbunden.

Zwischen den genannten Orten an der Hauptbahn soll dieselbe möglichst nahe dem Gebirge, mit besonderer Rücksicht auf die Ausmündungen von Seitenstraßen, an den dort liegenden vollreichen Orten hingeführt werden, wo nicht überwiegende Gründe eine Ausnahme rechtfertigen.

Art. 2.

Der Bau wird auf Staatskosten ausgeführt.

Ueber die Fortschritte der Bahn und über die Kosten der Arbeiten wird jedem Landtage eine besondere Nachweisung vorgelegt, die enthält, was bis zu dem Zeitpunkte der Zusammenkunft der Stände geschehen ist, und in der nächsten Budgetperiode geschehen soll.

Art. 3.

Der Fahrdamm der Bahn wird zu einem doppelten Schienenweg angelegt; für jetzt aber wird nur ein Schienenweg vollständig ausgebaut.

Der Regierung wird überlassen, auf einzelnen Strecken, wo und wann das Bedürfnis es fordert, den doppelten Schienenweg ausbauen zu lassen.

Art. 4.

Die zur Ausmittelung des Bahnzuges erforderlichen Vorarbeiten werden sogleich für die ganze Bahnlänge vorgenommen. Der Bau selbst wird in Mannheim begonnen und an jenen Punkten der Bahnlinie, deren Ausführung voraussichtlich längere Zeit in Anspruch nimmt, namentlich in Rastatt, Freiburg und am Schliengener Berg, baldthunlichst und zwar jedenfalls so früh in's Werk gesetzt, daß die Bahn in ihrem Fortschreiten nirgends aufgehalten wird.

Gleich nach endgültiger Festsetzung des Bahnzuges wird das dazu erforderliche Grundeigentum für die ganze Linie erworben.

Gegeben zu Carlsruhe in Unserem Staats-Ministerium, den 29. März 1838.

Leopold.

von Boeckh.

Auf höchsten Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs:
 Büchler.

„Die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden“

Anderthalb Jahrhunderte badischer Eisenbahnbau: soziologische Betrachtungen zu einer umwälzenden Entwicklung

Thomas Adam, Bruchsal

I

„Nichts ergreift mich mehr als diese Erfindung. Eine neue Welt ersteht, und ich sinne vergeblich, wie sie sich gestalten mag“. Diese Worte aus dem Munde seines Vaters, ausgesprochen angesichts der Inbetriebnahme der ersten badischen Eisenbahnstrecke zwischen Mannheim und Heidelberg im Jahre 1840, sollten sich dem achtzehnjährigen, aus Graben gebürtigen Adolf Kußmaul so unauslöschlich einprägen, daß er sie annähernd ein Menschenalter später — längst im Besitz eines ausgezeichneten Renommees als Wissenschaftler und Arzt — in seinen 1899 veröffentlichten *Jugenderinnerungen* ausdrücklich zitierte.

Wahrhaft eine neue Welt erstand binnen kürzester Zeit unter dem Einfluß des sich entfaltenden Eisenbahnsystems zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts: in Deutschland wie andernorts sollte der Schienenstrang von seinen geringfügigen Anfängen bis hin zur allmählichen Verästelung kaum die Frist einer Generation beanspruchen und insgesamt gerade die Zeitspanne eines menschlichen Lebens benötigen, um zum vorrangigen und vorübergehend maßgebenden Verkehrssystem der europäischen Industrienationen auszureifen. „Es wird die Zeit kommen“, schreiben 1865 die Verfechter einer direkten Rheintalbahn zwischen Mannheim und Karlsruhe, „wo man in jedem nur einigermaßen cultivirten Landestheile aller europäischen Staaten sich des unentbehrlichen, zur Ausgleichung

der Geschäfts- und persönlichen Verhältnisse so nothwendigen Transportmittels zu erfreuen haben wird“. Das *Jahrhundert der Bewegung, des Fortschreitens, der Wunder* glaubt der überwältigte Verfasser einer 1834 anonym publizierten Schrift sein Zeitalter benennen zu müssen; nicht anders die *Augsburger Allgemeine*, die das neunzehnte Jahrhundert die *Eisenbahnzeit* heißt. Erst der Schienenstrang ermöglichte und bestimmte einen industriellen Fortschritt, erhob den Verkehr in bis dahin nicht denkbaren Ausmaßen zu einem Entwicklungsfaktor und durchbrach solchermaßen die engen geografischen wie geistigen Horizonte der vorindustriellen Agrargesellschaft. Das Schwinden der Bedeutung von Eisenbahn und Schienenstrang nach Ende des Zweiten Weltkrieges unter dem Einfluß des Automobils darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die von Flugzeug und Straßenverkehr in der Gegenwart bewirkte weitere Vermehrung räumlicher Mobilität mit dem von der Eisenbahn im neunzehnten Jahrhundert entfesselten Aufbruch nicht vergleichbar ist: erstere wandelten und steigerten lediglich einen bereits seit einhundert Jahren vertrauten Zustand, zweitere aber brach regelrecht ein in eine Welt der Stagnation und des Stillstandes und — bewegte sie.

Von jeher erfuhr der einzelne den ihm eigenen Raum als eine von unbekanntem Außenwelten umgebene Insel, welche sich erst während der vergangenen Jahrzehnte unter dem Einfluß verbesserter Kommunikations-, Verkehrs- und Transportmittel immens ausdehnte

te. Noch der vom Siegeszug der Eisenbahn unberührte Mensch des frühen neunzehnten Jahrhunderts erlebte seine Welt als kleines Eiland, dessen Umfeld sich ihm erst auftat, wenn außerordentliche Ereignisse (seien es beschwerliche Reisen, Wanderjahre, Kriegsgeschehen oder Flucht) ihm das vorübergehende oder dauerhafte Verlassen seiner angestammten Heimat nahelegten. Letzterdings erst unter dem Einfluß solch schwerwiegender Vorkommnisse fand er bestätigt, was ihm zuvor allenfalls schemenhaft bewußt gewesen war: daß seine Insel (der Weiler, das Dorf, die kleine Stadt, seinen Bewohnern angestammt wie dem Wolfsrudel das zäh verteidigte Revier) gewissermaßen durch Brücken verbunden war mit einer Außenwelt, die gänzlich

anders geartete politische, soziale und ökonomische Gepräge trug als der ihm bekannte Mikrokosmos. „Alle früheren Zeiten“, führt der Völkerkundler Leo Frobenius 1923 aus, „kannten nur begrenzte Ausschnitte der Erdoberfläche, sahen über eine engere in eine weitere Nachbarschaft und von da aus in ein großes Unbekanntes. Sie waren sozusagen alle insular, begrenzt“. Von wenigen in Kreisen einer bereits vor dem Eisenbahnzeitalter mobilen Oberschicht angesiedelten Ausnahmen abgesehen, mußte dem Menschen der vorindustriellen Epoche der goethesche Gedanke, man reise nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen, fremd sein und unverstänlich bleiben. Jener Kirchturmperspektive aber wurde zuvorderst durch den Bau der Eisen-

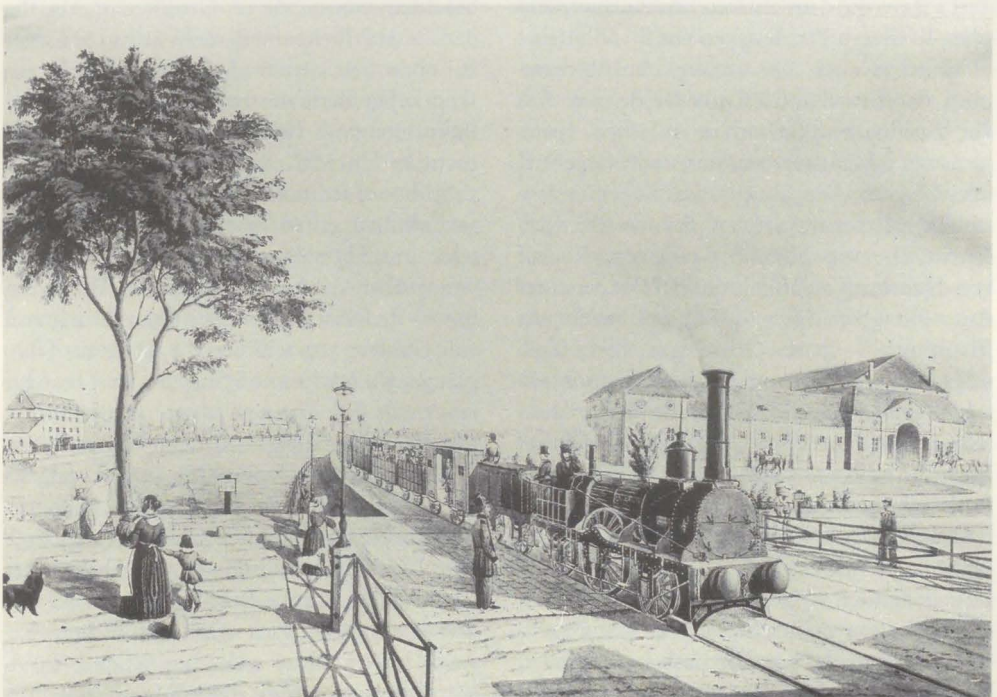


Als das Jahrhundert der Bewegung sollte ein anonym Autor seine Zeit angesichts der Erfindung der Eisenbahn bezeichnen, und kaum klarer als auf dieser (wenn auch erst 1935 geschaffenen) Darstellung könnte das Bewußtsein jener Epoche ausgedrückt werden: Menschen und Tiere, Eisenbahnzug und Landschaft, Passagiere und Passanten — alles ist von Bewegung ergriffen, nirgends ein Stillstand, nichts bleibt unberührt.

(Verkehrsmuseum Nürnberg, Gemälde von E. Schilling und B. Goldschmitt, 1935)

bahnen — der belangvollsten und am nachhaltigsten wirkenden Frucht des vorigen Jahrhunderts — der Boden entzogen, mit deren Aufkommen solch extrem beschränkte Weltbilder ihre Berechtigung ebenso verloren wie ihre Grundlagen. Darf die Sozialgeschichte der Wohlstandsgesellschaft im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert weitgehend eine *Sozialgeschichte des Autos* genannt werden, so bleibt die Sozialgeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf weiten Strecken untrennbar verknüpft mit dem Bau des Schienenstranges. Der Mensch der Gegenwart nimmt die Brücken seiner Gemeinde oder Stadt zur Außenwelt schon früh wahr oder empfindet seine Welt bereits von vornherein nicht mehr als Insel. Die Menschheit, die

einst über kleinstaatliche Enge nicht hinausblicken in der Lage war, denkt heutigentags in Kontinenten. Längst ist der örtliche Rahmen gesprengt, und unabhängig von ihrer tatsächlichen geografischen Distanz ist jede Region so schnell und mühelos erreichbar, als die sie durchziehenden Verkehrsmittel es erlauben. (Ein *Portrait seiner Wohlfahrt* hat man die Straßenkarte eines Landes genannt, und weiter die Verkehrswege darin die von der Zivilisation in dieses Bildnis geritzten physiognomischen Züge.) Aus dem Erlangen von Mobilität aber scheint zwangsläufig der Wunsch nach ihrer weiteren Vermehrung hervorzugehen; sie nimmt in der Gegenwart einen solch vorrangigen Stellenwert ein, daß dem Jugendlichen, der mit Erreichen seines



Ein Bild aus der Frühzeit der Großherzoglich Badischen Staatsbahn: in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kreuzt ein Zug auf der Bahnlinie Durlach — Karlsruhe die Rippurrer Straße nahe des sogenannten Hengststalls. „Die Locomotivführer sollen nicht allein die vorgeschriebenen Fahrzeiten, sondern auch eine möglichst gleichförmige Geschwindigkeit einhalten“, heißt es in einer 1845 ausgegebenen Dienstanweisung.

(Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. H/Technische Pläne, Eisenbahnen 3/28)

achtzehnten Lebensjahres die Mündigkeit erlangt, die Aussicht auf den Besitz von Kraftfahrzeug und Fahrerlaubnis um ein Vielfaches mehr gilt als etwa der Eintritt in seine vollen staatsbürgerlichen Rechte.

Ungewöhnlich groß war die Verlagerung der Wertvorstellungen und waren die Umwälzungen, die der Schienenstrang nicht nur in volkswirtschaftlicher, sondern weit mehr noch in gesellschaftlicher und sozialer Hinsicht nach sich zog, jene Umwälzungen also, die sich nicht entlang den Gleisanlagen und in Bahnstationen, sondern in den Köpfen der Menschen vollzogen. Sollte später in der Ära einer relativen Billigproduktion von Kraftwagen die Rede sein von einer *Demokratisierung des Autos*, so wollten Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts die *Freiheit der Klassen* durch die erschwingliche Eisenbahn gefördert sehen, die dem elitären und kostenträchtigen Reisen in Pferdewagen ein Ende bereite (mochte auch der anfängliche Optimismus, das Eisenbahnzeitalter werde eine Ära von Frieden und Sicherheit einläuten, spätestens zur Jahrhundertwende in sein Gegenteil umschlagen). Die Utopie des Siebenmeilensiefels, so formulierte es der ebenso fortschrittliche wie liberale Kronprinz Rudolf von Habsburg anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung in Wien 1883, sei durch die Eisenbahn — jenes Gemeingut aller, jenes demokratische Instrument in undemokratischer Zeit, wie der Publizist Walter Jens schreibt — überholt. „Das Märchen“, sagt Rudolf, „ist ein aristokratischer Traum; seine Realisierung durch die Forschung und die daran sich knüpfende Erfindung ist demokratische Wirklichkeit“. Aus diesem Grunde aber stieß die Eisenbahn gerade in aristokratischen Kreisen nicht eben immer auf Gegenliebe, ist doch des westfälischen Industriellen Friedrich Harkort Wort von der Eisenbahn als dem *Leichenwagen des Absolutismus und Feudalismus* nur zu treffend. Wenig verwunderlich also, wenn König Ernst August von Hannover aus einer individuellen Abneigung

gegen den demokratischen Charakter des neuen Verkehrsmittels heraus verkündete, er wolle keine Eisenbahn in seinem Land, er wolle nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reise wie er. Jetzt verkehrte nicht mehr wie zur Voreisenbahnzeit nur eine privilegierte Gruppe, eine Klasse, jetzt verkehrte das Volk — und zertrümmerte, auf der Eisenbahn fahrend und die grazilen Kutschen der Aristokraten überholend, freilich ebenso unausgesprochen wie unterbewußt die letzten Relikte einer überlebten, vorgeblich göttlichen Weltordnung, die spätestens zu diesem Zeitpunkt nicht mehr aufrechtzuerhalten war.

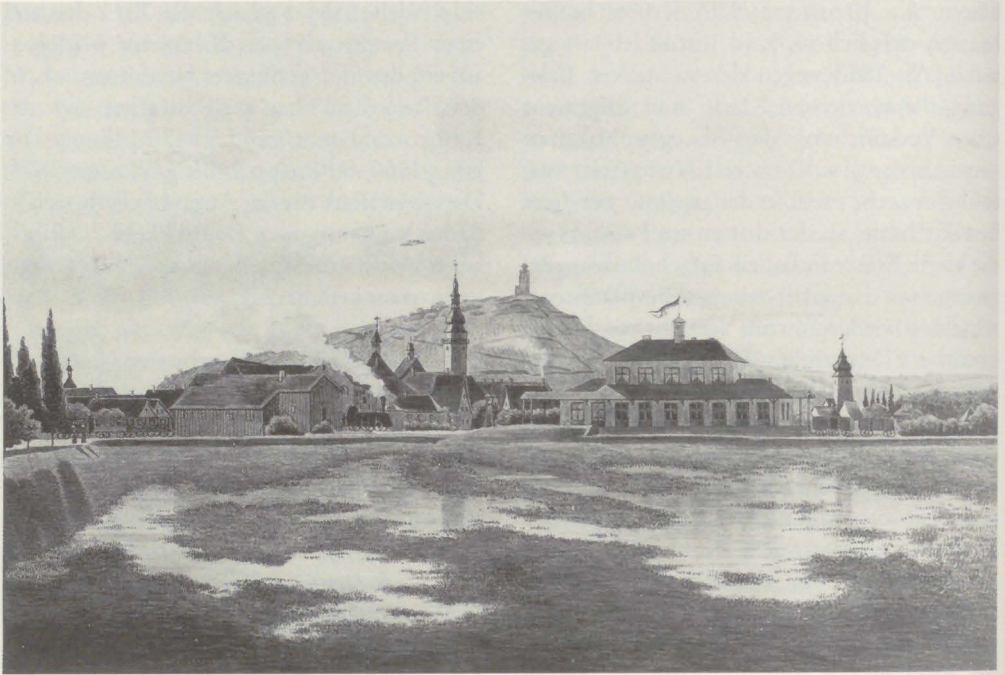
Es war neben dem Phänomen der Geschwindigkeit namentlich diese bislang weitgehend unbekannt große *Masse*, welche die Eisenbahnen vorrangig dort in den Verkehr einbrachten, wo — wie im Großherzogtum Baden — staatlicher und nicht privater Eisenbahnbau betrieben wurde. Konnte etwa ein skeptischer Berichterstatter die erste (private) Bahnlinie von Nürnberg nach Fürth teils nicht zu Unrecht als *Spielzeug reicher Patrizier* verhöhnen, so mußte für den staatlichen Eisenbahnbau gelten, was A. W. Beyse, Architekt und Ingenieur der rheinischen Eisenbahn, über seine entsprechenden Erfahrungen in Baden schreibt: „Die Einrichtung von vier Classen, von welchen die letzte aus Stehplätzen für höchstens 8 Stunden weit besteht, läßt auch den ärmsten Mann an der Wohlthat der Eisenbahn Theil nehmen, und eben dies ist ein großer Vorzug für jedes Land, wo der Staat die Bahnen selbst baut, weil dort die Gewinnerzielung besser mit der allgemeinen Wohlfahrt in Einklang gebracht werden kann, als da, wo die Privatgesellschaften nur den alleinigen Zweck des Geldmachens im Auge haben, ohne sich darum zu bekümmern, was zuletzt aus den übrigen Staatsbürgern wird“. Mochte auch die Einteilung der Schienenzüge in vier Klassen bestehende Schichtbarrieren und hierarchische Strukturen deutlich betonen, so war doch zum min-

desten die preiswerte Beförderung breiter Massen möglich — und wurde lebhaft genutzt. Als 1853 wegen der zu starken Belegung dieser vierten Klasse und allgemein einer Verschiebung der Reisegewohnheiten — wer bislang in der ersten Klasse gereist war, fuhr nunmehr meist in der zweiten, wer diese benutzt hatte, in der dritten und so fort — die vierte Klasse in Baden aufgehoben wurde, zwang man damit die ärmeren Bevölkerungsschichten wiederum zum Verzicht auf die neu erworbene Mobilität. Wohl gelang es, den von der Staatsbahn gewünschten, weil mit höheren Erträgen einhergehenden Effekt zu erzielen: die Fahrgäste kehrten zur Benutzung ihrer eigentlich standesgemäßen Klasse zurück, was insbesondere für die Reisenden der dritten Wagenklasse galt, die bislang bei kürzeren Strecken zumeist auf die vierte Klasse ausgewichen waren. Welch schwerwiegenden Eingriff in das Wirtschafts- und Sozialleben der Bevölkerung man indes unternommen hatte, läßt sich vornehmlich an dem Umstand ablesen, daß während der vier folgenden Jahre bis 1857 die Zahl der jährlich Reisenden bei steigenden Einnahmen um jeweils mehrere Hunderttausend niedriger lag als noch 1852. Der Arbeiter und Landmann ging wie ehemals zu Fuß, der Verdienst der Eisenbahnverwaltung wurde sprichwörtlich auf Kosten des armen Mannes gemehrt. Erheblich weniger Fahrgäste nutzten den Schienenstrang — doch stieg zugleich die Zahl der von einer Person durchreisten Kilometer deutlich an, ein Hinweis darauf, daß die in den drei noch verbliebenen Eisenbahnklassen reisenden Bevölkerungsschichten die Bahn vorwiegend für weitere Fahrten, nicht aber zur Überbrückung eines kurzen Arbeitsweges heranzogen. Als indes nach 1860 die Anzahl der Reisenden in erster und zweiter Klasse mit derselben Rasanz abnahm als sich die Fahrgäste in der dritten Klasse vermehrten (eine Entwicklung, die um 1870 ausklang, als sich der Anteil der in dritter Klasse reisenden Personen bei 85 Prozent und leicht darüber

einpendelte) fiel zugleich die Zahl der von einer Person gereisten Kilometer wiederum auf ein deutlich geringeres Niveau zurück. In derselben Zeit aber versechsfachte sich die Fahrgastzahl von rund zwei Millionen im Jahre 1850 auf knapp zwölf Millionen 1873. Dies spätestens war der Augenblick, da sich in Baden wie im übrigen Deutschland die Eisenbahn als Instrument des Nahverkehrs allgemein verankert hatte.

Die Eisenbahn mußte den breiten Massen im neunzehnten Jahrhundert gelten als Instrument zur Überwindung der Naturgewalten. Die historische Bedeutung klimatischer Verhältnisse, in der Geschichte immer wieder von immensem Einfluß, wurde durch den Schienenstrang, der die witterungsbedingten Beschränkungen der Reisemöglichkeiten aufhob, weitgehend gebrochen. Eine geradezu klassische Schilderung der Stagnation während Schlechtwetterphasen verfaßte im Sommer 1820 der badische Gesandte beim Bundestag und spätere Staatsminister Friedrich Karl Landolin Freiherr von Blittersdorff in seiner Beschreibung einer Fußreise durch die Schweiz, welche heute in handschriftlicher Fassung im Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt wird. „Seit mehreren Tagen regnet es ohne Unterlaß. Die ganze Gegend ist in einen Trauerschleier gehüllt“, schreibt Blittersdorff, dessen grenzenloser Ehrgeiz und reaktionärer Hochmut ihn später als Feind der Freiheit und bestgehaßten Staatsmann Badens würden gelten lassen. Unmöglich sei es, so notiert der damals 28jährige weiter, auch nur einen Augenblick das Haus zu verlassen. Während seine eigene Stimmung sich täglich verdüsterte, liefen seine Mitbewohner in den langen Fluren der gemeinsamen Unterkunft zermüht auf und ab und seufzten wie Gefangene nach Freiheit.

Der Verwirklichung dieser Freiheit gelangte das neunzehnte Jahrhundert durch den Eisenbahnbau näher. Von seltenen Totalzusammenbrüchen bei Unwettern abgesehen, trotz-



Die Siedlungen entlang des Schienenstranges wachsen heraus aus den Muldentälern des Kraichgaurandes und suchen die direkte Verknüpfung mit der Eisenbahnlinie: der Durlacher Bahnhof in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, im Hintergrund hoch aufragend der Turmberg. Im Mai 1917 von Bauinspektor Rolf Mees angefertigte Kopie eines Aquarells aus der Hand des ehemals an der Technischen Hochschule Karlsruhe lebenden Hofrats Kayser.

(Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. G/Technische Pläne II, Eisenbahnen 3/OZ 55)

te die Bahn jedem klimatischen Einfluß: auf ein riesenhaftes Verkehrsaufkommen kamen beispielsweise im Jahre 1910 bei den preußischen Staatsbahnen ganze 78 vorübergehende Unterbrechungen, was im Vergleich zu einem während Schlechtwetterphasen oftmals tagelang daniederliegenden Post- und Schiffsverkehr der Voreisenbahnzeit eine verschwindend geringe Zahl darstellt. „Die Beherrschung der Natur wird in der Industrie in ganz anders kolossalem Maßstab ausgeübt als im Ackerbau, der sich bis heute vom Wetter beherrschen lassen muß, statt das Wetter zu beherrschen“, bemerkte Friedrich Engels in seiner nicht vollendeten Arbeit über *Die Rolle der Gewalt in der Geschichte*. Abschied zu nehmen gilt es in diesem Zusammenhang von der überkommenen Vorstellung, vorindu-

strielle Menschengeschlechter hätten im *Ein-klang* mit der Natur gelebt: vielmehr muß das Verhältnis des Individuums zu ihr als bloßes und überdies von der Natur selbst diktiertes *Ausgeliefertsein* bezeichnet werden, für das der Mensch sich in jenem Augenblick um so furchtbarer durch Zurückdrängung und Ausräumung rächte, als er Mittel und Wege dazu gefunden hatte. Dem Menschen fehlte es zu keiner Zeit an dem *Willen*, sondern lediglich an der *Möglichkeit*, sich die Natur endgültig untertan zu machen, sie — im militärischen Jargon — niederzuringen.

So sehr man sich vor anderthalb Jahrhunderten in Landtagen und Regierungskreisen des Umstandes bewußt war, in welchem Maße die Eisenbahn sowohl industriellem wie kom-

merziellem, womöglich gar kulturellem Fortschritt dienlich sein würde, so schwer fiel es manchem, sich zu trennen von überlebten Werten und Vorstellungen (was sich nicht zuletzt niederschlug in Diskussionen um verheerende gesundheitliche Folgen des Eisenbahnfahrens auf der einen wie der Sorge um den wirtschaftlichen Ruin von Landgasthäusern und Postkutschenlinien auf der anderen Seite). Daß Eisenbahnen ein nützliches Instrument seien, wurde von den wenigsten bezweifelt, dieses Instrument äußerst sparsam einzusetzen jedoch von manchem gefordert.

Die Eisenbahn indes ließ, entgegen allen anfänglichen Befürchtungen, die Straße nicht überflüssig werden. Wohl verlor diese parallel zu wichtigen Bahnlinien ihre Bedeutung für den Durchgangsverkehr gänzlich und hatte — ehe der Kraftwagen den Straßen wiederum zu Gewichtigkeit verhalf und ihr zeitweiliges Schicksal nun umgekehrt die Eisenbahn zu treffen schien — sowohl um Daseinswert als auch Daseinsberechtigung zu ringen. Die Vermehrung industrieller Anstrengungen aber führte alsbald über die Forderung nach dem Bau weiterer Gleisanlagen auch zur Anlegung besser befahrbarer Straßen, die man als sinnvolle und notwendige Ergänzung zum Schienenstrang erkannte — was gerade in Baden seitens der noch nicht erschlossenen und mit dem Zugverkehr verknüpften Landesteile deren verständlichen Wunsch gebar, wenigstens gute Zufahrtsstraßen zu den Eisenbahnen zu erhalten. Als Zubringer zu Bahnstationen und Knotenpunkten, gleichsam als ein vorwiegend den örtlichen Verkehr aufnehmender Hilfsverkehrsweg der Eisenbahnen entwickelten sich die Nahverkehrsstraßen allmählich zum dichten Netz zwischen dem starren Gerippe der Schienenstränge. So können die Einwirkungen des Eisenbahnwesens auf die Umformung und Intensivierung der wirtschaftlichen Verhältnisse niemals gesondert betrachtet, sondern müssen im Zusammenhang gesehen werden

mit der Vielzahl weiterer Neuerungen in dieser frühen *Dampfzeit*, wie man das neunzehnte Jahrhundert in Anlehnung an Benennungen früherer menschheitsgeschichtlicher Entwicklungsstufen titulieren darf. Die wirtschaftlichen Wandlungen während der Eisenbahnära sind nicht allein auf die Anlegung der Schienenstränge zurückzuführen, sondern auf die Vervollkommnung der Verkehrs- und Wirtschaftsmittel im allgemeinen. Nicht nur ging die Eisenbahn selbst aus gewaltigen (wenn auch sehr langfristigen und allmählichen) Wandlungen hervor, sondern sie zog in ihrem Gefolge noch gewaltigere nach sich — nicht minder als sie ein Produkt von Kreativität darstellte und diese weiter förderte, nicht minder auch als sie aus der Industrie gebürtig war und zu deren weiterer Fortpflanzung beitrug. „In den Industrieländern Europas“, so schreibt der Verfasser einer Dissertation über die Eisenbahngeschichte, „führte die Industrialisierung zu einem gesteigerten Verkehr, der bessere Transportmittel erforderlich machte, wodurch die Ausbreitung der Eisenbahn aber wiederum einen neuen Antrieb erhielt“. Gewiß: die 1843 in Karlsruhe gebaute Breitspurlokomotive *Expansion* trug ihren Namen nicht als Proklamation des Fortschritts, sondern war schlicht benannt nach dem System der Expansionssteuerung — und doch kann ihr Name rückblickend als durchaus programmatisch für dieses neunzehnte Jahrhundert erachtet werden. Der eintretende Wandel war nicht den momentanen und schnell sichtbaren Umwälzungen nach Revolutionen und Kriegen vergleichbar: seine Geschwindigkeit war eine langsamere, seine Folgen aber waren tiefgreifender und alle wirtschaftlichen wie sozialen Bereiche im Leben der Völker durchdringend. Fünfzig Jahre, so formulierte es Walter Ledig, leitender Beamter der königlich sächsischen Staatseisenbahnen in Dresden, seien ein Zeitraum, der unter Umständen sehr wenig, unter Umständen aber sehr viel bedeuten könne. „Wenn heute ein Mensch zurückkehrte“, sagte Ledig 1896

anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen in Berlin, „der unmittelbar vor der Entstehung der Eisenbahnen sein Leben beschloß — er würde nicht glauben, dieselbe Welt vorzufinden; oder er müßte wenigstens annehmen, daß seit seinem Tode Jahrhunderte vergangen seien und daß in diesen Jahrhunderten Generationen zusammengewirkt hätten, um die beispiellosen Erfolge auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens hervorzurufen. Ein Zeitraum, kürzer noch als die Dauer vieler Menschenleben, genügte, um die Welt in ökonomischer Hinsicht von Grund aus umzugestalten“.

Von einheitlichen oder gar auf das ganze Deutschland bezogenen Planungen für den Eisenbahnbau freilich konnte in jenen Tagen nicht die Rede sein; im Gegenteil errichteten die einzelnen deutschen Länder zunächst verstreute Inselstrecken, die erst später — parallel zum Zusammenwachsen dieser Länder und zur Integration von Staat und Gesellschaft — zu einem einheitlichen Netz zusammengeknüpft werden mußten. Das Großherzogtum Baden hielt überdies als einziges Land im Deutschen Bund die Verwendung von Breitspur auf seinen Bahnlinien für geraten, die später unter hohen Kosten der normalen Spurweite angeglichen werden mußten. Bedingt durch die kleinstaatlichen Verhältnisse, die noch weitgehende Zersplitterung Deutschlands, die Verkümmern und gänzliche Dezentralisierung sowohl der wirtschaftlichen wie des politischen Lebens (all dies wichtige Gründe für den Umstand, daß man einer Erweiterung des Gesichtskreises wie auch der Suche nach neuen Märkten als einer das Gewohnte störenden Tatsache vielerorts skeptisch gegenüberstand und das Schwinden überkommener ökonomischer und sozialer Strukturen geradezu wehleidig verfolgte) konnte die Eisenbahn oftmals nicht die durch Natur und Geschichte vorgegebenen Trassen einschlagen. Von solchen

Schwierigkeiten indes blieben die badischen Eisenbahnbauer weitgehend verschont, als sie die mindestens seit römischen Zeiten relevante Bergstraße am Rande der Rheinebene durch einen parallel laufenden Schienenstrang ergänzten — nicht zuletzt bereits die verkehrspolitische Bedeutung des deutschen Südwestens als Durchgangsland von Nord nach Süd erahnend und der bevölkerungsstärksten Region des Großherzogtums Tribut zollend. Es lag in der Macht der Maschine, über Wachstum und Stagnation einer Region zu entscheiden. In seiner *Naturgeschichte des deutschen Volkes* schrieb Wilhelm Heinrich Riehl 1854: „Eine so gründliche, so allgemeine und so reißend schnell durchgeführte Umlegung aller Verkehrsstraßen, wie sie mit dem Ausbau des europäischen Eisenbahnnetzes vollendet sein wird, ist noch nicht erhört worden, solange die Welt steht. Es werden freilich nicht, wie bei der Veränderung der Handelswege am Ausgange des Mittelalters, reiche Großstädte veröden; wohl aber sind zahllose kleine Städte, blühende Flecken und Dörfer dem Kränkeln, Abmagern und Absterben ebenso sicher geweiht, als sich in den großen Städten eine immer unförmlichere Korpulenz ansetzen wird. Darin liegt eine europäische Krisis. Die Herrschaft der großen Städte über das Land ist eine der sozialen Kernfragen unserer Zeit“. Der Schienenstrang bringt diese Ära des Umbruchs hervor und erlangt in ihr größte innovative Bedeutung. „Die Eisenbahn hat die toten Residenzen des 18. Jahrhunderts zum Leben erweckt“, schreibt der Ingenieur und Politikwissenschaftler Roman Heiligenthal 1921 und deutet damit nicht zuletzt den Aufschwung an, den auch Bruchsal als einstige Residenzstadt der Bischöfe von Speyer nahm. Das umgekehrte Beispiel umreißt er mit den Worten: „Wo die Eisenbahn nicht hinkam, wandelte sich der Schlaf in den Tod“. Alte Reichsstraßen, einst Knotenpunkte der Macht, verloren binnen kürzester Frist nahezu jegliche Bedeutung und verfielen zu Museen — reich

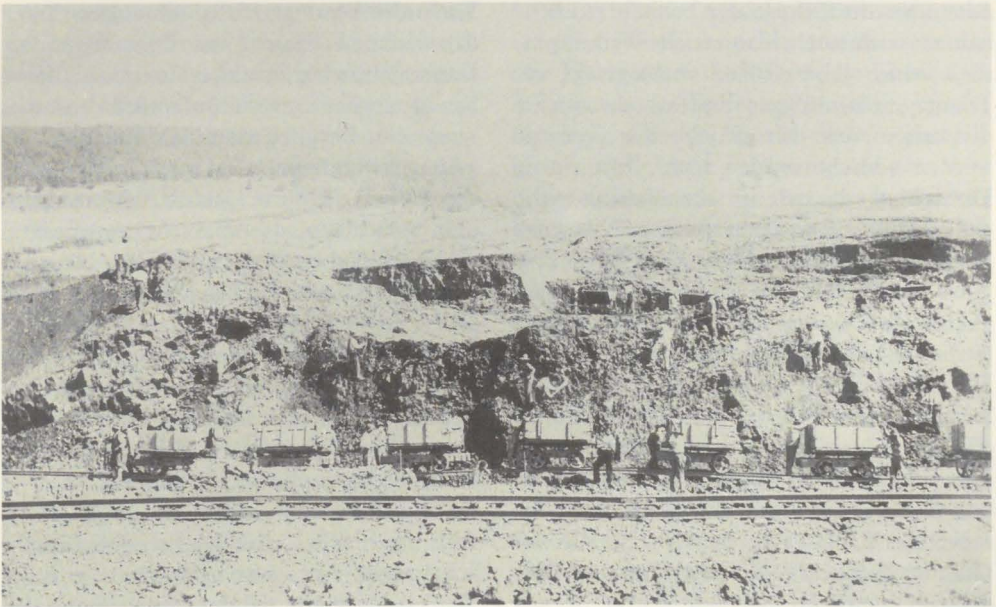
ausgestattet, doch ohne Leben, nurmehr Objekte wehmütiger Erinnerung.

II.

„Die Eisenbahn“, so vermerkte, von geradezu prophetischer Gabe beseelt, Adam Heunisch 1857 in seiner Beschreibung des Großherzogtums Baden, „ist das ungeheuerste Opfer, welches die Gegenwart der in ihrem Schooße sich gebährenden Zukunft bringt; es ist ein Kapital, welches für die Zukunft angelegt wird, deßhalb muss auf ihre Schultern auch die Zahlung der immensen Schulden, welche dadurch verursacht werden, sich wälzen; denn die Gegenwart hat neben dem allerdings grossen Vortheil, welchen das Eisenbahnsystem ihr gewährt, doch auch schwer die grossen Nachteile zu tragen, welche im Gefolge jeder Neugestaltung und jeder Übergangsbewegung erscheinen. Die Eisenbahn ist die

mechanisch-technische Verkörperung des Fortschritts; das Eisenbahnsystem hat das System des Fortschritts zur unbesiegbaren Herrschaft gebracht; aber über den Leib der Gegenwart hin geht der Weg und schwer auf ihr liegt die Last der Alleinherrschaft der Maschine“.

Ein ungeheures Opfer und eine Last, welche der Gegenwart im Sinne einer glücklicheren Zukunft zu tragen, gar zu *ertragen* aufgebürdet sind: mit dieser Einschätzung stand Heunisch keineswegs allein. „Der Dampf und das Eisen sind die großen Hebel, welche gegenwärtig die Welt in Bewegung setzen“, so beginnt ein Artikel der *Freiburger Zeitung* aus dem Jahre 1838, um skeptischer fortzufahren: „Aber wird die Zeit, die dann anbricht, eine goldene sein? oder wiederholt sich auch jetzt — nur in einer veränderten Gestalt — der alte Gang der Dinge, den uns die Geschichte so vielfach beschreibt?“



„Konkurrenzlos schob sich die Eisenbahn hinaus aus den städtischen und industriellen Bereichen in die Länder“: ein seltenes Dokument des Eisenbahnbaus in Baden, aufgenommen im Spätjahr 1889 unweit Blumberg an der schweizerischen Grenze.

(Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. G/Technische Pläne II, Eisenbahnen 3/68, Bild 92)

Ein geradezu vertrauensseliger Umgang mit dem neuartigen Verkehrsmittel hingegen offenbart sich, wenn in einem zur Feier der ersten Probefahrten auf der Strecke zwischen Mannheim und Heidelberg im August 1840 veröffentlichten Erinnerungsblatt nicht weniger als fünfmal der Freudenruf ausgestoßen wird: „Triumph!“ An anderer Stelle des Gedichtes heißt es, die Bändigung von Feuer und Luft im Dampfkessel der Lokomotiven verherrlichend: „Sobald die Elemente uns belehren,/ Da muß der Menschheit Palme ewig wahren“. Sich die Elemente untertan zu machen und zu seinen Zwecken zu nutzen, hat der Mensch verstanden; dem utopischen Ziel indes, sich durch die Elemente belehren zu lassen, scheint er so fern denn je. Noch gegenwärtig ist er sich, so will es zuweilen scheinen, eine eindeutige Antwort auf die gleichfalls 1840 gestellte Frage schuldig geblieben: „Mensch, wo ist der Hemmezügel,/ Der dich stillestehen heißt?“

Schon 1834 hatte das *Karlsruher Unterhaltungsblatt* über die Erfolge der britischen Eisenbahnen resümiert: „Man erzielte Wirkungen, die, wenige Jahre früher vorausgesagt, als Träume eines müßigen Kopfes, oder als Erdichtungen aus dem Reiche der Feenwelt würden verlacht worden seyn“. Mit einem Vorausblick, der sich nur allzu bald als mehr denn zutreffend erweisen sollte, beschloß das Blatt seinen Bericht: „Nur noch zwei, drei Jahrzehnten, und wir werden durch neue ungeheure Leistungen des menschlichen Geistes in Erstaunen gesetzt werden“.

Das Bewußtsein, durch den Bau der Eisenbahn ein weit höheres Maß an Mobilität erlangt und einen Sieg errungen zu haben über herkömmliche Vorstellungen von Raum und Zeit, tritt deutlich zutage aus den Reimen eines Zeitgenossen anlässlich der Eröffnung der Eisenbahnlinie Mannheim — Heidelberg:

„Flügel hat der Mensch erfunden,
und des Raumes Schranke fällt,

alle Fessel ist verschwunden —
groß das Leben, klein die Welt“.

Nicht minder enthusiastisch liest sich ein 1833 abgefaßtes Einladungsschreiben zur Gründung einer Gesellschaft für den Eisenbahnbau zwischen Nürnberg und Fürth, dessen Autoren gleichfalls anspielen auf die Überwindung aller Widersetzlichkeiten der Natur und herkömmlicher Begriffe von Entfernung und Dauer (nichts anderes als die von Karl Marx später formulierte *Vernichtung des Raumes durch die Zeit*): „Die Entfernungen werden durch dieses dem Fluge der Vögel nachstrebende Verbindungs- und Transportmittel immer kleiner, Staaten und Nationen rücken dadurch einander näher; die Verbindungen werden zahlreicher und enger, und der Mensch bemächtigt sich immer mehr der Herrschaft über Raum und Zeit“. Jene zwölf Stunden etwa, welche der Postkutschenreisende im besten Falle für die Fahrt von Heidelberg nach der badischen Landeshauptstadt Karlsruhe benötigt hatte, schmolzen unter den eisernen Rädern des Dampfzuges zu kaum einhundert Minuten zusammen, darin bereits eingerechnet die Aufenthalte an mehreren zwischengelagerten Bahnstationen — kaum verwunderlich also, wenn Zeitgenossen die außerordentliche Rasanz, mit welcher man vom einen zum andern Orte gelangte, als einen Zauberschlag empfanden. Im Jahre 1841 notierte der in Heidelberg logierende Theologe David Friedrich Strauß seine Eindrücke: „Des andern Morgens auf der Eisenbahn nach Mannheim. 5 Stunden in ½. Bedeutender Eindruck dieses modernen Wunderwerkes, träumerisches Bewußtsein während solchen zauberhaften Fliegens.“ Daß die Welt kleiner werde, daß sie gleichsam schrumpfe unter den alles erschließenden Schienensträngen oder vielmehr — hatte man nicht bereits bei der Überquerung des Atlantiks durch das erste Dampfschiff von einer *Halbierung des Ozeans* gesprochen? — dem Einsatz von Dampfmaschinen ganz all-

gemein, erschien den zeitgenössischen Beobachtern ebenso ungeläufig wie folgerichtig. Raum war *reduzierbar*, ließ sich unter Einsatz der Schiene *begrenzen*, schließlich gewann die Kategorie der *Geschwindigkeit* immense Bedeutung — durchgängig dem Menschen in seiner Geschichte bislang unbekanntes Gedanken- gut. Niemand verlieh diesem unerklärlichen Phänomen treffenderen Ausdruck als Heinrich Heine, der 1843 im Pariser Exil notierte: „Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementar- begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet . . . Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nord- see“.

Diese Schrumpfung der natürlichen Welt wurde vom ökonomisch orientierten Industriellen als Gewinn, als Schritt hin zu weiterer Expansionsmöglichkeit begriffen, vom nichtmaterialistischen Standpunkt aus hingegen als Verlust eines lebendigen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur, als Todesgesang der Poesie und als Hauptgrund für die Verarmung des Lebens. Wie deutlich tritt dies zutage aus der Vielzahl von Klagen über die Eintönigkeit von Eisenbahnfahrten, ausnahmslos seitens jener Reisenden geführt, die noch am überlebten und doch schwerlich überwindbaren Postkutschenzeitalter orientiert waren und in der Langsamkeit land- schaftsbewußt zu erleben trachteten. „Man reist nicht mehr, man kommt an!“, so konstatierte das kutschengewohnte Bildungsbürger- tum und vergaß nicht den Vorwurf, auf diese Art und Weise durcheile man das Land und verlerne das Reisen. Tiefere Eindrücke sind kaum mehr möglich oder verflüchtigen sich sofort. „Wir sehen Alles und sehen doch Nichts“, klagt ein Dichter der vorigen Jahr- hundertmitte und wirft der Eisenbahn vor, sie habe den Menschen seiner Sehnsucht,

seiner Ruhe und zuletzt der Erde beraubt. Überanstrengung und Ermüdung waren die Folgen, wenn das in Postkutschen geübte hastlose Wahrnehmen der Landschaft auf die Eisenbahn zu übertragen versucht wurde. An die Stelle der Reise, so schreibt Walter Jens, tritt der *Transport*. Dem *Konsumenten* von Landschaft indes bietet der rasche Dampfzug jenen Vorteil, welchen der Landeskundler und Reisechronist Eugen Huhn Mitte des vorigen Jahrhunderts im Hinblick auf eine „panoramatische“ Bahnfahrt durch die Rheinebene zwischen Heidelberg und Basel mit den Worten umschreibt: „Es gewährt diese Reise einen Gesamtüberblick über das Ganze des Rheinthals und man sieht mehr das Grossartige, indem das Specielle rasch vorüberfliegt“. Und wie treffend umriß der französische Journalist Jules Clarète den Erwartungshorizont, auf den man sich für die Dauer einer Fahrt mit der Eisenbahn zu beschränken habe: „Verlangen Sie keine De- tails von ihr, sondern das Ganze, in dem das Leben ist“. Reiseeindrücke als Konsum: nicht zuletzt dieses Charakteristikum des zwanzig- sten Jahrhunderts hob das frühe Eisenbahn- zeitalter aus der Taufe, und es sollte späteren Biographen dieser Epoche nicht verborgen bleiben, daß relativ gleichzeitig mit dem Vor- dringen des Schienenstranges der noch dem Postkutschenzeitalter gänzlich unbekannte Begriff *Nervosität* Eingang in den europä- ischen Sprachgebrauch fand. „Man geht wohl kaum fehl“, schreibt Benno Schultz in seiner Studie über die volkswirtschaftliche Bedeu- tung der Eisenbahnen, „wenn man mit auf die Eisenbahnen die auf allen Lebensgebieten sich äußernde Änderung des Tempos zurück- führt. Es hat den Anschein, als ob alle wirt- schaftlichen und sozialen Tendenzen in ih- rem Ablauf beschleunigt seien“. Wollten die alte Langsamkeit und Bedächtigkeit sich ret- ten, so prophezeite eine deutsche Zeitung 1835, müßten sie sich in die Gebirge zu- rückziehen, wohin keine Eisenbahn dringen könne. Der moderne Mensch hat in völliger



„Jeder Stand und jedes Alter, der Vergnügungslustige wie der Geschäftsmann, der Fremde wie der Einheimische drängen sich, dieses raschen, bequemen und verhältnismässig wohlfeilen Beförderungsmittels sich zu bedienen.“
Aquarell aus dem Jahre 1845, das Beiertheimer Wäldchen bei Karlsruhe mit einem Eisenbahnzug darstellen.

(Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. G/Technische Pläne II, Eisenbahnen 3/47)

Überschätzung seiner Aufnahmefähigkeit das Reisen so sehr durch das Rasen ersetzt, daß derjenige Touristikunternehmer der erfolgreichste sein dürfte, der möglichst viele Reisekilometer in denkbar kurzer Zeit zu bewältigen verspricht. Ironie des Schicksals, daß diese schrittweise Verschnellerung des Lebensrhythmus' unter allen gesellschaftlichen Schichten die breite Bevölkerungsmasse zu Anfang am wenigsten, schließlich aber relativ abrupt am schwerwiegendsten, weil weitgehend unvorbereitet treffen sollte.

Vielzählig und facettenreich sind die Wandlungen, welche die Eisenbahn in die stagnierende, unmobile Gesellschaft des frühen neunzehnten Jahrhunderts trug — um so verwunderlicher, wenn eben jene breite Bevölkerungsmasse Schienenstrang und Dampfzug

zunächst wenig Gegenliebe entgegenbrachte. Diese Skepsis aber beruhte in erster Linie auf der scheinbaren Unsinnigkeit solcher Verkehrssysteme — empfand doch die Volksmenge keinerlei Veranlassung zu reisen und folglich auch nicht Veranlassung zu Sympathien gegenüber dem neuartigen Verkehrsmittel. War eine Bahnstrecke jedoch erst in Betrieb und offenbarte sich ihre soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung im gesamten Umfang, übertraf das Verkehrsaufkommen in allen Fällen vorherige Prognosen und ein für möglich gehaltenes Maß bei weitem. Als bald wurde auf den neuangelegten Eisenbahnlinien mehr als die doppelte Menge von Gütern und Personen befördert, als der zuvor verzeichnete Verkehr auf den Landstraßen hätte vermuten lassen. Jenen *latenten Verkehr*,

welcher ehemals gleichsam ruhend und aufgespeichert die Verbesserung der Transportmittel zu erwarten schien, wußten die Eisenbahnen allenthalben zu wecken und in Bewegung zu setzen, zunächst teilweise, dann mehr und mehr zu übernehmen und zu vervielfachen. „Der Personenverkehr auf der kaum erst eröffneten Eisenbahn zwischen Karlsruhe und Heidelberg“, so verkündete das *Heidelberger Journal* am 20. April 1843, zehn Tage nach der Fahrt des ersten regulären Zuges auf dieser neuen Bahnverbindung, „ist auf der ganzen Strecke, wie insbesondere auf einzelnen Zwischenstationen derselben, die Erwartung übertreffend gross“. Gleichen Sinnes fügte die *Karlsruher Zeitung* am selben Tag hinzu: „Es gehört bereits zum guten Ton, wie zum Bedürfnis, ‚auf der Eisenbahn zu fahren‘, und jeder Stand und jedes Alter, der Vergnügungslustige, wie der Geschäftsmann, der Fremde, wie der Einheimische drängen sich, dieses raschen, bequemen und verhältnismäßig wohlfeilen Beförderungsmittels sich zu bedienen“. Umso bemerkenswerter ist dieses Phänomen, als sich im Zuge der Bahnverlegung entlang des Schienenstranges mancherorts Widerstand gegen die Trassenführung geregt und die Begeisterung über den Anschluß an das allmählich entstehende Eisenbahnnetz von Gemeinde zu Gemeinde einen ausgesprochen unterschiedlichen Grad erlangt hatte. Bereits während der ersten Betriebsjahre der badischen Eisenbahnen zeigte sich in den Monaten zwischen Mai und September, insbesondere aber während der Sommermonate Juni bis August eine teils um das Vielfache, mindestens aber um das Doppelte höhere Reisetätigkeit auf den Schienen als zu anderen Jahreszeiten — auch dies Ausdruck jener heute stärker denn je ausgeprägten Sehnsucht nach Sommerfrische, nach Reisen um des Reisens willen. Das *Karlsruher Unterhaltungsblatt* zog im Jahre 1841 die für alle und überall bis zu diesem Zeitpunkt in Betrieb genommenen Eisenbahnstrecken (und in der Gegenwart für die meisten neueröffne-

ten Straßenbahnlinien) gültige Bilanz: „Selbst die kühnsten Erwartungen derer, welche die große Vortheile des Eisenbahn-Systems vorhersahen, waren übertroffen durch einen so außerordentlich günstigen Erfolg dieses neuen Kommunikationsmittels“. Wie sämtliche kulturtragenden Errungenschaften wurde die Eisenbahn solange nicht vermißt, als sie nicht vorhanden war — um anschließend um so heftigerem Publikumsinteresse ausgesetzt zu sein.

Mit gänzlich anderen Augen und entsprechend dem eigenen Weltbild unter Anlegung völlig verschiedener Prämissen betrachtete ein jeder, der auf der Eisenbahn fuhr, die Gegenden im Umfeld des neuen Verkehrsmittels: suchte etwa der Fabrikant nach vorteilhaften Industriestandorten entlang der Strecke, so sah der Landwirt die bebauten Äcker und Felder, der Unternehmungslustige richtete sein Augenmerk auf Landschaft und Sommerfrische, der Gelehrte auf hervorragende Plätze und Sehenswürdigkeiten, schließlich der Ingenieur auf die technischen Bauten links und rechts des Schienenstranges. Die Liste der sich je nach eigenem Weltbild an der Eisenbahn ausrichtenden unterschiedlichen Wahrnehmungen läßt sich schließlich fortsetzen bis hin zu der 1883 niedergeschriebenen Bemerkung des Kavallerieobersten Heinrich von Rosenberg: „Wer mit der Eisenbahn fährt, und die Strecken etwas beobachtet, wird fast in allen Gegenden finden, daß Eisenbahnen ungemein häufig Punkte haben, die für abgessene Cavallerie äußerst günstig sind“. Seiner eigenen Biographie gemäß entscheidet der Reisende unwillkürlich, welche Beobachtungen einer Eisenbahnfahrt in der Erinnerung haften bleiben und welche Wahrnehmungen gemacht werden.

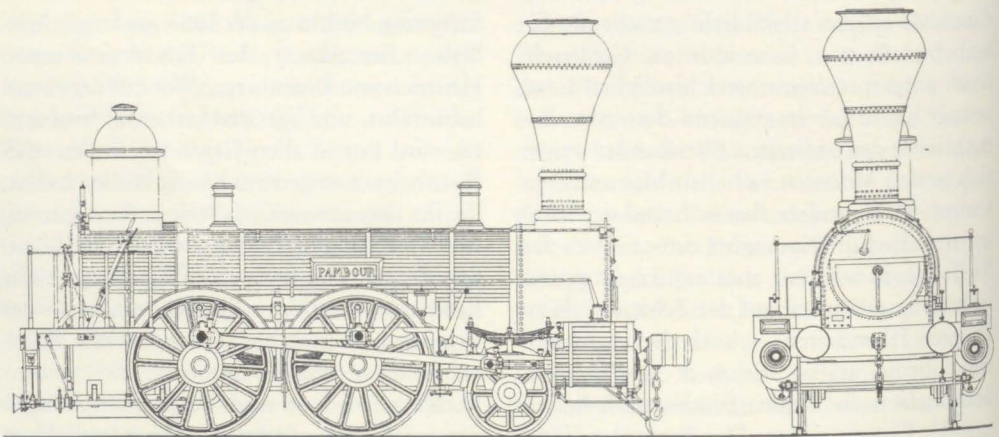
In Normierungen und Vereinheitlichungen der im Gewirr deutscher Kleinstaatlichkeit unterschiedlichen Maße und Gewichte fand die Eisenbahn einen besonders deutlichen Niederschlag. Auch die Präzisierung der *Zeit*, der Stunden und der Minuten, zählt mit zu

den vom Schienenstrang ausgehenden Wandlungen. Ganz abgesehen von dem Umstand, daß gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf Druck der Bahnverwaltungen eine im gesamten Deutschen Reich sich entsprechende Einheitszeit endlich die abweichenden Zeitrechnungen der Länder ablösen sollte, mußte das Leben der Eisenbahnreisenden — der Unternehmer wie der Pendler — in Einklang gebracht werden mit den minutengenauen Fahrplänen der Dampfzüge. Nicht von ungefähr ist der Ausruf: *höchste Eisenbahn!* eine häufige Aufforderung zur Eile. „Die Bahnen haben den Reisenden pünktliches Eintreffen, den Transportanten ein gewisses Studium der Reglements und Tarife, eine gewisse Sorgfalt in der Verpackung beigebracht und noch manches andere“, schreibt ein Autor des vorigen Jahrhunderts und fährt fort: „Sie sind mit Recht als die großartigste Schule wirtschaftlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit bezeichnet worden“. Nachdrücklich bemerkt *Meyers Conversations-Lexicon* in jenen Tagen des Aufbruchs, das Fahren mit der Eisenbahn erfordere das rechtzeitige Eintreffen des Reisenden auf dem Bahnhofe,

da der Dampfwagen auf niemanden warte. Unter diesen Gesichtspunkten gewannen schließlich auch die Skeptiker auf dem flachen Lande der Eisenbahn den ein oder anderen Vorteil ab: und sei es nur, wie ein Zeitgenosse augenzwinkernd bemerkte, daß die Pünktlichkeit der Züge jedermann auch ohne eigene Uhr eine exakte Zeitbestimmung ermöglichen. Ohne zunächst den Folgenreichtum dieser Entwicklung zu registrieren, fand sich die arbeitende Bevölkerung alsbald dem Diktat der Zeit unterworfen und geriet in neue und zusätzliche Abhängigkeiten, welche die alten, sozial bedingten Hörigkeiten bei weitem übertrafen und verschärften.

III.

In fünf Phasen unterteilt Karl Müller in seiner 1904 erschienenen historisch-statistischen Darstellung der badischen Eisenbahnen die Entwicklung des Schienenstranges im deutschen Südwesten. So datiert er die erste Periode auf die Jahre 1838 bis 1851 und charakterisiert sie durch die Anlegung der großen Durchgangsbahn von Mannheim bis



Die 1845 gebaute Güterzuglokomotive PAMBOUR als ein Beispiel für frühen Lokomotivenbau im Großherzogtum Baden. Kaum eine deutsche Länderbahn übertraf während ihrer Anfänge die facettenreiche Formenvielfalt der badischen Zugmaschinen.

(Nach R. von Helmholtz: Die historischen Lokomotiven der Badischen Staats-Eisenbahnen, Tafelband, Karlsruhe 1936 [Maschinenschrift, Universitätsbibliothek Heidelberg, Sig. K 3173-15])

Basel, dem Fundament allen weiteren badischen Eisenbahnbaues, welches dem jungen und innerlich noch nicht gänzlich gefestigten Staatswesen eine stabile Klammer sein und wirtschaftliche Impulse vermitteln sollte. In der zweiten Phase zwischen 1851 und 1861 findet die badische Eisenbahn durch Verknüpfung mit Schienensträngen nach Zürich, Wien und Paris Anschluß an den Weltverkehr, bis schließlich in der dritten und mitunter wichtigsten Periode zwischen 1861 und 1874 die Hochflut im Eisenbahnbau aufbrundet. Nach innen wie außen wird das Land durch den Ausbau der Schienenstränge erschlossen und vollführt zahlreiche Brückenschläge zu den Bahnnetzen der Nachbarstaaten. Nicht von ungefähr fiel 1865 angesichts eines immer engmaschiger geflochtenen Schienennetzes in der Versammlung der badischen Landstände die überaus treffende Äußerung, die Zeit sei vorüber, da die Eisenbahnen *ausnahmsweise* Verkehrsmittel waren. Dieser überaus fruchtbaren Phase bereiten die Jahre zwischen 1874 und 1887 ein vorübergehendes Ende: es ist dies die Zeit der Krise und des Stillstandes im Eisenbahnbau, hervorgerufen durch hohe finanzielle Belastungen, eine ungünstige Lage des Geldmarktes und eine Wirtschaftsmisere allgemein. Im wesentlichen die Verbesserung und Erweiterung bereits bestehender Bahnhöfe und Hafenanlagen fällt in jene Etappe. Erst seit 1887 bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts findet sich das badische Eisenbahnnetz in steter Vervollkommnung, die sich insbesondere manifestiert im Bau privater, teils schmal-, teils vollspuriger Neben- und Lokalbahnen (welche jedoch ihrer geringen Leistungsfähigkeit wegen nach 1950 zwangsläufig als erste Strecken im Wettbewerb gegen einen verbesserten Straßenverkehr unterliegen mußten und aufgegeben wurden). Schließlich sind die Jahre bis 1910 gekennzeichnet durch große Um- und Neubauten der Bahnhöfe, notwendig geworden aufgrund der ungeahnten Verkehrsentwicklung, sowie

durch die Erweiterung insbesondere der Nebenstrecken. Dasselbe Jahrzehnt findet endlich ein Schienennetz vor, welches durch seine Verzweigtheit — unter allen deutschen Ländern wird Badens Eisenbahndichte lediglich von derjenigen Sachsens übertroffen — geeignet war, die Bahn zum selbstverständlichen Massenverkehrsmittel werden zu lassen: kaum ein Ort in Deutschland, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges noch weiter als wenige Stunden Fußmarsch von einer Bahnstation entfernt gelegen hätte.

In vieler Hinsicht entspricht diese Untergliederung des Eisenbahnbaues im badischen Land jener Zeiteinteilung, welche der Soziologe und Nationalökonom Werner Sombart 1913 in der dritten, ergänzten Auflage seiner Schrift über *Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert* im Hinblick auf die gesamtdeutsche Situation unternimmt. Sombart teilt die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in vier Epochen ein, deren früheste er anspricht als die *Zeit der Anfänge*, der zufälligen ersten Bahnlinien, die meist nicht überaus weit voneinander entfernt gelegene und stets volkreiche Städte miteinander verknüpften. Während dieser Etappe verdoppelte sich die Neubauleistung von 550 Schienenkilometer in den fünfziger auf 1100 Kilometer pro Jahr zu Beginn der sechziger Jahre. Die darauffolgende *Periode des Skelettbaues* reicht bis zur Mitte der sechziger Jahre und ist gekennzeichnet durch die Anlage großer, durchgehender Bahnen sowie erste Verzahnungen von Großstädten und Peripherien, ehe in der dritten Epoche, der *Periode des Ausbaues*, das System der Vollbahnen in seinen wesentlichsten Zügen schließlich zur Reife gelangt. Während diesem Zeitabschnitt begann sich das Eisenbahnsystem zum Universalverkehrsmittel zu entwickeln, war aber nicht mehr nur Motor eines weiteren Wirtschaftswachstums, sondern zugleich bereits dessen Nutznießer. Die vierte und letzte Phase des Eisenbahnbaues ist für Werner Sombart im Jahre 1913 noch unvollendete Gegen-

wart — und ist es noch heute, nennt er diese Epoche doch die *Periode der Verästelung* und charakterisiert sie mit den Worten: „Diese letzte Epoche wird damit endigen, daß vor jedes Haus eine Eisenbahn führt“. Weder war Sombart ein Phantast noch ein Zukunftswissenschaftler, doch stimmen seine Prognosen verblüffend mit den Entwicklungen der Jetztzeit überein — einer Jetztzeit, die sich angesichts gewaltiger ökologischer Bedrohungen

nach Jahrzehnten des Individualverkehrs auf öffentliche Transportmittel zurückzugreifen anschickt (derweil die Deutsche Bundesbahn für ihren Regionalverkehr mit dem fast wörtlich an Sombarts Ausführungen angelehnten Slogan wirbt, dieser beginne unweit der Haustüre des Kunden). Eine Rückbesinnung auf die einst aus ökonomischen, heute aber aus ökologischen Beweggründen hochgelobte *Massentransportfähigkeit* der Eisenbahnen



„Nicht zufällig wirkten die Bahnhöfe wie Kathedralen; sie symbolisierten die Verbindung zur großen Welt und waren erfüllt vom Fieber der Ferne“. Das erste Karlsruher Bahnhofsgebäude, wie es sich dem Betrachter im Jahre 1843 darbot.

(Reproduktion: Adam)

schaft sich Raum. (Umgekehrt ist es gerade der enthusiastische Geist unbedingter und souveräner Individualität, der den von Otto Julius Bierbaum 1903 abgefaßten ersten Autoreisebericht deutscher Sprache durchdringt: „Eine wollüstige Perspektive: Wir werden nie von der Angst geplagt, daß wir einen Zug versäumen könnten. Wir werden nie nach dem Packträger schreien, nie nachzählen müssen, eins, zwei, drei, vier — hat er

alles? Herrgott, die Hutschachtel; sind auch die Schirme da? Wir werden nie Gefahr laufen, mit unausstehlichen Menschen in ein Coupé gesperrt zu werden“). Bei der weiteren Verästelung des öffentlichen Personennahverkehrs und der Suche nach Konzepten, den Individualverkehr im Sinne des Umweltschutzes hinter dem Gebrauch öffentlicher Verkehrssysteme wiederum auf den zweiten Rang zu verweisen, darf es aber keine Insellö-



sungen geben, die nur einzelne Teilbereiche ansprechen. Dringender Handlungsbedarf wird allerorten angemahnt, das Zusammenspiel guter Konzeptionen und entsprechendem finanziellem Hintergrund als maßgeblich erkannt, das Ziel einer Verknüpfung aller Nahverkehrssysteme — neben der Eisenbahn auch Straßenbahnen, Busse und Sammeltaxen — angestrebt. Inzellösungen: dies wären Alleingänge einzelner Städte und Gemeinden, die einzig für sich stünden und in absehbarer Zeit unter hohem Kostenaufwand einem anzustrebenden Gesamtsystem beigeordnet werden müßten (ähnlich Badens Sonderweg einer Verwendung von Breitspur während der Frühphase des Eisenbahnbaues). Zu trachten ist danach, in der als vierte Phase des Eisenbahnzeitalters definierten *Periode der Verästelung* durch Verzahnung möglichst vieler Nahverkehrsregionen ein feines Verbundsystem zu schaffen, welches sich — bildlich gesprochen — jener zu Anfang des Jahrhunderts gewagten Prognose annähert: vor jedes Haus werde eine Eisenbahn führen. Lange, zu lange vielleicht, hat die Straße dem Schienenstrang die führende Rolle unter den Verkehrsadern streitig gemacht und schließlich abgelaufen, und lange war die von Sombart geweissagte, vor jedes Haus führende „Eisenbahn“ die Straße und mit ihr das Auto, welches — in jedermanns Hand gelegt — wesentlich mitverantwortlich ist für Umweltzerstörung und Verkehrschaos der Gegenwart. Im Augenblick wird der Weg des Umdenkens gepflastert; es darf nicht mehr zu lange dauern, ehe er begehbar wird.

Am Beispiel des nordbadischen Raumes zeigt sich, daß die Ausweitung des Eisenbahnsystems eine keineswegs regelmäßige war und mitnichten jede Region gleichermaßen von allen vier Phasen der Entwicklung erfaßt wurde. In den zwischen Heidelberg und Karlsruhe gelegenen, die Muldentäler des Kraichgaurandes besiedelnden Ortschaften etwa hielt die Ära der Mobilität bereits in der *Zeit der Anfänge*, bei Anlage der Eisenbahnlinie

und Einrichtung von Haltepunkten in den Jahren nach 1843, frühzeitigen Einzug — um dieselben Gemeinden künftig und bis auf den heutigen Tag nurmehr in Gestalt vermehrten Straßenbaues zu streifen. Lediglich die Mittelzentren Bruchsal und Durlach fanden sich insbesondere während den von Sombart definierten Phasen des *Skelettbbaues* und des *Ausbbaues* nochmals gestreift vom Werden des Eisenbahnsystems, das kleinere Wiesloch sah darüberhinaus in der *Periode der Verästelung* die Schaffung einer Nebenbahn. Die Mobilität in den Dörfern des Kraichgaurandes erhielt somit 1843 einen ebenso plötzlichen wie immensen Ruck, der sich niemals wiederholte und allenfalls gegenwärtig im Falle der geplanten Einrichtung einer Stadtbahnverbindung mit Karlsruhe weiter intensiviert werden kann. Doch hat die Eisenbahnlinie nicht nur die Mobilität der Dorfgemeinschaften gefördert, sondern hat gleichsam zu einer Mobilität der Dörfer *selbst* geführt. Nur langsam waren die Ortschaften zwischen Karlsruhe und Wiesloch seit dem achtzehnten Jahrhundert aus den Engen der Talmulden herausgewachsen — nun sollte es die Eisenbahn sein, die den Expansionsdrang der Gemeinden anspornte, insbesondere dort, wo der Schienenstrang weit außerhalb der letzten Häuser vorüberführte. So entwickelten sich zu den Haltepunkten hin rasch Straßen, an diesen wiederum entstanden Häuserreihen, heute haben die Gemeinden den Schienenstrang zumeist bereits gegen Westen hin überwunden. Insbesondere im Umfeld größerer Städte entwickelten sich aus ehemals öden und abgelegenen Gebäuden belebte Viertel, zuvor kaum verkäuflicher Grund und Boden gewann an Wert, waren doch die Standortvorteile unweit von Bahnhöfen immens. In Baden wie andernorts ging das Bevölkerungswachstum in bahnnahe Gemeinden am raschesten vonstatten, derweil Siedlungen in bahnfernen Regionen zu wesentlich gemächlicherem Fortschreiten verurteilt schienen. Abgesehen davon, daß die großen Städte



Das Bahnhofsgebäude als Symbol, als Ausdruck einer neuen Zeit, als Schauplatz der Inszenierung von Fortschritt: Illumination des Karlsruher Bahnhofes aus Anlaß der Feier zur Goldenen Hochzeit des Großherzogenpaares im September 1906.
 (Vorlage und Aufnahme: Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. G/Technische Pläne II, Eisenbahnen 3/24)

Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe ihre Einwohnerzahlen binnen weniger Jahrzehnte jeweils mehr als verdoppelten, vermehrte sich die Bevölkerung in den zwischen Mannheim und Offenburg an der Bahnlinie gelegenen Orten bis etwa 1880 (verglichen mit der Voreisenbahnzeit) um durchschnittlich weit über vierzig Prozent — und damit wesentlich rasanter als in allen von der Bahn abgeschnittenen Siedlungen und auch weit mehr als im badischen Landesdurchschnitt während derselben Zeit. Bis zu einem gewissen Grade linear setzte sich diese Entwicklung im Umfeld der Bahn derart fort, daß man (unter allen Gefahren der Verallgemeinerung) zu dem Fazit gelangt: je bahnferner der Ort,

desto allmählicher seine Entwicklung — und dies sowohl bezogen auf Einwohnerzahl als auch auf das wirtschaftliche Wachstum. Die Eisenbahn weckte allerorten den Expansionsdrang — in besonderem Maße aber im Mittleren Neckarraum und am nördlichen Oberrhein, zwei Landesteile, die noch heute als vorrangige Technologieregionen Badens zu gelten haben (und insgesamt zwischen 1830 und 1910 eine Bevölkerungszunahme von über zweihundert Prozent verzeichneten, derweil die mittleren und südlichen Landesteile zwischen Bühl und Lörrach im selben Zeitraum einen Zuwachs von kaum sechzig Prozent erreichten) —, wie es einhundert Jahre später der Bau der Autobahnen abermals tun

sollte, der insbesondere größere Städte, unter ihnen Bruchsal, zur Ausweitung von Industrie- und Siedlungsgebieten gegen die Rheinebene hin animierte. Zweifellos hätte eine Ausdehnung der Gemeinden im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert auch ohne Schienenstrang und Bahnverkehr eingesetzt; der Art und Weise dieser Ausdehnung indes hat die Zuglinie merklich ihren Stempel aufgedrückt. Die kulturbildenden und landchaftsverändernden Kräfte der Eisenbahn zeigen sich keineswegs nur im direkten Umfeld der Trassen — sie zeigen sich mehr noch im weiteren Umfeld der Schienenstränge, verfolgt man die Biographien betroffener Landschaften nur konsequent genug zurück. Im Bannkreis der großen Zentren vollzog sich alsbald eine enge wirtschaftliche und schließlich bauliche Verflechtung der Kernstadt mit vorherigen Nachbarorten und späteren Stadtteilen, nahm also ein wörtlich zu verstehendes Näherrücken von Stadt und Land seinen Anfang. Ein erstes Regen industriellen Lebens erfaßte auch und gerade ländliche Regionen; da mittels der Eisenbahn alle erdenklichen Güter im gesamten Land zu relativ geringen Kosten befördert werden konnten, war eine weitere Fächerung bei der Standortwahl für fabrikmäßig produzierende Unternehmen möglich, die Industrialisierung konnte sich auf breiterer Basis vollziehen (so entstand an der westlichen Grenze der Wieslocher Gemarkung ein Industriegebiet direkt an den Schienen). Wilhelm Heinrich Riehls 1855 geäußerte Befürchtung, die Eisenbahn zentralisiere das Land, ruiniere die kleinen Städte und lasse die großen im Übermaß bersten, muß also umgedeutet werden: es trat keine ausschließliche Konzentration, sondern lediglich eine Verlagerung ein, und diese nahm ihre Richtung weniger vom Land weg hin in die Stadt, sondern vorrangig weg von den abgeschiedenen hin zu bahnnahe Regionen. Erwähnenswert scheint an dieser Stelle das aus dem Rahmen fallende Geschick des an einer Schnittstelle alter Handelsstraßen gele-

genen Landstädtchens Bretten, welches zwar der Eröffnung einer ersten Durchgangsbahn im Jahre 1853 die Überwindung seiner vorübergehenden Stagnation verdankte, jedoch von einer Industrieansiedlung noch nicht erfaßt wurde. Dies änderte sich bezeichnenderweise erst nach 1880, als Bretten durch den Bau der kreuzenden Kraichgaubahn zum Schienenknotenpunkt geworden war und binnen eines Jahrzehnts eine deutliche Veränderung seines Wirtschaftsprofils erlebte.

Durch die während der *Periode des Skelettbaues* angelegte Rheintalbahn zwischen Schwetzingen und Karlsruhe gleichfalls in den Stand umfassender Mobilität versetzt — ließ doch der Industrialisierungsimpuls das nahe Mannheim und in dessen Gefolge das noch unscheinbare Ludwigshafen sowie die kleine Hugenottenkolonie Friedrichsfeld dank bedeutender Standortvorteile und zentraler Lage gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum bedeutendsten Wirtschaftsraum Badens heranreifen —, fanden sich auch die Gemeinden der Rheinebene unvermittelt bevölkert von einer beweglich gewordenen und vorwiegend in der Stadt Karlsruhe nichtlandwirtschaftlichen Tätigkeiten nachgehenden Bevölkerung — in einem Karlsruhe, welches sich nicht zuletzt dank seiner Erreichbarkeit über die Eisenbahn rasch zum Großzentrum der Region entwickelte und sich nicht mehr wie zuvor seiner relativen Jugend wegen als „künstliche Hauptstadt eines künstlichen Staates“ bezeichnen lassen mußte. Die Bewohner der Hardtgemeinden und Siedlungen des Kraichgaurandes zählten so mit zu den Pionieren eines Lebensstils, der im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert ein geradezu revolutionäres Novum war, in der Gegenwart jedoch längst alltäglich geworden ist: des Pendlertums, des steten Wechsels zwischen Wohnsitz in ländlichen (jedoch vom Eisenbahnnetz erschlossenen) Regionen und der Arbeitsstätte in der nicht fern gelegenen Stadt. Der Schienenstrang erwies sich als Zubringer zum Markt, zur Geschäfts- und Amts-

stadt, derweil sich die Eisenbahnverwaltungen selbst (um dies nur am Rande zu erwähnen) als Arbeitgeber *an sich* zeigten. Das Pendeln ermöglichte es dem Arbeiter, der Betriebsstätte nicht mehr nachzuziehen, sondern allein seine Arbeitskraft — und auch diese nur vorübergehend — hinzutragen. Wo die Eisenbahn vom Industriestandort entfernt gelegene Ortschaften mit dem Zentrum verband, übernahm sie den Gesamtverkehr und blieb für das Pendlertum bis zur Vervielfachung des Individualverkehrs von absolut tragender Bedeutung. Zugleich aber ging aus dem allgemeinen Industrialisierungsschub auch ein nicht an öffentliche Verkehrsmittel gebundenes Pendlertum hervor, welches im näheren Einzugsbereich eines Zentrums beheimatet war und mangels Bahnverbindungen den täglichen Weg zu Fuß oder per Rad zurücklegte. Aus dem näheren Umfeld also um jeden Preis (vereinfachende Verkehrsmittel nutzend, doch nicht an diese gebunden), aus dem weiteren Umfeld nur bei Vorhandensein einer Eisenbahnlinie strömten die Pendler in die mit wirtschaftlichen Anreizen lockende Großstadt. In Württemberg versiebenfachte sich in den Jahren zwischen 1899 und 1913 die Anzahl der Arbeiterfahrten von drei auf weit über zwanzig Millionen; nach Schätzungen badischer Bahndirektionen benutzten zur selben Zeit rund fünfzehn Prozent der auf dem Lande lebenden Fabrikarbeiter im Großherzogtum den Schienenstrang zur täglichen Fahrt zum Arbeitsplatz.

Die Eisenbahn werde, so hatten Skeptiker bereits vor Inbetriebnahme des ersten deutschen Schienenmeters düster prophezeit, Gesellschaftsgruppen zerrütten, sie neu formieren, sie einander entfremden — von allen frühen Vorbehalten gegen die Eisenbahn der vielleicht begründetste Einwand, dem Zeitgenossen indes auch eine positive Seite abzugewinnen vermochten. Ein frisches Leben — so konnte der gebildete Leser 1846 in *Meyers Conversations-Lexicon* nachlesen — erfasse, durch die Eisenbahn wie durch einen Zauber-

stab geweckt, die lange stagnierenden unteren Bevölkerungsschichten und knüpfe den Fabrikarbeiter wie den Bauern und Handwerker gleichsam von der Scholle los. Die Furcht vor Zerrüttung und Abwanderung sowohl von Kaufkraft wie auch von Arbeitern veranlaßte um 1870 die Stadt Ettlingen, sich zunächst vehement gegen jeden Gedanken eines Bahnbauens nach dem nahen Karlsruhe zur Wehr zu setzen, ehe letztlich doch der Wunsch nach Anschluß Ettlins an das bestehende Bahnnetz übermächtig und ein entsprechendes Projekt während der achtziger Jahre verwirklicht wurde. Entgegen den Befürchtungen jener Zeit aber hat Pendlertum auf lange Sicht nicht zum Zerfall, sondern vielmehr zur Stabilität der Dörfer mit hoher Pendlerrate geführt, während Gemeinden mit niedrigem Anteil auspendelnder Arbeitnehmer letztlich Gefahr laufen, von ihren abwandernden Bewohnern *ganz* verlassen zu werden. Gerade für die Gegenwart belegen Untersuchungen, das nach dem Zweiten Weltkrieg anschwellende Pendlertum bedeute keineswegs die Loslösung des Arbeitnehmers von örtlichen Bindungen, sondern scheine diese im Gegenteil sogar zu vertiefen. Sowohl in gesellschaftlicher wie auch in politischer Hinsicht sind Pendler — insbesondere solche höheren Bildungsniveaus — stärker am geselligen Leben in der Gemeinde beteiligt als ihre nichtmobilen Mitbewohner. Zugleich fand eine stärkere Emanzipation der Pendler, die eine in der Stadt erfahrene und erworbene größere Weltläufigkeit auf das Dorf übertragen, von den Normen und Werten des traditionellen sozialen Milieus statt.

Parallel zu dieser ökonomisch bedingten Aufspaltung einer bis dato nahezu ausschließlich agrarisch orientierten Gesellschaft rief der Eisenbahnbau gerade bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert hinein in Baden wie andernorts große Umwälzungen in Anbau- und Absatzverhältnissen der Landwirtschaft hervor. Die bäuerlichen Betriebsweisen orientierten sich fortan am Markt und ein neuer, einerseits

landwirtschaftlich ausgerichteter, andererseits mit Handel und Industrie verbundener und vertrauter Mittelstand etablierte sich.

Eine im Jahre 1992 veröffentlichte Untersuchung des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg belegt eindrucksvoll, in welchen Dimensionen selbst noch während der vergangenen dreißig Jahre die Mobilität im Südwesten (nicht anders als in allen Bundesländern) sprunghaft anstieg. Dieser Untersuchung zufolge hat sich die sogenannte Personenverkehrsleistung — die von allen im Land lebenden Personen jährlich zurückgelegten Kilometer — seit 1960 bis dato von 36 auf 110 Milliarden Personenkilometer mehr als verdreifacht, wobei auf den Individualverkehr ein Anteil von weit über vier Fünftel entfällt — beim öffentlichen Personennahverkehr verbleiben anteilig gerade noch acht, beim Schienenverkehr sieben und beim Flugverkehr ein Prozent. Noch die Jahrhundertwende sah weit über vier Fünftel des Verkehrsaufkommens auf die Eisenbahn entfallen, sah zugleich um 1900 den Höhepunkt der Eisenbahnmacht erreicht, von dem aus sich in den folgenden Jahrzehnten die Waage stärker und stärker zugunsten anderer Verkehrsträger neigen sollte. Eingedenk eines sich noch täglich vergrößernden PKW-Bestandes als Folge des Bevölkerungswachstums sagen die Statistiker überdies eine weitere Zunahme der Verkehrsleistung um zwanzig Prozent bis zum Jahre 2010 voraus. Kaum einhundert Jahre werden bis dahin vergangen sein, seit Werner Sombart die Rechnung eröffnete, jeder Mensch in Deutschland bediene sich im Laufe eines Jahres rund vierzig bis fünfzig Mal (oder anders ausgedrückt: weniger als einmal wöchentlich) eines Verkehrsmittels zum Ortswechsel. In welch kurzer Zeitspanne verlor diese in den zwanziger Jahren noch gewaltig anmutende Ziffer ihre Gültigkeit nicht weniger als ihre Erhabenheit.

Der Eisenbahnbau legte, nachdem zuvor die Grenzen der eigenen Gemeinde, allenfalls noch des Verwaltungsbezirkes zugleich die

Grenzen des Bewegungsspielraumes markiert hatten, den Grundstein zur mobilen Gesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts. Zwangsläufig nimmt der moderne Mensch (der täglich intensiver mit den verschiedenen Erscheinungsformen des Verkehrs in Berührung kommt als je ein Geschlecht in der Geschichte) die Eisenbahn mit anderen Augen wahr als noch Generationen vor ihm: sind schon Straße und Schiene für jeden so selbstverständlich wie der Wechsel von Tag und Nacht, so geht er auch — wie sich ein Autor vor wenigen Jahren ausdrückte — mit diesem alltäglichen Beförderungsmittel um, als habe es dieses immer gegeben.

In seiner Schrift *Vom Kulturreich des Festlandes* schildert Leo Frobenius 1923 die Situation eines in die Weltwirtschaft eingebundenen und diese dominierenden Europa vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges: durch ein engmaschiges Netz von Verkehrsverbindungen (darunter die *Pulsadern des Erdballs*, wie ein früher Autor die Eisenbahnen nennt) miteinander verknüpft, ergänzten sich die Märkte der Welt und tauschten sich aus, sodaß der Mangel des einen Handelspartners durch den Überfluß des anderen zumeist mehr als ausgeglichen wurde und sich Produktion und Konsum gegenseitig vervollständigten. Regelmäßige Verkehrskanäle ließen das Weltgetriebe als geordnet erscheinen, überbrückten Räume und reduzierten den Verlust von Zeit. Das gegenwärtige System wurzelt auf exakt denselben Grundpfeilern, mögen diese auch fester im Boden verankert und von gewaltigerer Tragkraft sein als noch vor achtzig Jahren. Mobilität nicht nur des einzelnen, sondern mehr noch die Mobilität ganzer Klassen und Schichten hat sich erweitert zu nie dagewesenen Dimensionen: jeder Winkel der Welt ist, gleich mittels welchen Transportmittels auch immer, erreichbar geworden. An diesem Punkt stand die Welt um 1914 noch sehr bedingt und steht sie heute in annähernder Vollendung: die gewaltige Ordnung, welche sich gleich einem überdimensionalen Zelt (so

zerreißbar dieses sein mag!) über die Subsysteme unserer Gesellschaft spannt, erscheint von solcher Allmacht, daß sie bereits *nicht mehr wahrgenommen* wird. Ihr haftet eine zu große Selbstverständlichkeit an, so daß nurmehr derjenige der vielfältigen Verflechtungen mit Staunen überhaupt noch inne werden kann, der sich weit genug zurückzieht und bewußt das Ineinandergreifen wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Zahnräder zu beobachten anschickt.

Verwundert stand der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts der Eisenbahn und seiner eigenen, hinzugewonnenen Mobilität gegenüber — mit einem Erstaunen, welches wohl die Frühzeit der industriellen Revolution prägte, dem modernen Menschen aber fremd geworden ist: wohl steht auch dieser, ähnlich dem Zeitgenossen der beginnenden Eisenbahnära, technischen Neuerungen mit Begeisterung, Interesse oder bisweilen Furcht gegenüber, doch ist ihm steter Fortschritt bereits zu gewöhnlich, als daß noch echte Sprachlosigkeit die Folge wesentlicher Umgestaltungen und Erfindungen sein könnte. Auch dieses naive Erstaunen über Unbekanntes ist längst kaum mehr als ein Teil der Geschichte.

Literatur (Auswahl)

Günter Albrecht: Soziologie der geographischen Mobilität. Zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels, Stuttgart 1972

Maximilian Arzberger: Eisenbahnen als Staats- und als Gesellschafts-Unternehmungen. Mit Hinblick auf die Gesamt- und Sonderinteressen von Deutschland und Thüringen, Frankfurt und Leipzig, an der halle-casseler Eisenbahn, Hamburg/Gotha 1842

Peter Bahn: Brettens Wirtschaft und die Kraichgaubahn, in: Geschichte der Kraichgaubahn — Stadtbahn-Dokumentation. Ausstellung im Stadtmuseum Bretten, ebenda 1992, S. 9—15

A. W. Beyse: Neueste Erfahrungen im Eisenbahnwesen. Zweites Heft, Karlsruhe 1844

Otto Blum: Der Weltverkehr und seine Technik im 20. Jahrhundert, Stuttgart/Berlin 1921

Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württem-

bergs 1800—1889. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Band 16), Stuttgart 1989
Johannes Boettner: Himmlisches Babylon. Zur Kultur der verstädterten Gesellschaft, Berlin/New York 1989

Heinz Babel: 145 Jahre Eisenbahnen in Baden (Mitteilungen des Museumsvereins für Technik und Arbeit), Mannheim 1985

Emil Bürger: Deutschlands Eisenbahnen im Jahre 1846. Nach offiziellen Berichten der respektiven Eisenbahn-Direktionen und andern zuverlässigen Quellen bearbeitet, Karlsruhe 1846

Heinrich Cassinone: Die geschichtliche und technische Entwicklung des Straßenwesens in Baden 1810—1920, Karlsruhe 1925

Gustav Cohn: Die Anfänge des Deutschen Eisenbahnwesens, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 47. Jahrgang, Tübingen 1891, S. 655—679

Denkschrift über Herstellung einer direkten Eisenbahn in der Rhein-Ebene zwischen Mannheim und Karlsruhe. Veröffentlicht durch das Central-Comité, Mannheim 1865

Karl-Herbert Ditebrand: Eisenbahn und Kraftwagen in Deutschland. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der wirtschaftswissenschaftlichen Doktorwürde der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen, ebenda 1933

Friedrich Engels: Die Rolle der Gewalt in der Geschichte (Bücherei des Marxismus-Leninismus), Berlin-Ost 1984

Leonhard Euler: Die strukturelle Entwicklung des Eisenbahnbaus in den verschiedenen Ländern 1840—1936. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktors der Staatswissenschaften der Hohen Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel 1940

Max-Erich Feuchtinger: 100 Jahre Wettbewerb zwischen Eisenbahn und Landstraße, in: Conrad Matschoss (Hrsg.): Technik-Geschichte (Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie, Band 24), Berlin 1935, S. 101—108

Peter Franz: Soziologie der räumlichen Mobilität. Eine Einführung (Campus Studien, Band 556), Frankfurt a. M./New York 1984

Rainer Fremdling: Eisenbahnen und deutsches Wirtschaftswachstum 1840—1879. Ein Beitrag zur Entwicklungstheorie der Infrastruktur (Untersuchungen zur Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte, Band 2), Dortmund 1975

Leo Frobenius: Vom Kulturreich des Festlandes (Dokumente zur Kulturphysiognomik), Berlin 1923

Artur Fürst: Die Welt auf Schienen. Eine Darstellung der Einrichtungen und des Betriebs auf den

Eisenbahnen des Fernverkehrs. Nebst einer Geschichte der Eisenbahn, München 1918

Ulf Häusler/ Dagmar Haase/ Günter Lange: Schienen statt Straße? (Hintergründe 7), Würzburg/Wien 1983

Johann Hansing: Die Eisenbahnen in Baden. Ein Beitrag zur Verkehrs- und Wirtschaftsgeographie (Stuttgarter Geographische Studien. Veröffentlichungen des Geographischen Seminars der Technischen Hochschule Stuttgart, Reihe A, hrsg. von E. Wunderlich, Heft 16/17), Stuttgart 1929

Max Haushofer: Grundzüge des Eisenbahnwesens in seinen ökonomischen, politischen und rechtlichen Beziehungen, Stuttgart 1873

Adam Ignaz Valentin Heunisch: Das Großherzogtum Baden, historisch-geographisch-statistisch-topographisch beschrieben, Heidelberg 1857

Wolfgang von Hippel: „Nichts ergreift mich mehr als diese Erfindung“. Vor 150 Jahren wurde die erste Eisenbahnstrecke Badens eröffnet, in: Beiträge zur Landeskunde. Regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Nr. 5, Stuttgart, Oktober 1990, S. 1—6

Wolfgang von Hippel/Joachim Stephan/Peter Gleber/Hans-Jürgen Enzweiler: Eisenbahn-Fieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter, Ubstadt-Weiher 1990

Paul B. Huber: Regionale Expansion und Entleerung im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts: Eine Folge der Eisenbahnentwicklung?, in: Rainer Fremdling/Richard H. Tilly (Hrsg.): Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts (Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen. Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeß-produzierten Daten, hrsg. von Heinrich Best u. a., Band 7), Stuttgart 1979, S. 27 ff.

Wilhelm Huber: Die Entwicklung der badischen Eisenbahnen seit d. J. 1900 in historisch-statistischer Darstellung. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde der Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg, Grünstadt 1927

Walter Jens: Zehn Pfennig bis Endstation. Der öffentliche Personennahverkehr in Geschichte und Gegenwart, in: Walter Jens: Republikanische Reden, München 1976, S. 160—176

Karl Knies: Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen, Braunschweig 1853

Edwin Kech: Geschichte der deutschen Eisenbahnpolitik (Sammlung Götschen), Leipzig 1911

Walter Ledig: Über den Einfluss der Eisenbahnen auf Kultur und Volkswirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Tätigkeit des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen. Vortrag gehalten am 28. Juli 1896 zu Berlin bei der 50jährigen Jubelfeier des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen, Leipzig 1896

Ernst Lepp: Das badische Straßenwesen. Abriß der Größen- und Verkehrsentwicklung (Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns, hrsg. von Georg von Schanz, Bd. LXXI), Leipzig/Erlangen 1926

Rainer Mackensen/Monika Vanberg/Klaus Krümer: Probleme regionaler Mobilität. Ergebnisse und Lücken der Forschung zur gegenwärtigen Situation in der Bundesrepublik Deutschland/Berlin (West) (Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel, Band 19), Göttingen 1975

Johannes Mabr: Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motivs im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert, München 1982

Wolfgang Minaty (Hrsg.): Die Eisenbahn. Gedichte — Prosa — Bilder, Frankfurt am Main 1984

Wilbert E[llis] Moore: Strukturwandel der Gesellschaft (Grundfragen der Soziologie, hrsg. von Dieter Claessens, Band 4), München 1967

Karl Müller: Die badischen Eisenbahnen in historisch-statistischer Darstellung. Ein Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens, Heidelberg 1904

Ferdinand Niessen: Zur Philosophie des Verkehrs, in: Hellmuth St. Seidenfus (Hrsg.): Beiträge zur Verkehrstheorie und Verkehrspolitik. Festgabe für Paul Berkenkopf zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 17. September 1961 dargebracht von Kollegen und Schülern, Düsseldorf 1961, S. 165—181

Hans Nordmann: Die Frühgeschichte der Eisenbahnen (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1948, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Nr. 4), Berlin 1948

Notizen eines alten badischen Post- und Eisenbahnbeamten über die Entstehung und den Fortgang der Großherzoglich badischen Eisenbahnen, Karlsruhe 1889

Werner Plös: Deutsche Sozialgeschichte 1815—1870. Dokumente und Skizzen, München 1979

Klaus Ranfft: Der Weg zur Lokomotive und Eisenbahn (Eisenbahnen und Museen. Monographien der Deutschen Gesellschaft für Eisenbahngeschichte e. V., Folge 32), Karlsruhe 1984

Edwin Redslob: Die Welt vor hundert Jahren. Menschen und Kultur der Zeitenwende um 1840, Leipzig 1940

Manfred Riedel: Vom Biedermeier zum Maschinenzeitalter. Zur Kulturgeschichte der ersten Eisenbahnen in Deutschland, in: Archiv für Kulturgeschichte, hrsg. von Herbert Grundmann, 43. Band, Köln/Graz 1961, S. 100—123

Gust[av] Riegels: Die Verkehrsgeschichte der deutschen Eisenbahnen mit Einschluß der heutigen Verkehrslage zum fünfzigjährigen Jubiläum der ersten preuß[ischen] Eisenbahnen, Elbersfeld 1889

Ralf Roman Rossberg: Geschichte der Eisenbahn, Künzelsau 1984

Rudolf von Habsburg: Tausend und ein Tag [1883], in: Brigitte Hamann (Hrsg.): Kronprinz Rudolf. Schriften, München 1981, S. 257—260

Wolfgang Sachs: Die auto-mobile Gesellschaft. Vom Aufstieg und Niedergang einer Utopie, in: Franz-Josef Brüggemeier/Thomas Rommelspacher (Hrsg.): Besiegte Natur. Geschichte der Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert (Beck'sche Reihe, Band 345), München 1987, S. 106—123

Michael Salewski: Das historische Phänomen: Die Reise (vorwiegend im 19. Jahrhundert), in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, 38. Jahrgang, Köln 1986, S. 114—132

Emil Sax: Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirtschaft. Zweite, neu bearbeitete Auflage, Berlin 1922 [Dritter Band: Die Eisenbahnen]

Wolf Schadendorf: Das Jahrhundert der Eisenbahn, München 1965

Otto Schäfer: Die badische Eisenbahnbetriebs- und Tarifpolitik von ihren Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission, N. F. 54, Karlsruhe 1940, S. 251—275

Wolfgang Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1989

W. F. Carl Schmeidler: Geschichte des Deutschen Eisenbahnwesens, Leipzig 1871

Alfred Schneider: Eisenbahn und Landwirtschaft im Großherzogtum Baden (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der Badischen Hochschulen, hrsg. von Carl Johannes Fuchs u. a., X. Band, 3. Heft), Karlsruhe 1908

Bruno Schultz: Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Eisenbahnen. Eine Studie zur Systemfrage, Jena 1922

Martha Schweisgut: Die Veränderungen des Landschaftsbildes der badischen Rheinebene in den letzten hundert Jahren. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der badischen Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg, ebenda 1924 [Maschienschrift]

Werner Sombart: Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. Dritte, durchgesehene und bis auf die Gegenwart weitergeführte Auflage, Berlin 1913

Werner Walz: Die Eisenbahn in Baden-Württemberg. Geschichte der Bahnen in Baden und Württemberg 1840 bis heute, Stuttgart 1980

Werner Walz: Deutschlands Eisenbahnen 1835—1985. Lokomotiven und Wagen — Geschichte und Organisation — Kritik und Hoffnung, Stuttgart 1985

Max Maria von Weber: Die Physiognomien der Eisenbahnsysteme bei den Hauptculturvölkern, in: Max Maria von Weber: Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder, Berlin 1882, S. 150—185

Horst Weigelt: Epochen der deutschen Eisenbahngeschichte, in: Horst Weigelt: Epochen der Eisenbahngeschichte. Eine faktenreiche, übersichtliche Darstellung mit 190 Abbildungen, Darmstadt 1985, S. 24—58

Winfried Wolf: Eisenbahn und Autowahn. Personen- und Gütertransport auf Schiene und Straße. Geschichte, Bilanz, Perspektiven, Hamburg/Zürich 1986

Lothar Würtz: Die geschichtliche Entwicklung des Straßennetzes in Baden-Württemberg, Bonn-Bad Godesberg 1970

V o r s c h l a g
zur Herstellung
einer
E i s e n b a h n
im Großherzogthum Baden,
von Mannheim bis Basel
und an den Bodensee,

als zweckmäßigstes Mittel, Landbau, Handel und Gewerbe in größern Flor zu bringen, den Gütern und Producten einen bessern Werth zu verschaffen und so den National-Reichthum zu erhöhen.

Von
L. Newhouse,
Großherzoglich badischem Commerzien-Rathe.

„The country shall make railways, and railways
will make the country.“
A countryman of Durham.

Mit zwei Abbildungen.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.

1833.

Titelseite der Denkschrift von Ludwig Newhouse (anglisierte Form von Neuhausen).
Großherzog Ludwig ernannte Newhouse 1822 zum Commerzienrat.

Ungeahnte Schätze

Das Auto + Technik Museum Sinsheim

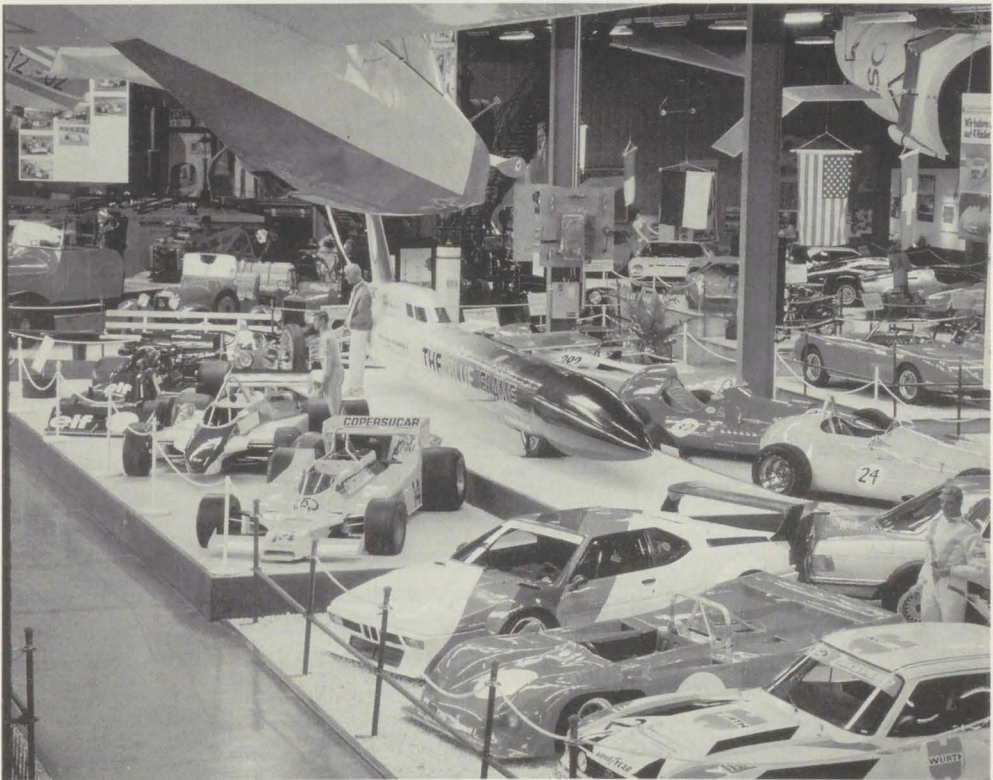
Karlheinz Böckle, Sinsheim

Leider nimmt der motorisierte Zeitgenosse nur wenig Notiz vom schönen Kraichgau, wenn er auf der Autobahn A6, meist dicht gedrängt, von Heidelberg nach Heilbronn oder in der Gegenrichtung fährt. Auffallend ist für ihn auf Höhe Sinsheim das Auto + Technik Museum Sinsheim mit seinen Hallen, großen Parkplätzen, Flugzeugen, Lokomotiven etc. im Freigelände. Ein Besuch ist

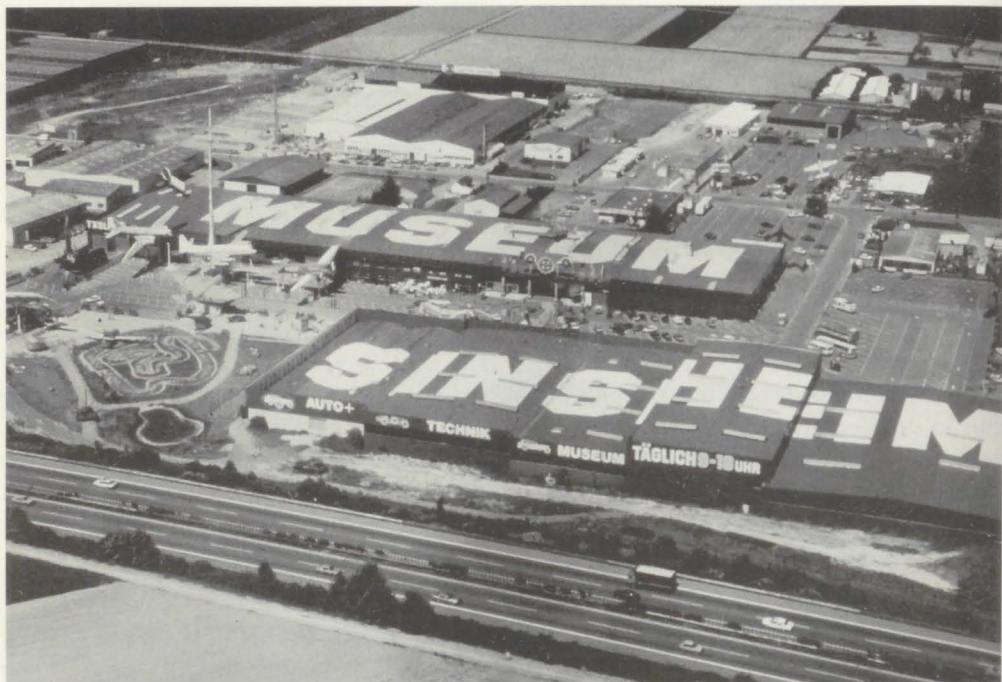
ebenso lohnend, wie ein Verweilen in dieser schönen Landschaft.

Der hügelige Kraichgau ist ein altes fruchtbares Bauernland, das schon früh von Straßen und Wegen durchzogen wurde. Sicherlich waren die Römer die ersten, die einen organisierten Straßenbau betrieben, aber Handelswege gab es auch schon davor.

Landwirtschaft und Verkehr sind also uralte



Blick in die Halle mit Sport- und Rennwagen



Die riesigen Hallen des Museums aus der Vogelperspektive

Komponenten in diesem Gebiet, während die Industrie nur zögernd Einzug gehalten hat. Sie siedelte sich zunächst am Rande an, vor allem in den Räumen Mannheim und Heilbronn. Viele Menschen, die im Kraichgau wohnen, fanden dort Arbeit und Brot.

Die Burgen und Schlösser dieser Landschaft sind mit unserer Geschichte untrennbar verbunden. Sie sind Zeugen der Baukunst, des handwerklichen Könnens und des Geschmacks ihrer Zeit. Beim Reisen und Wandern werden wir von Romantik umweht, wenn sie wie Kleinode der Vergangenheit in unser Blickfeld kommen.

Romantische Gefühle können wir auch spüren beim Betrachten der wertvollen technischen Exponate in dem Sinsheimer Museum. Auch dabei stehen wir vor Zeugnissen vergangener Tage und bestaunen die Schönheit, oft auch den Kunstsinn ihrer Erbauer. Eine Reise in die Romantik schließt deshalb Landschaft

und Museum ein. Beide ergänzen sich sinnvoll.

So war Sinsheim als Standort für ein großes Museum, in dem außergewöhnliche Exponate aus Technik und Verkehr gezeigt werden, die richtige Entscheidung.

Es ist kaum zu glauben, aber schon nach 10 Jahren hatte sich das Auto + Technik Museum in die Reihe der größten Privatmuseen Europas vorgeschoben. Einige Millionen Besucher haben sich in dieser Zeit in den riesigen Hallen und dem umfangreichen Freigelände von der Qualität und Exklusivität der rund 3000 Ausstellungsstücke überzeugt. Viele davon sind einmalig in Deutschland, manche sogar Weltraritäten.

So mußte eine amerikanische Filmgesellschaft nach Sinsheim in „Old Germany“ reisen, um die „Blue Flame“ zu filmen, die auf dem großen Salzsee in Utah mit 1001 Stundenkilometern den immer noch gültigen

Weltrekord für Landfahrzeuge gefahren hat. Unermeßliche technische und historische Schätze sind durch Krieg und Nachkriegszeit verloren gegangen. Auch nach dem Krieg hat ein Schrott- und Vernichtungswahn noch viel Erhaltenswertes zerstört, bis die noch andauernde Nostalgiewelle eine Gegenbewegung einleitete, die den Museen zugute kam.

So trafen sich 1980 in Eppingen einige begeisterte Sammler von nostalgischen Dingen, um über Restaurierungen, Unterbringung und Ersatzteile zu reden. Es wurde aber auch der Gedanke besprochen, die zum Teil einmaligen Schätze dieser Sammler einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Bei diesem Treffen am 11. November 1980 wurde der Grundstein gelegt zu Europas größtem Privatmuseum, dem Auto + Technik Museum Sinsheim e. V. Der Gedanke zündete, eine Halle in Sinsheim wurde gemietet und am 6. Mai 1981 öffneten sich erstmals die Tore

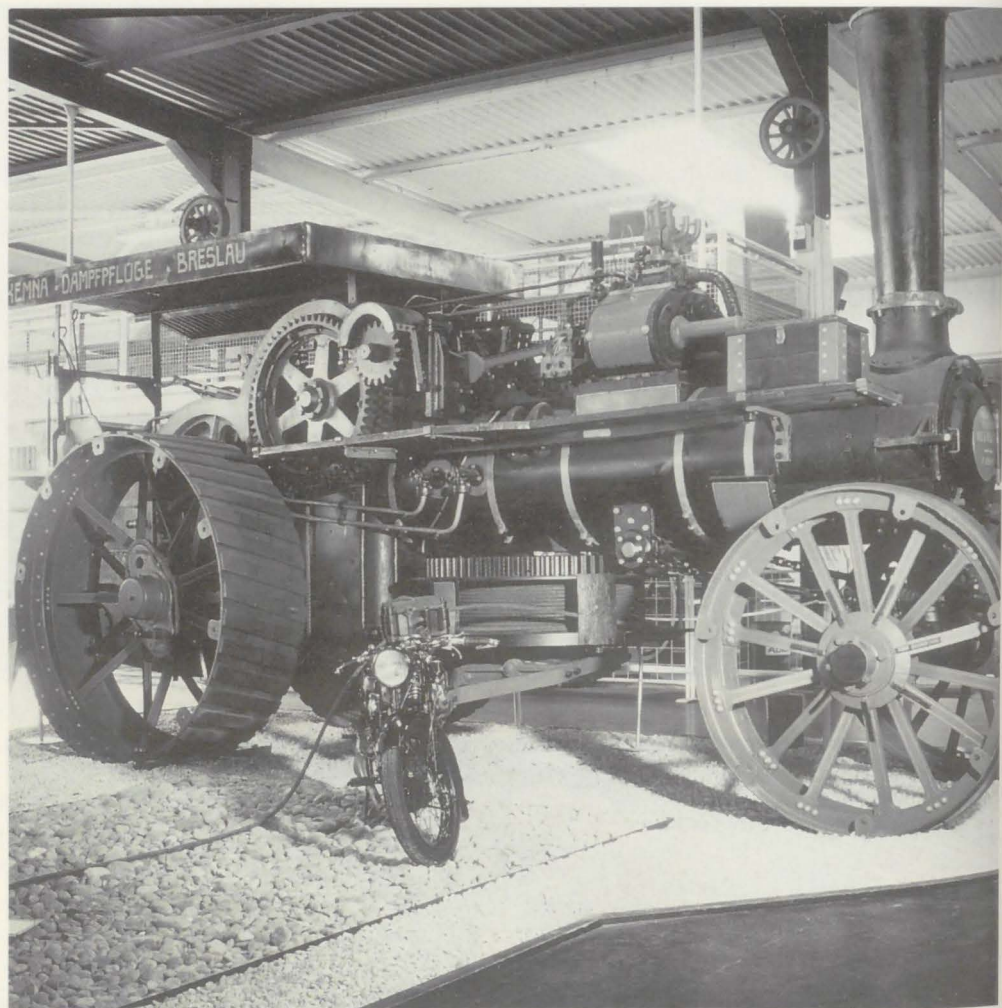
zu einer Ausstellungsfläche von 5000 qm. Auch der Förderverein, der mit 15 Mitgliedern gegründet wurde, ist auf 1500 angewachsen. Mehr als 3000 Exponate erfreuen inzwischen rund 500 000 Besucher im Jahr.

Seit der Eröffnung des Museums 1981 hat sich ein unglaublicher Aufschwung vollzogen. Speziell in den Weltrekorden ist einiges los. In dem großen Freigelände wurde das Flügelblatt des größten Windkraftwerkes der Welt — Growian — aufgestellt. Es überragt ganz Sinsheim mit seinen beachtlichen 48 Metern Höhe und dem Gewicht von 45 Tonnen. Nachts ist es angestrahlt und auch aus der Ferne gut zu sehen.

Ebenfalls im Reigen der Weltrekorde ist das größte Wagenrad der Welt mit 3,75 m Durchmesser. Gebaut wurde das Monstrum von Karl Kaiser aus Königsbach bei Pforzheim. Der Weltrekordler Kaiser ist normalerweise Postangestellter und betreibt die Wag-



Die Mortier-Tanzorgel hat beachtliche 6 m Höhe und spielt auch noch heute zur Freude der Besucher



Mit diesen riesigen Dampfmaschinen begann die Technik in der Landwirtschaft

nerer seines Vaters als Hobby. Gewicht: 15 Zentner, Bauzeit: 270 Stunden, erschienen im Guinnessbuch der Rekorde 1983.

Ein weiterer Weltrekord im Auto + Technik Museum Sinshelm ist das schnellste Landfahrzeug der Welt, die „Blue Flame“. In der Woche vom 12.—18. 10. 1983 zitterte die Black-Rock-Salzwüste bei Reno im US-Bundesstaat Nevada, die Klapperschlangen gingen in Deckung, und die Felsen wurden weiß,

226

als die „Blue Flame“ mit Gary Gabelich durch die Einöde raste. Er hatte alle Schubhebel in den Anschlag gedrückt, der Horizont vibrierte wie bei leichtem Seegang, und nach ordentlichem Anlauf pfeilte sich das Raketenauto mit 1001,453 km/h über die Meile.

Weitere Weltrekordler sind die Autos, die am meisten gebaut wurden: der VW Käfer auf Platz 1 mit seiner Produktionsziffer von über 20 Mio. Einheiten — und die gute alte Tin



Jung und alt unter nostalgischen Flugzeugen im Freigelände

Lizzy, das Ford T Modell von Ford, das bis in die 70er Jahre hinein den Stückzahl-Weltrekord inne hatte und das erste Auto der Welt war, das auf dem Fließband hergestellt wurde, ist in verschiedenen Aufbau-Varianten vorhanden: Als Standard-Aufbau, Farbe schwarz (viersitziges Cabriolet in Badewannenform) und als zweisitziger Sport-Roadster aus dem Jahre 1912. Das größte Fahrrad, die Lok mit dem weitesten Raddurchmesser, die größte Tanzorgel, ebensoviele Flugzeuge, 150 Motorräder, 150 Traktoren und Dampfmaschinen, 50 militärische Kettenfahrzeuge und Panzer, 15 Dampfloks, zwei U-Boote und viele wohlklingende mechanische Musikinstrumente, neben unzähligen Ausstellungszubehörstücken vereinigt Europas größtes Privatmuseum unter zwei Dächern (mit 30 000 qm Hallenfläche) und dem umgebenden Freigelände (40 000 qm) Liebhaber von historischem Feuerwehrmaterial kommen ebenso auf ihre Kosten, wie Eisenbahnfreunde und in die Militärabteilung strömen Modellbauer, Veteranen und geschichtlich Interessierte. Unübertroffen in Deutschland sind die Sammlungen der Maybach-Fahrzeuge und die Bugattis. Daneben stehen ein Benzinwa-

gen Peugeot, Baujahr 1892, ein Elektroauto Columbia (von Familie Rockefeller), Baujahr 1900, ein Dampfauto von 1900 und ein Solarauto von 1985 von der Firma Märklin (mit Sonnenenergie betriebenes Automobil) 250 Autos vom Baujahr 1898 bis zum Testa Rossa und 180 Zweiräder vom Fahrrad mit Holzrädern bis zur Rennmaschine erfreuen den Besucher. Im Nutzfahrzeugbereich geht die Spannweite vom Tempo Dreirad bis zum 60 to Mack LKW.

Mit über 50 Flugzeugen, vom leinwandbespannten Eindecker aus dem Jahre 1912 bis zum Überschallflugzeug unserer Tage, zeigt das Museum die faszinierende Entwicklung von Gleit-, Segel-, Motor- und Düsenflugzeugen, einschließlich der Hubschrauber fast zum Anfassen. Eine Ju 52, eine viermotorige Vickers Viscount, und eine Iljuschin 14 können auch begangen werden.

Ungefähr 250 zeitgenössische Figuren beleben den Anblick der ausgestellten Fahrzeuge und Maschinen, wobei die Schienenfahrzeuge mit der schweizerischen Großlokomotive „Krokodil“ und einer D-Zug-Dampfloks mit möglicher Höchstgeschwindigkeit von 200 km/h nicht fehlen dürfen. In einer riesigen

Halle haben die Museumsleute die größte militärische Sammlung Europas in Privat-hand zusammengetragen. Seltene Fahrzeuge wie der legendäre deutsche „Tiger“ und „Panther“, der russische „T-34“ und der amerikanische „Sherman“ stehen friedlich nebeneinander, umringt von Jeeps, Kanonen, Motorrädern, Scheinwerfern usw. dazu noch Uniformen, Gerät und Waffen.

Das Museum ist so vielfältig und abwechslungsreich, daß man sich Zeit nehmen muß, um alles zu erfassen. Traktoren, zum Beispiel, die braven Helfer der Landwirtschaft werden unterschiedlich und bunt in der Formgebung in zahlreichen Exponaten präsentiert. Motoren als Schnittmodelle und in laufendem Zustand, sind anschaulich und lehrreich plazierte. Überall wird von den Besuchern fotografiert, um zu Hause alles nochmals nachempfinden zu können.

Der wachsende Besucherstrom aus allen Teilen der Welt zeigt, daß es kaum noch eine andere Stätte gibt, wo man sich über die technischen Glanzleistungen früherer Zeiten bis in die Gegenwart so umfangreich informieren kann, wie in Sinsheim. Daneben veranstaltet das Auto + Technik Museum noch interessante und gut besuchte Veranstaltungen

wie Spielwarenbörsen, Drehorgelfestivals, Traktortreffen, Feuerwehrtage usw. Markentreffen von Automobilen usw. gehören schon zur jährlichen Tradition und stehen in den Terminkalendern der vielen Interessenten.

Angenehm wird von den Besuchern empfunden, daß ein leistungsfähiges Restaurant, ein Cafeteria und ein Imbißstand vorhanden sind. Ein Kinderspielplatz für die Kleinen, ein großes Freigelände mit zahlreichen technischen Denkmälern, lädt zum Bummeln und Betrachten ein. Große Parkplätze mit kurzen Wegen zu den Ausstellungshallen sind ein Vorteil für die Besucher. Dies bemerken vor allem die vielen Gruppen, die mit Omnibussen anreisen. Das Museum ist behindertengerecht und besonders ältere Menschen freuen sich über die Ruhebänke überall in der gesamten Anlage.

Die Zahl der Vereins- und Betriebsausflüge in das Auto + Technik Museum ist steigend. Neben der Ausstellung ist eine leistungsfähige Gastronomie zum geselligen Beisammensein gut geeignet.

Firmentagungen, verbunden mit speziellen Vorführungen auch außerhalb normaler Öffnungszeiten, werden gerne angenommen.

Die Freizeitindustrie ist derzeit eine Wachs-



Das Super-Monster des Museums bei Veranstaltungen in Aktion



Unter den zahlreichen Militärfahrzeugen ist auch dieses Amphibienfahrzeug, das im Wasser zur Fähre aufgeklappt wird.

tumsbranche. Der Kraichgau, diese uralte Kulturlandschaft kann viele Menschen anlocken. Nicht nur Burgen, Schlösser und mittelalterliche Stadt- und Dorfbilder ziehen an, sondern auch gemütliche Gaststätten laden ein zu herzhaftem Vesper und einem guten Viertele. Wenn das Museum jährlich 500 000 Besucher hat, so profitiert davon auch die Umgebung. Der Besucher nimmt

ein bleibendes Erlebnis mit, auch an den Kraichgau und die Menschen, die dort wohnen.

Es lohnt sich Zeit zu nehmen, nicht nur für den Besuch des interessanten Auto + Technik Museums, sondern auch für die liebliche Landschaft darum, mit ihrem hohen Erholungswert.



Bierkrug mit Ansicht von Durlach, 1823 — Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe

Vortrag anlässlich der Vorstellung der „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“, Bd. 5, am 21. 4. 1993 im Badischen Landesmuseum

Brigitte Heck, Karlsruhe

Volkskunde als Wissenschaft untersucht die kulturellen Äußerungen breiter Bevölkerungsschichten in ihren geschichtlichen Bedingungen. Dies meint gleichermaßen geistige wie materielle Lebensäußerungen, meint Verhaltens-, Glaubens- und Denkformen wie auch die den Alltag der Menschen begleitenden Gegenstände. Volkskundliche Forschungen waren im 19. Jh. allerdings in erster Linie literaturwissenschaftlich orientiert und untersuchten vorrangig Märchen, Sagen, Lieder, Bräuche. Erst gegen Ende des letzten Jhs. gerieten auch die materiellen Äußerungen, die Sachkultur der breiten, der unteren Sozialschichten, in das Blickfeld der Wissenschaft. Große Museen wie das Germanische Nationalmuseum Nürnberg oder das Bayerische Nationalmuseum München begannen mit dem Aufbau volkskundlicher Sammlungen, und im Spätjahr 1889 wurde in Berlin das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes eröffnet. Im Großherzogtum Baden vollzog sich zur selben Zeit eine ganz ähnliche Entwicklung. Auch der Beginn der Karlsruher Volkskundensammlung reicht in die beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jhs. zurück. Es war dies eine Zeit großer sozialer und kultureller Veränderungen. Der wirtschaftliche Aufschwung der frühen 1870er Jahre, der sogenannte Gründerboom, führte zu einem raschen Wachstum der Großstädte. Zwar lebte um 1880

noch dreiviertel der Bevölkerung des Großherzogtums in Streusiedlungen, Dörfern und Kleinstädten, jedoch hatte sich auch deren Alltag im Verlauf des langwierigen Industrialisierungsprozesses grundlegend verändert. Die neuen Techniken und materiellen Güter der Industriegesellschaft hatten sich entlang der Verkehrswege und neu entstandenen Eisenbahnlinien im letzten Drittel des 19. Jhs. bis in die hintersten Schwarzwaldtäler verbreitet. Landwirtschaftliche Maschinen, die Nähmaschine und Schreibmaschine, der Telegraph und das Telefon, Industriefabrikate für den Haushalt wie Aluminium- und Emailgeschirre oder konfektionierte, also in Fabriken seriell hergestellte Kleider und Möbel bestimmten zunehmend auch den Alltag der ländlichen Bevölkerung. Es veränderten sich bisherige Lebensverhältnisse und Gewohnheiten, und langfristig kam es zur Auflösung des traditionellen Werte- und Gesellschaftssystems.

Diese soziokulturellen Begleitumstände und Folgeerscheinungen der ersten industriellen Revolution wurden von den Zeitgenossen ganz unterschiedlich zur Kenntnis genommen und bewertet. Die weitverbreitetste Haltung war jedoch zweifellos eine kulturpessimistische Sicht. Deren in Baden bekanntester und wirkungsvollster Vertreter war der Haslacher Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob.

Seine vielbeachteten und weitverbreiteten Erzählungen und Romane prägten die vor allem in bildungsbürgerlichen Kreisen populäre beschönigende Vorstellung vom Alltag ländlicher Bevölkerungsschichten nachhaltig. Hansjakob sieht im Großstadtleben ausschließlich soziales Elend, Entfremdung, Vereinzelung und Lasterhaftigkeit und zeichnet in starkem Kontrast dazu ein Bild friedvollen, ungestörten Lebens auf dem Land. Der Landmann seiner Erzählungen ist lebenswürdig derb, lebt in Harmonie, Zufriedenheit und solider Gemeinschaft, trägt Tracht und hat einen festen Glauben, schätzt die alten Märchen, Sagen, Schwänke, Lieder, Bräuche und ist noch eins mit sich, Natur und Kirche. Wo sich in diesem Idealgefüge Änderungen abzeichnen, werden sie angeprangert, insbesondere wenn es um das Ablegen der Tracht geht. Hansjakob polemisiert gegen die Urbanisierung des Landes und die Verbürgerlichung seiner Bewohner. Bei ihm treffen Agrarromantik und Großstadtfeindlichkeit in einer für bildungsbürgerliche Kreise seiner Zeit signifikanten Weise aufeinander. In seiner Streitschrift *Unsere Volkstrachten*. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von 1893 analysiert Hansjakob die Zustände wie folgt: „Religion, Ordnung, Gesetz und eigene Tracht sind dem Landvolk seit Jahrhunderten Sitte und Gewohnheit geworden, und deshalb hält der echte, unverfälschte Bauer an ihnen fest . . . Woher kommen frisches, gesundes Blut, gute Nerven wieder in die blasierte, vom Stadtleben und von der Cultur kranke Menschheit? Antwort: von den Bauern“.

Diese Zivilisationskritik, diese spezifische Wahrnehmung sozialer und wirtschaftlicher Veränderungen und ihre rückwärtsgewandte Deutung als kultureller Verlust ist der meist unausgesprochene Hintergrund für den Beginn volkskundlicher Betätigung und Sammelstätigkeit. In diesem geistesgeschichtlichen Umfeld entwickelte sich die Volkskunde als zunächst reaktive Wissenschaft. So gründeten 1893 die Freiburger Germanisten Meyer, Klu-

ge und Pfaff die „Vereinigung für Volkskunde in Baden“ und führten 1894 und 95 eine das ganze Großherzogtum umgreifende Erhebung durch, den „Fragebogen zur Sammlung der Volksüberlieferungen“. Damit stellten sie den auf dem Land noch vorhandenen Bestand etwa an Erzählformen, Liedern, Bräuchen und z. T. auch an materiellen Gütern fest und zu einer weiteren Auswertung bereit. Nach einem solchen Prinzip „Sammeln und Retten“ wurden aber auch bereits in den 1880er Jahren private und öffentliche Volkskundensammlungen angelegt. In bürgerlichen Kreisen waren ausgesuchte Objekte der Volkskultur Ende des letzten Jahrhunderts „salonfähig“ geworden: Gegenstände bäuerlicher Arbeits- und Lebenswelt, die zuvor als künstlerisch minderwertig galten, erhielten ihrer zunehmenden Rarität wegen antiquarischen Wert. In der Kunstgewerbebewegung der Zeit entdeckte man den ästhetischen Reiz von malhorndekorierter Hafnerkeramik, von bemaltem ländlichen Mobiliar und reichbestickten Trachten. Ausgesuchte Stücke dieser sogenannten Volkskunst wurden in die Muster- und Studiensammlungen kunstgewerblicher Museen übernommen, um dem ortsansässigen Kunstgewerbe aus diesem Formen- und Motivschatz neue Anregungen zu geben. Soviel zu den fachspezifischen und gesellschaftsgeschichtlichen Entstehungshintergründen der Karlsruher Volkskundensammlung, deren Anfänge bis 1881 zurückreichen. In diesem Jahr nämlich fand anlässlich der Silbernen Hochzeit des großherzoglichen Paares sowie anlässlich der Vermählung der badischen Kronprinzessin Victoria mit dem schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf ein Historischer Festzug statt.

Wie bei dem vier Jahre später stattfindenden Festzug von 1885 wurden dabei auch badische Landestrachten vorgeführt. Mit der Organisation beider Festzüge war der Maler Johann Baptist Tuttiné betraut worden.

Tuttiné hatte eine besondere Vorliebe für die auffällige Tracht des Hotzenwaldes, die zu

Beiträge zur Volkskunde

in Baden-Württemberg Band 5



Herausgegeben von den
Landesstellen für Volkskunde
in Freiburg und Stuttgart

Theiss

seinen Lebzeiten kaum mehr getragen wurde und deren Erscheinungsbild er in vielen Einzelstudien dokumentarisch festhielt. Es verwundert daher nicht, daß die Hotzentrachtgruppe zu einer Attraktion der beiden Festzüge avancierte. In deren Vorbereitungsphase ermittelte Tuttiné im Auftrag des Großherzoglichen Hauses den Bestand der im Großherzogtum Baden noch vorhandenen Trachten. Eine systematische Zusammenstellung des Malers vom Juli 1884 hält Angaben zu Aussehen, Geschichte und Anschaffungskosten der noch existierenden Trachtenformen in Baden fest. Diese Materialerfassung Tuttinés ist angelehnt an die 20 Jahre älteren Beschreibungen seines Malerkollegen Rudolf Gleichauf.

Gleichauf betrieb in den 1860er Jahren in Großherzoglichem Auftrag die Herausgabe eines graphischen Trachtenwerkes und war wie später Tuttiné ebenfalls von der Ästhetik der Hotzentrachten fasziniert. Erst in unserem Jahrhundert nämlich hat die Gutacher Bollenhuttracht der Hotzentracht in Künstlerkreisen wie im öffentlichen Interesse den Rang abgelaufen. Dazu trugen gerade die Maler der Gutacher Malerkolonie wie Wilhelm Hasemann ganz wesentlich mit bei.

Neben ihrem künstlerischen Schaffen sind die Beschreibungen der Maler Gleichauf und Tuttiné wichtige Quellen der historischen Kleidungsforschung und belegen zugleich das konservatorische Interesse des Großherzoglichen Hauses an den badischen Volkstrachten.

Von einigen der Trachtträger, die Tuttiné für die Festzugauftritte hatte gewinnen können, erwarb er Mitte der 1880er Jahre deren ganze Trachten oder Teile davon. Insgesamt trug Tuttiné 21 badische Trachten aus verschiedenen Gegenden zusammen und ergänzte sie um einige Möbelstücke und Hausratsgegenstände der betreffenden Region.

Tuttiné war zu dieser Trachtensammlung von Großherzogin Luise ausdrücklich angeregt worden und tat dies offensichtlich im Hin-

blick auf die kurze Zeit verfolgte Errichtung eines staatlichen Trachtenmuseums. 1889 schließlich wurde Tuttiné offiziell damit beauftragt, eine systematisierte Volkskundensammlung anzulegen. Die Initiative dazu ergriff Ernst Wagner, der Direktor der „Vereinigten Sammlungen“ Karlsruhe, die eine Vorgängerinstitution des späteren Badischen Landesmuseums war. Johann Baptist Tuttiné starb jedoch, bevor er sich dieser Aufgabe unterziehen konnte. Seine hinterlassene private Trachtensammlung wurde vom Staat Baden noch 1889 erworben und bildete das Fundament der volkskundlichen Abteilung der Karlsruher „Vereinigten Sammlungen“.

Eine planmäßige und kontinuierliche volkskundliche Sammeltätigkeit begann jedoch erst ein Jahr später. Erneut war es ein Maler, der ihr Gestalt und Richtung verlieh. Für das Haushaltsjahr 1890/91 verabschiedete die zweite badische Kammer die Einsetzung eines separaten Volkskunde-Erwerbungssetats von 5000 Mark. Innerhalb der „Vereinigten Sammlungen“ sollte damit langfristig eine sogenannte Sammlung badischer Trachten und Hausgeräte angelegt werden. Die Aufgabe des Sammelns delegierte man an einen Korrespondenten, den Maler und Fotografen Georg Maria Eckert.

Eckert durchforschte von 1890 bis 1900 in mehrwöchigen, im Großherzoglichen Amtsblatt veröffentlichten, Reisen ganz Baden. Dabei wurde er sowohl durch die Bezirks- und Bürgermeisterämter wie auch durch ortsansässige Informanten unterstützt. In dem Malerkollegen Lucian Reich etwa traf Eckert bereits auf seiner ersten Reise in Hochschwarzwald und Baar im Oktober 1890 einen Mann, der selbst lange Zeit als Sammler und Verkäufer von sogenannten „bäuerlichen Altertümern“ tätig war. Reich gab Eckert wichtige Hinweise auf lohnende Fundorte, also auf Haushalte, in denen noch Trachten oder bemalte Schränke und Kästen erworben werden konnten.

In der Zeit, in der Eckert sammelte wurden infolge neuer populärer Modeströmungen nicht nur viele Trachten kaum mehr getragen. Auch das bemalte Mobiliar, das sogenannte Bauernmöbel, verschwand zunehmend aus dem Hausinventar. Es wurde häufig weggeworfen, weggegeben, verschwand als altes Klump auf den Speichern oder wurde in Anlehnung an historistische Gründerzeitmöbel nußbaumfarben übermalt. Eine Passage aus Eckerts Reisebericht illustriert dies eindrücklich: „Meine erste Reise ging nach Villingen, Donaueschingen, Hüfingen und Neustadt. (. . .) Wir kamen (in Pfohren) in einen stattlichen Bauernhof. Der Bauer, ein lediger behäbiger Mann in den 50er Jahren, saß gerade beim Essen: Speck, ein Glas Kirschwasser und einen großen Laib Brot. Ich trug ihm mein Anliegen vor. ‚Ja, ja, weiß schon‘, sagte er schlau. ‚Sie sind der Herr Maler Eckert aus Karlsruhe‘. Ich war erstaunt woher er das wußte. ‚da steht’s‘ und deutete auf das vor ihm liegende Amtsblatt. Ja i hab so altes Gerümpel uff der Bühn. Wenn ihr des bruche könne ! Wenn nit verbrenn is. Vröni, führ den Herr auf, wo die Kaschte und Truhe sin‘. Ich ging mit der Hausmagd, die auch schon die Jugend hinter sich hatte auf den Speicher und in die Kammer. Hier fand ich was ich suchte. Eine Himmelbettstatt mit vier gedrehten Säulen, die Decke bemalt und noch gut erhalten. 3 Truhen aus Eichenholz und geschnitzt, eine Wiege, Stühle. Ich kroch unter die Dachsparren und holte eine Kunkel, ein Spinnrad, eine Garnhaspel mit Schlagwerk, eine Laterne, ein Logel und verschiedene kleine Hausgeräte hervor. Als ich wieder in seine Stube kam, lud er mich zu seinem Imbis ein, dabei sah ich in seinem Schlafzimmer einen mit Schnitzerei bemalten Bauernschrank, den ich gerne bei meiner Auswahl hätte, doch hatte ich nicht den Mut nach dem Preise zu fragen. Er kam mir zu Hülfe und frug mich, ob ich auch den Schrank wolle, ‚ja‘ sagte ich, doch möchte ich zuerst wissen wieviel er für die auf dem Speicher ausgesuchten Sachen

haben wolle. Darauf sagte er ‚des alt Klump hätt koi Wert, gebens was se wolle‘. Ich bot ihm fünfzig Mark — da lachte er laut auf und meinte das wär teuer Brennholz — ‚da geb ich ihnen noch den Schrank dazu‘. Jetzt lachte ich, aber vor Freude“. Soweit die Reisetagebuchaufzeichnungen. Zwar begünstigte diese geänderte Einstellung zu den Dingen des vorindustriellen täglichen Lebens das Sammeln Eckerts erheblich. Für relativ wenig Geld konnte er z. T. hervorragende Objekte erwerben. Allerdings hatte er dafür auch mit einer massiven Konkurrenz auszukommen. Gerade der Schwarzwald war nicht nur durch den Fremdenverkehr touristisch früh erschlossen. Auch Privatiers und Korrespondenten großer Institutionen tummelten sich, um ästhetische und pittoreske Dinge des sogenannten „Volkslebens“ zu erwerben, also aus dem meist bäuerlich-handwerklichen, vorindustriellen Lebensbereich der Landbevölkerung stammende Gegenstände. Neben Antiquitätenhändlern und finanzkräftigen Privatsammlern interessierten sich auch überregionale Museen wie das Karlsruher, Hamburger und Bremer Kunstgewerbemuseum, das Hamburger Völkerkundemuseum, das Freiburger Augustinermuseum, das Nürnberger Germanische Nationalmuseum sowie das Berliner Volkskundemuseum für Relikte badischer Volkskultur. Auch von Seiten der in den 1890er Jahren in Baden entstehenden Trachtenvereine wurde vielfach gesammelt. In diesem Sammlungswettlauf erwies sich Eckert als ausgesprochen geschickt. Er war sogar gewieft genug für drei Museen zugleich zu sammeln: für Karlsruhe, Nürnberg und Berlin, jedoch lag sein Hauptaugenmerk eindeutig auf dem Aufbau einer erlesenen Volkskundesammlung für die Karlsruher „Vereinigten Sammlungen“. Kenntnisreich erwarb Eckert weit über tausend Objekte, die er in etwa 1100 Inventarnummern zusammenfaßte. Er tat dies über 10 Jahre hinweg bis zu seinem Tod 1901 in über einem Dutzend mehrwöchigen Reisen mit der Eisenbahn, der Kutsche und

zu Fuß. Für ein festgesetztes Honorar kümmerte er sich um Ankauf und Transport sowie um die sich in Karlsruhe anschließende Inventarisierung und sogar Restaurierung der erworbenen Objekte. Daneben stellte Eckert aufwendige, exakt gebaute Bauernhausmodelle her, für die er in Museumskreisen weithin berühmt war.

In erster Linie erwarb Georg Maria Eckert Trachten und reich bemaltes Mobiliar. Hausratsgegenstände, Arbeitsgeräte, überhaupt Objekte ohne auffällige Dekoration, also Objekte des täglichen Gebrauchs, sind in der von Eckert zusammengetragenen Volkskundesammlung kaum zu finden. Daß sowohl in der Tuttiné- als auch in der Eckert-Sammlung die Trachten einen Schwerpunkt bildeten ist charakteristisch für die große öffentliche Beachtung, die ihnen verstärkt ab dieser Zeit entgegengebracht wurde und die zu einer Renaissance der Tracht in sekundärer Verwendung als Vereinskleid, also zu ihrer Folklorisierung, führte. Seit 1893 entstanden in Baden massiv Trachten- und Brauchtumsvereine, deren Mitglieder sich oft aus dem Bürgertum rekrutierten. In Umzügen und theatralischen Auftritten warben sie für diese historische Kleidungsform als Indiz eines Stückes eigener und oft verklärter Vergangenheit. Häufig verband sich Trachtenauftritte auch mit Handwerksvorführungen wie der damals kaum mehr betriebenen Handspinnerei,

Acht Jahre nach dem Tod Eckerts hatte die Karlsruher Volkskundesammlung ihren bedeutendsten Zuwachs zu verzeichnen, der ihr ein ganz neues Gepräge gab. Im Oktober 1909 erwarb der Staat Baden für die damals horrende Summe von 33 000 Mark eine aus annähernd 1400 Inventarnummern bestehende, in sich abgeschlossene Volkskundesammlung aus dem Hochschwarzwald. Zusammengetragen wurde sie von dem Lenzkircher Kaufmann und passionierten Volkskundesammler Oskar Spiegelhalder, auf den ich etwas näher eingehen werde.

Oskar Spiegelhalder, 1864 in Lenzkirch bei Neustadt geboren und aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, erhielt in Paris und London eine fünfjährige kaufmännische Ausbildung. Durch Familientradition der Uhrmacherei und dem Uhrenhandel verbunden, trat Spiegelhalder als Handlungsreisender in die „Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation Lenzkirch“ ein, der damals größten deutschen Uhrenfabrik. Er war deren Verkaufsleiter im Gebiet Mittel- und Osteuropa. Nach schnellem Aufstieg wurde er von 1893 bis 1909 deren Vorstandsmitglied und leitete von 1908 bis 1909 die Firma als Direktor. Spiegelhalder war auf seinem beruflichen Zenit, als er 1909 seine von ihm so benannte „Zweite Schwarzwaldsammlung“ nach Karlsruhe verkaufte.

Auf seinen vielfältigen Handelsreisen lernte Spiegelhalder auch die großen kulturhistorischen, kunstgewerblichen, völkerkundlichen und volkskundlichen Museen seiner Zeit in Europa kennen. Das „Museum für Volks-trachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ Berlin, das er 1890 besichtigte gab ihm schließlich die entscheidende Anregung zur Anlage einer der größten volkskundlichen Privatsammlungen dieser Zeit im Deutschen Reich. Spiegelhalder machte sich autodidaktisch mit dem museologischen und wissenschaftlichen Stand der Volkskunde vertraut und schloß sich über einem Dutzend historischer, volkskundlicher und volkstumpflegerischer Vereine an. So erwarb er sich profunde Sach- und Fachkenntnisse und erschloß sich ein Netz von an seiner Arbeit interessierten Informanten, das ihm bei seiner professionellen Sammeltätigkeit sehr dienlich war. Spiegelhalder beschäftigte in seinem Sammelgebiet, Hochschwarzwald und Baar, mehrere Korrespondenten, die größtenteils direkt vom Besitzer kauften.

Spiegelhalders gesamte Volkskundesammlung, die er in drei „Schwarzwaldsammlungen“ teilte und die getrennt verkauft, bzw. hinterlassen wurden, hatte einen mutmaßli-

chen Gesamtumfang von nahezu 9900 Inventarnummern; die Zahl der Einzelobjekte könnte bei über 10 000 Stück gelegen haben, jedoch ist die genaue Zahl nicht mehr zu ermitteln. Seine erste Schwarzwaldsammlung verkaufte Spiegelhalter 1896 nach Freiburg. Kurz darauf begann er bereits mit der Anlage einer weiteren in sich abgeschlossenen volkskundlichen Sammlung, seiner zweiten Schwarzwaldsammlung, die er von 1896 bis 1900 zusammentrug und wie schon erwähnt 1909 nach Karlsruhe verkaufte. Spiegelhalters „Dritte Schwarzwaldsammlung“, die er direkt nach dem Verkauf der zweiten anlegte, ging 1929 posthum an die Stadt Villingen. Sie wurde zuvor lange Zeit in seinem Haus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Spiegelhalter sammelte engagiert-idealistisch, kenntnisreich, gut organisiert und mit finanziellem Gewinn. Seine kaufmännische Tüchtigkeit im Handel mit den sogenannten „bäuerlichen Altertümern“ brachte ihn jedoch oft in Mißkredit bei Kollegen und in Opposition zu Museen. Gerade nach seinem Ausscheiden aus der Lenzkircher Uhrenfabrik 1909 waren für ihn kaufmännische Überlegungen relevant und das Sammeln bei allem Idealismus zum Geschäft geworden.

Neben seinen drei Schwarzwaldsammlungen verkaufte er bis 1918 kleinere Bestände an volkskundliche, kunstgewerbliche und technikgeschichtliche Museen und war auf diversen Gewerbeausstellungen als Leihgeber vertreten. Spiegelhalters wissenschaftliche Betätigung mit der Volkskunde drückte sich in Aufsätzen, Vorträgen und Rezensionen zur Schwarzwälder Glasbläserei und Uhrmacherei aus, wobei die Darstellung der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Entwicklungen im Zentrum seines Interesses standen.

Doch nun zu seiner zweiten, nach Karlsruhe verkauften Schwarzwaldsammlung.

Diese Sammlung wurde wie bereits erwähnt in den Jahren 1896 bis 1900 zusammengetragen. 1907 stellte Spiegelhalter sie großteils auf der Villingener Gewerbe- und Industrieaus-

stellung aus und machte sie zwischen 1907 und 1909 in seinem Wohnhaus in Lenzkirch der Öffentlichkeit zugänglich.

Nach Oskar Spiegelhalters eigener Systematik gliederte sich die Sammlung in 7 Bereiche: „A) Volksglaube, B) Wohnungseinrichtung, C) Das Volk in Bezug zur Religion, D. Hausfleiß, E. Hafnerkeramik, F. Volksindustrien des Hohen Schwarzwaldes und G. Kleine Hausindustrien.“ Der Trachtenbereich stellte für die „Sammlung badischer Volkstrachten und Hausgeräte“ eine wichtige Ergänzung der Tuttiné- und Eckert-Sammlung dar, da sich sehr alte Trachten von 1775 bis 1825 darunter befanden. Gleiches gilt auch für den Bereich „Wohnungseinrichtungen“ mit 325 Exponaten, der eine originale Küche und Stube aus der Mitte des 18. Jhs. enthielt.

Interessant, weil in der Anlage ungewöhnlich, ist dabei die typologisch angelegte Gruppe von Beleuchtungsinstrumenten.

Die Besonderheit der Spiegelhalter-Sammlung liegt jedoch in der Zusammenstellung von Objekten aus dem hauswirtschaftlichen, heimgewerblichen und gewerblichen Bereich. Dabei sammelte er nicht nur hervorragende Arbeitsprodukte, sondern auch Arbeitsgeräte, Halbfabrikate, Muster, Objekte aus dem Umfeld des Vertriebes, Archivalien und graphische Abbildungen. Neben der Strohflechterei war der Uhrenbereich das Herzstück der Sammlung.

In ihm dokumentierte Spiegelhalter die technische Entwicklung und typologische Vielfalt der Schwarzwälder Uhrmacherei bis zur Industriefabrikation, mit Ausblick auf den Bau mechanischer Musikinstrumente im Schwarzwald. Eine komplette Uhrmacherwerkstatt rundete die Sammlung ab und verdeutlicht sein Interesse an Produktionsvorgängen und -zusammenhängen.

Seine Sammlung sandte Spiegelhalter am 18. und 19. 10. 1909 samt einer kompletten Inventar- und Fotokartei nach Karlsruhe, wo sie ein Jahr lang in Kisten verpackt blieb.

Gerade die Spiegelhalderschen Inventarkarten, die er für nahezu jedes Objekt anlegte, bieten oft wichtige Angaben zur Objektbiographie, zu Vorbesitzer, Herstellungsort, Alter und Zustand. Dies sind Informationen, deren Bewahrung zu jener Zeit auch in Museen keineswegs üblich war und die von einem dezidiert historischen Interesse Spiegelhalders zeugen. Eckerts Inventareinträge hingegen sind wesentlich weniger aufschlußreich, da das Objekt für ihn unter vorrangig phänomenologischen Aspekten als Stück „Volkskunst“ relevant war, nicht aber als Teil eines individuellen oder kollektiven Lebenszusammenhangs. Statt sich ausschließlich auf „Volkskunst“ zu beschränken, erwarb Spiegelhalter gezielt charakteristische Arbeitsprodukte und -geräte der regionaltypischen Gewerbe und Heimgewerbe. Diese „progressive“ Sammlungskonzeption fand in Karlsruhe jedoch bis heute keine adäquate Umsetzung in eine entsprechende Aufstellung.

Mit der Spiegelhaldersammlung geschah zunächst dasselbe wie mit den von Tuttiné und Eckert zusammengetragenen Stücken, sie konnte mangels Platz nicht ausgestellt werden und blieb in den Kellerräumen der „Vereinigten Sammlungen“ verwahrt, die ihren Sitz im heutigen Naturhistorischen Museum hatten. Erst 1910 bot sich die Möglichkeit einer Aufstellung. Anlässlich der vom Karlsruher Kunstgewerbemuseum veranstalteten „Ausstellung badischer Volkskunst“ wurde die Spiegelhalter- und ein Großteil der Eckertsammlung in das Kunstgewerbemuseum gebracht und dort ausgestellt. Auch in den anschließenden Jahren bis 1918 fand die Volkskundeabteilung der „Vereinigten Sammlungen“ in Amtshilfe weitere Unterstützung im Kunstgewerbemuseum.

Als die Bestände der „Vereinigten Sammlungen“ und des Karlsruher Kunstgewerbemuseums zum heutigen „Badischen Landesmuseum“ vereinigt wurden, zog 1919 auch die Volkskundesammlung ins ehemalige Residenzschloß. Im Herbst 1924 wurde sie dort

erstmalig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Sammeln bedeutet im 19. Jh. wie heute: Gegenstände aus einem Lebenszusammenhang unter bestimmten Vorgaben mehr oder weniger systematisch herauszugreifen und sie in eine neue Ordnung zu bringen. Das einzelne Objekt ist dadurch aus seinem Entstehungs- und Gebrauchsfeld herausgelöst und erhält je nach Art seiner Präsentation und Zusammenstellung mit anderem eine neue Bedeutung und Aussage: Selektion und Konstruktion sind also integrative Bestandteile des Sammelns.

Nach heutigen Prinzipien volkskundlicher Museumssammlungen werden die als typisch gesehenen, die Lebensweise kennzeichnenden Kulturgüter breiter Bevölkerungsschichten je nach Zeit, Ort und geschichtlicher Entwicklung erfaßt. Dies sind gleichermaßen herausragende künstlerische Schöpfungen wie profane Alltagsgegenstände. Für die Karlsruher „Sammlung badischer Volkstrachten und Hausgeräte“ hingegen wurde vor allem nach den drei folgenden Kriterien gesammelt:

Es ging erstens angesichts gesellschaftlicher Veränderungen um die Spurensicherung dessen, was als historische „Volkskultur“ gesehen und benannt wurde, also ausschließlich vorindustrieller Kulturgüter der Landbevölkerung, v. a. der Bauern, dörflichen Handwerker und Gewerbetreibenden. Davon wurden zweitens insbesondere die sogenannte „Volkskunst“ ländlicher Haushalte erworben, d. h. Stücke, die nach Qualität und Originalität ihrer Dekoration und Formgebung und nicht etwa nach ihrer Bedeutung im Alltag der Menschen ausgesucht wurden. Weitgehend unberücksichtigt bzw. von geringer Bedeutung blieben drittens Kulturgüter des unteren nichtbäuerlichen Lebensbereichs, der Tagelöhner, Knechte, Mägde und Hirten sowie der Fabrikarbeiter.

Das in den letzten 20 Jahren deutlich gestiegene Interesse an Alltags- und Mentalitätsge-

schichte führte nicht nur zu einem Boom der Heimatmuseen. Auch eine zunehmende Zahl von Trachten- und Brauchtumsvereinen greift auf bestimmte Bereiche der Geschichte sowie auf historische Vorlagen zurück und recurriert dabei auch auf historische Bestände volkskundlicher Museumssammlungen. Dieser Zugriff auf die dort verwahrten Kulturzeugnisse für folklorisierende Inszenierungen geschieht jedoch häufig unreflektiert, un-

geachtet des Zustandekommens volkskundlicher Bestände sowie der Rekonstruktions- und Konstruktionsweisen der Präsentationen. Die historischen Hintergründe solcher Sammlungen mitzureflekieren, dies in die Präsentation einfließen zu lassen und damit den Zeugniswert der bewahrten und ausgestellten Objekte zu relativieren, gehört daher unbedingt mit zum Aufgabenkanon heutiger volkskundlicher Museumsarbeit.

Gut badisch versichert...

Badischer Gemeinde- Versicherungs-Verband

Die Badische für den
öffentlichen Dienst.

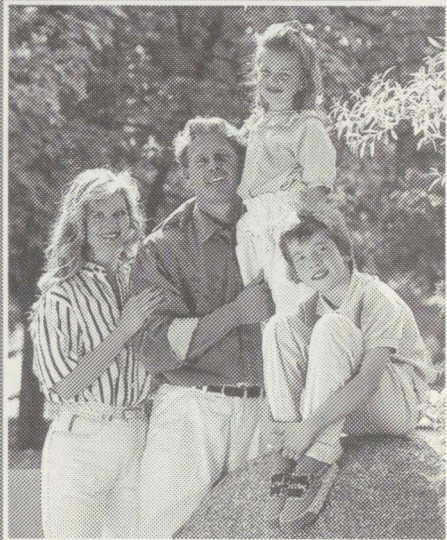
Badische Allgemeine Versicherung AG

Die Badische für alle.
Sympathisch in Preis,
Leistung, Service.



Durlacher Allee 56a, 7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 6 60-42 42, Telefax (07 21) 6 60-16 88

11/81





Schwarzwälder Spinnstube, Wilhelm Hasemann 1901



Schwarzwälder Spinnstube, unbekannt 1843/44

„Zwischen Schule und Fabrik. — Textile Frauenarbeit in Baden“

Eine volkscundliche Sonderausstellung in Karlsruhe

Brigitte Heck, Karlsruhe und Guido Fackler, Freiburg

Das eigens für diesen Zweck von der Weingartener Künstlerin Ursula Rauch 1993 angefertigte „Schürzenkleid“ verdeutlicht es bereits im Eingangsbereich: Die Sonderausstellung „Zwischen Schule und Fabrik“ beschäftigt sich mit den Produkten textilarbeitender Frauen und davon ausgehend mit ihren Arbeits- und Lebensbedingungen. Neben den textilen Objekten und den verwendeten Arbeitsgeräten bilden Archivalien, Fotodokumente, Graphiken, Gemälde sowie Interviewpassagen weitere Belegquellen dieses signifikanten, dennoch aber nur selten thematisierten Aspektes der Frauengeschichte, der exemplarisch anhand des ehemaligen Großherzogtums Baden für das 19. und 20. Jahrhundert dargestellt wird.

Handarbeiten werden auch heute noch wie selbstverständlich dem Tätigkeitsbereich von Frauen zugeordnet. Allerdings waren Fertigkeiten in verschiedenen textilen Techniken gerade für den häuslichen Bereich erst im 19. Jahrhundert zu wesentlichen gesellschaftlichen und persönlichen Identifikationsmustern von Frauen aller sozialer Schichten geworden. Wie kam es zu dieser geschlechtsspezifischen Zuweisung? Welche Rolle spielten Handarbeiten im Rahmen weiblicher Sozialisation? In welchem sozialhistorischen, wirtschafts- und technikgeschichtlichen Kontext stehen Textilarbeiten von Mädchen und Frauen „zwischen Schule und Fabrik“? Fragen wie diese standen am Anfang dieses Ausstellungsprojektes, das in einjähriger Vorbereitungszeit als Koproduktion zwischen dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe und

dem Museum für Volkskunde Berlin realisiert wurde. Angeregt durch die Forschungen Heidi Müllers zum Bestand an Stickmuttertüchern in Baden leiteten Brigitte Heck, Friederike Lindner, Heidi Müller und Guido Fackler Planung und Durchführung dieser Sonderausstellung. 53 Museen und Privatsammlerinnen erklärten sich bereit, die Ausstellung mit Leihgaben zu unterstützen, die vom 26. Februar bis 6. Juni 1993 in Karlsruhe gezeigt wurde und vom 6. November 1993 bis 6. März 1994 in leicht veränderter Form in Berlin zu sehen ist.

Erstmals konnten bei diesem Projekt die Verbindungslinien und kausalen Zusammenhänge zwischen der privaten und schulischen Textilausbildung von Mädchen im Handarbeitsunterricht sowie den dadurch erschlossenen Anwendungsbereichen Hausarbeit, Heimgewerbe oder Textilindustrie aufgezeigt werden. Die Ausstellung, deren architektonische Gestaltung der Stuttgarter Architekt Kurt Ranger mit seinen Mitarbeitern übernahm und die vom haustechnischen Dienst des Badischen Landesmuseums hervorragend umgesetzt wurde, gliedert sich in vier Bereiche: Die Ausstellungseinheit „FrauenBilder“ präsentiert, in das Thema der Ausstellung einführend, vielfältige ikonographische Belege weiblicher Textilarbeit; in der Abteilung „FrauenAusBildung“ werden mannigfaltige Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte des Handarbeitsunterrichts sowie der Gewerbeförderung in Baden ausgestellt; der Bereich „FrauenArbeit“ zeigt die Nutzenanwendung der erlernten Textiltechniken im Haushalt sowie



„Schürzenkleid“ von Ursula Rauch im Eingangsbereich (Alle Aufnahmen stammen von Thomas Goldschmidt, Badisches Landesmuseum Karlsruhe)

bei der Erwerbsarbeit zu Hause und in der Fabrik; der vierte Ausstellungsbereich bietet, daran anschließend, schlaglichtartige Ein- und Ausblicke in textile Freizeitarbeiten der letzten Jahrzehnte.

Im Mittelpunkt der Ausstellungseinheit Frauenbilder steht das Gemälde „Die Spinnstube“ von Wilhelm Hasemann (1901), einem renommierten Vertreter der sogenannten Bauernmalerei in Baden. An diesem Bild, das im Verlauf der Ausstellung nochmals aufgegriffen und verfremdet dargestellt wird, läßt sich sinnfällig zeigen, wie sehr die Textilarbeit von Frauen in der Rezeption durch bildende Künstler einer idyllisierenden Sicht unterlag. Zwischen klischeebehafteter und realistischer Illustration bewegen sich ebenfalls die gezeigten Bildbelege aus dem Bereich der Werbegraphik. So etwa eine Schaufensterdeko-

ration der Firma Gütermann, die um die Jahrhundertwende gezielt mit den werbewirksamen Symbolen Tracht und Spinnrad für die hohe Qualität ihrer Nähgarne warb, obwohl diese Produkte damals längst industriell hergestellt wurden.

Bis zu der in Baden verhältnismäßig spät eingeführten Gewerbefreiheit im Jahr 1862 waren bestimmte Textilberufe, beispielsweise in der Schneiderei und der Stickerei, „klassische“, zünftig organisierte Männerberufe gewesen. Außerdem wurden in den Industrieschulen des Landes bis in die 1830er Jahre Mädchen und Jungen gemeinsam in bestimmten Textiltechniken wie Stricken und Spinnen unterrichtet. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts sind Textilarbeiten zu „weiblichen“ Arbeiten und der Handarbeitsunterricht zu einem geschlechtsspezifischen Schul-

fach für Mädchen geworden. Dem entsprach die Einführung des neuen Unterrichtsfaches Handarbeiten in badischen Volksschulen (1868), wodurch nun auch Mädchen aus unteren Bevölkerungsschichten — wie zuvor bereits bürgerliche und adlige Mädchen in Klosterschulen und Höheren Bürgerschulen — systematisch über mehrere Schuljahre hinweg „textil“ ausgebildet wurden. In der Ausstellungseinheit FrauenAusBildung findet die Geschichte, Vielfalt und soziale Differenzierung dieser Ausbildung in textilen Fertigkeiten im Handarbeitsunterricht eine breite Darstellung. Über prächtig ausgestaltete Stickmüstertücher des späten 18. Jahrhunderts, biedermeierliche Seidennadelmalereien und blau bestickte Stickmüstertücher badischer Volksschulen der Jahrhundertwende, frühe Schülerarbeiten aus Walldorfschulen bis hin zu textilen Arbeiten von Jungen aus den 1970er Jahren spannt sich der Bogen an Originalbe-

legen aus dem Unterricht. Hierbei ermöglichen Stickmüstertücher aus dem Elsaß, der Schweiz und aus Württemberg Ausblicke und Vergleichsmöglichkeiten mit Schülerarbeiten aus benachbarten Regionen. Daß die Textilien hier, wie in der gesamten Ausstellung, objektschonend präsentiert werden können, ist das Verdienst der aufwendigen restauratorischen Vorarbeiten in der Textilrestaurierung durch Dieter Decker unter Mitarbeit von Jeannette Wipf-Öz.

Mit der Organisation sowie der Durchführung des Handarbeitsunterrichts in Baden wurde der 1859 gegründete Badische Frauenverein beauftragt. Damit verbunden war auch die systematische Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen, die an den unterschiedlichen Bildungsinstituten einen qualifizierten Unterricht in „weiblichen Handarbeiten“ erteilen sollten. Mit der Errichtung von Fortbildungsschulen im Jahr 1874 hatte der Badi-



Ausschnitt aus der Klassenzimmerinszenierung

sche Frauenverein einen weiteren entscheidenden Schritt zur Förderung der Frauenbildung und Frauenerwerbsarbeit unternommen — eine wesentliche Forderung der bürgerlichen Frauenbewegung dieser Zeit. Geschichte und Bedeutung des Badischen Frauenvereins werden anhand einer Inszenierung visualisiert, in deren Zeitraum Großherzogin Luise als Protektorin und Initiativpersönlichkeit des Frauenvereins steht. In unmittelbarer Nachbarschaft dazu dient ein nachgestelltes Klassenzimmer als weiteres illustratives und „erzählendes“ Element zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts. Die Menge der in dieser Ausstellungseinheit präsentierten textilen Objekte vermittelt einen lebendigen Eindruck von der „erdrückenden“ Vielzahl und Vielfalt im Handarbeitsunterricht erstellter Arbeiten. Dadurch wird für den Besucher nachvollziehbar, wie stark der Handarbeitsunterricht instrumentalisiert wurde, zur Einübung bürgerlicher Tugenden wie Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Geduld sowie Strebsamkeit und somit zur „Erziehung zur Weiblichkeit“ beitrug.

Neben der Schule dienten auch bestimmte Bereiche der staatlichen Gewerbeförderung der Aus- und Weiterbildung textiler Fertigkeiten. So wurde 1881 in Karlsruhe die Kunststickereischule gegründet. In dieser bedeutenden Gewerbeschule hatten überwiegend bürgerliche Frauen die Gelegenheit, eine Ausbildung zu absolvieren, und darüber hinaus bot ein der Schule angeschlossener Werkstattbereich auch die Möglichkeit, gegen Lohn Restaurierungen und andere Auftragsarbeiten durchzuführen. Renommiertere Künstler wie Hans Thoma und Hermann Billing lieferten Entwürfe, nach denen etwa Wandbehänge und Kissen, von denen zwei in der Ausstellung zu sehen sind, angefertigt wurden. Mit den Intentionen und der Tätigkeit der ebenfalls vom Badischen Frauenverein unterhaltenen Kunststickereischule hing eine Gewerbeförderung ganz eigener Art zusammen: die folklorisierende Förderung der vor allem

Hanf und Flachs verarbeitenden Handspinnerei. Die Flachs- und Hanfspinnerei, die noch im frühen 19. Jahrhundert ein in Stadt und Land betriebenes Gewerbe war, verlor danach zunehmend an ökonomischer Bedeutung. Von der industriellen Baumwollspinnerei gänzlich in den Bereich ländlicher Eigen-erwerbswirtschaft abgedrängt, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer häufiger aufgegeben. Vor dem Hintergrund einer in Baden sich seit etwa 1890 formierenden Trachten- und Brauchtumsbewegung, an der sich hauptsächlich bildungsbürgerliche Kreise beteiligten, wurde 1903 in Karlsruhe eine Spinnereiausstellung durchgeführt. Mit ihr beabsichtigte der Badische Frauenverein eine Renaissance der Handspinnerei herbeizuführen. Die Ausstellung fand zunächst in unzähligen Spinngruppenauftritten und weiteren örtlichen Spinnausstellungen Nachahmung, hatte langfristig jedoch nicht die erwartete Breitenwirkung. Dieser anachronistischen Gewerbeförderungsmaßnahme ist eine weitere Inszenierung gewidmet: Im Durchblick einer auf fünf Stelen aufgezogenen Reproduktion des 1901 fertiggestellten (und bereits erwähnten) Ölgemäldes „Die Spinnstube“ von Wilhelm Hasemann ist das Großfoto einer Fabrikspinnmaschine aus dem Jahr 1898 zu sehen. Ein in diese Kulisse gestellter Transportbehälter für Garnspulen, konfrontiert mit einem Spinnrad des späten 19. Jahrhunderts, verstärkt die Aussage von Gemälde und Fotografie. Das Nebeneinander von (damals) neuester Technologie und folklorisierendem Rückgriff wird zusätzlich durch eine wechselnde punktuelle Beleuchtung beider Bedeutungsebenen betont.

Die folgende Ausstellungseinheit FrauenArbeit thematisiert die praktische Umsetzung der im Handarbeitsunterricht erlernten Kenntnisse. Als zentraler Anwendungsbereich stehen die vielfältigen häuslichen Textilarbeiten, die vorwiegend adlige und bürgerliche Frauen im 19. und 20. Jahrhundert anfertigten, im Mittelpunkt. Haushaltstextilien

wie Tisch-, Bett- sowie Aussteuerwäsche, bestickte Überhandtücher, Baby- und Kinderkleidung, bestickte Täschen, Briefbeutel, Wandbilder und Kissen sind Beispiele dieser Textilkultur. Neben den vielfältigen häuslichen Textilarbeiten sind Arbeitsmöbel und Kleingeräte zu sehen. Nähtisch, Nähmaschinentisch mit Tretmechanismus und elektrische Tischnähmaschine dokumentieren hierbei Stationen der technologischen Entwicklung auf dem Gebiet der Hausnäherei. Aber auch bei den ausgestellten Kleingeräten und Handarbeitsutensilien ist für den Zeitraum der letzten 150 Jahren ein signifikanter Funktions- und Geschmackswandel sichtbar. Die Inszenierung eines bürgerlichen Salons mit einem Ofenschirm in Wollstickerei, einem besticktem Fußbänkchen und anderen Objekten erlaubt einen atmosphärischen Einblick in die mit Textilien reich ausgestatteten bürgerlichen Wohnräume des Biedermeiers und der Gründerzeit.

Einen starken Kontrast dazu bildet die gegenüberliegende Inszenierung einer proletarischen Wohnküche, die zugleich der Arbeitsplatz einer Heimstrickerfamilie war. Das textile Heimgewerbe wird exemplarisch anhand einiger in Baden historisch bedeutsamer, von weiblichen Arbeitskräften dominierter Hausindustrien, dargestellt: die Musselinstickerei, die Seidenbandweberei und die Trachtenstickerei. Die protoindustrielle Phase kennzeichneten die Musselinstickerei und die Seidenbandweberei, die in Südbaden während des letzten Jahrhunderts weit verbreitet waren. In unmittelbarer Nachbarschaft zur Schweiz mit ihren finanzkräftigen Investoren entstanden beide Heimgewerbe bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wurden vor allem von Frauen bäuerlicher Haushalte im Nebenerwerb betrieben. Die übliche Organisationsform war das Verlagssystem, das die Produzentinnen in großer finanzieller Abhängigkeit vom Verleger hielt, wobei die



Vitrine mit Handarbeitsutensilien: Stickrahmen, Nähsteine, Handarbeitskörbe, Stopfeier u. a.



Installation zur Gewerbeförderung: vergrößerte Preisurkunde mit montierter Haspel, Leintüchern sowie Flachsbindeln

Heimarbeiterinnen häufig noch zusätzlich den Pressionen der Mittelmänner, der Feger, ausgesetzt waren. Während die Musselinstickerei in Baden jedoch bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert eingestellt wurde, betrieben Frauen die Seidenbandweberei bis in die 1970er Jahre; die Trachtennäherei oder -stickerei sogar bis in die Gegenwart. Im Unterschied zu den beiden erstgenannten Bereichen ist die Trachtennäherei und -stickerei als

eigenständiges Gewerbe organisiert. Die Näherinnen und Stickerinnen sind neben der Produktion selbst auch für Rohstoffbeschaffung und Vertrieb verantwortlich.

Ein weiteres Anwendungsfeld textiler Fertigkeiten stellen die unterschiedlichen Tätigkeiten von Frauen in der Textil- und Bekleidungsindustrie dar. Die notwendige Beschränkung auf einige „typische“ Frauenberufe in diesen Industriezweigen soll dennoch



Während die industrielle Garnproduktion den Markt beherrscht (im Hintergrund dargestellt durch das Großfoto einer Arbeiterin an der Spinnmaschine mit Transportbehälter für die Garnspulen), förderte der badische Staat die Wiedereinführung der Handspinnerei (im Vordergrund durch die in fünf Stelen zerlegte Reproduktion des Hasemann-Gemäldes „Die Spinnstube“ und ein Spinnrad aus dem späten 19. Jahrhundert veranschaulicht). Davor ein modernes Spinnrad, das die Besucher zum Spinnen anregen soll.

einen umfassenden Überblick ermöglichen. Dabei stehen nicht Arbeitsprodukte oder -vorgänge im Vordergrund, sondern — soweit dies die Quellen und Exponate zulassen — historische und aktuelle Lebens- und Arbeitswelten von Arbeiterinnen. Der Einsatz eines eigens hergestellten 15minütigen Videofilms (Bildquellen: Fotografien, Archivalien; Ton: Sprecherin, Interviewpassagen; Dauerabspielung mit Lautsprechern), der auch als Einführung in die Thematik dienen kann, eröffnet eine neue Vermittlungs- und Rezeptionsebene, bei der subjektive Erfahrungen von Textilarbeiterinnen „anschaulich“ gemacht werden, Betroffene selbst zu Wort kommen. Abbildungen, die sowohl im Film wie auch in der Ausstellung anzutreffen sind, sollen beim Besucher einen inhaltlichen

Brückenschlag zwischen den audio-visuellen Medien und den Exponaten bewirken und zu einer vertiefenden Auseinandersetzung anregen. Objekte, bei denen das Berühren (Baumwollballen, Kardenband, ungeschlichtete und geschlichtete Kettfäden) oder Ausprobieren (Funktionsmodell eines Webstuhls) ausdrücklich erwünscht ist, wenden sich an den Tastsinn und die Neugier des Besuchers und sollen nicht nur den Wissensdurst von Kindern befriedigen.

Als Leitindustrie prägte die Textilindustrie die ökonomische Entwicklung des jungen Großherzogtums. Besonders nach dem Beitritt Badens zum deutschen Zollverein 1836 entstanden große Baumwoll-Spinnereien und Webereien am Ober- und Hochrhein; ein weiteres Zentrum befand sich mit der „Badi-



Großfoto der Belegschaft der „Mechanischen Baumwoll-Weberei Brombach“ von 1892 mit vorgelagertem Baumwollballen.

schen Gesellschaft für Spinnerei und Weberei Ettlingen“ in der Nähe der Landeshauptstadt. Auf die wechselvolle Geschichte der badischen Textilindustrie, die seit ihrem Entstehen durch Boom- und Krisensituationen gekennzeichnet ist, wird in der Eingangssituation dieser Ausstellungseinheit aufmerksam gemacht: Ansichten prächtiger Firmenbauten stehen für die Blütezeit, Statistiken belegen den Verlust von Arbeitsplätzen von Textilarbeiterinnen zwischen 1970 und 1987. Im Mittelpunkt des in diesem Bereich ausgestrahlten Videofilms „Frauen in der südbadischen Textilindustrie“ stehen biographische Erinnerungen in Mundart von Textilarbeiterinnen aus Zell im Wiesental. Alma Rümmele, die rund 40 Jahre als Spinnerin und Betriebsrätin tätig war, berichtet von ihrer Anlernzeit, der Veränderung der Arbeitsabläufe durch Modernisierungs- und Rationali-

sierungsmaßnahmen sowie der Bevorzugung von Männern bei Neueinstellungen, da für Frauen lange Jahre ein Nachtarbeitsverbot bestand; die 89jährige Elisabeth Vogt schildert, wie sie in ihren 46 Berufsjahren als Weberin, Vorarbeiterin und Ausbilderin zweimal für die Kriegsproduktion eingesetzt wurde und in der Nachkriegszeit am Neuaufbau der Zeller Weberei beteiligt war. Die Stilllegung dieses Betriebs erfolgte 1990, wogegen die betroffenen Arbeitnehmerinnen mit einem Demonstrationzug und einer Solidaritätsveranstaltung protestierten. Klara Behringer und Barbara Kaiser hatten zu diesem Anlaß das bissige und sozialkritische Gedicht „D’Webi stirbt“ verfaßt, das sie zum Abschluß des Films vortragen. Den (bis in die jüngste Zeit) großen Anteil weiblicher Beschäftigter in der Textilindustrie versinnbildlicht — neben weiteren Fotogra-

fien und archivalischen Quellen — das Großrepro eines Belegschaftsfotos der „Mechanischen Baumwoll-Weberei Brombach“ von 1892, auf dem um einen Meister ausschließlich Arbeiterinnen gruppiert sind. Bei näherem Hinsehen kann man erkennen, daß viele der dargestellten Arbeiterinnen trotz ihres jungen Alters bereits abgearbeitet und erschöpft aussehen. Da Mädchen aus einkommensschwachen Arbeiterhaushalten keine Möglichkeit hatten, eine Lehre zu absolvieren, gab es für sie auch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kaum Alternativen zur kräftezehrenden Fabrikarbeit. Die Staubentwicklung bei der Baumwollverarbeitung führte in dem ungesunden Klima der Fabriksäle häufig zu Lungenleiden, das stundenlange Stehen an den Maschinen zu chronischen Bein- und Fußkrankungen. Hinzu kamen der ohrenbetäubende Lärm, die Hitze, der psychische

Druck der Akkordarbeit sowie nicht selten sexuelle Belästigungen durch den Werkmeister. Ein Arbeitstag dauerte im letzten Jahrhundert zwischen 13 und 15 Stunden und wurde erst 1891 gesetzlich auf 11 Arbeitsstunden begrenzt. Obwohl für viele Familien die Erwerbsarbeit der Mutter oder der Tochter eine ökonomische Notwendigkeit darstellte, galt Frauenarbeit lediglich als Zuerwerb, da sie geringer entlohnt wurde als die (gleiche) Arbeit eines Mannes und nur eine kurze Anlernzeit ohne Ausbildung erforderte. Letzteres machte Frauen als Arbeitskräfte für die Fabrikherren attraktiv, zumal sie durch ihre Sozialisation im Handarbeitsunterricht an den Umgang mit Textilien gewöhnt waren und sie Eigenschaften wie Gehorsam und Geduld internalisiert hatten — dies gilt nicht nur für das letzte Jahrhundert. Die Textilindustrie bot einen Arbeitsplatz in der nächsten



Das Großfoto einer Spinnerin mit aufmontierten Arbeitsutensilien und -produkten, zwei Kardenbandbehälter sowie weitere Exponate prägen den Abschnitt Spinnerei.



Wäscheberg mit Blick auf den Nähmanufakturtisch und die Abschnitte Weberei und Wirkerei.

Umgebung. Damit verbunden war meist eine Doppelbelastung vieler berufstätiger Frauen, die neben der Arbeit noch Ehemann, Kinder und Haushalt versorgten. Die mangelhaften Arbeitsbedingungen hatten zur Folge, daß viele Arbeiterinnen — trotz einiger „Sozialleistungen“ der Fabrikherren, welche allerdings in erster Hinsicht die Arbeitskraft der Arbeiter erhalten sollten — in neu entstandene Industriezweige abwanderten. Als Ausgleich begann in der Textilindustrie schon um 1900 die Anwerbung von Arbeiterinnen aus dem Ausland.

Während der beiden Weltkriege führte die Isolation der badischen Textilindustrie von den internationalen Baumwollmärkten zu massenhaften Entlassungen. Dieser Zustand besserte sich 1916 mit der Einführung der Papiergarnspinnerei und -weberei. Hierbei wurden Sandsäcke, Brotbeutel und Patronentaschen von Heimarbeiterinnen für geringen

Lohn aus gesponnenem Papiergarn produziert, darunter auch Papierhemden, von denen zwei Exemplare in der Ausstellung zu sehen sind. Kriegszeiten bedeuten aber immer auch eine Umstellung auf Waffen- bzw. Rüstungsproduktion. Die technisch versierten Textilarbeiterinnen stellten nun unter erschwerten Bedingungen während eines immer länger werdenden Arbeitstages in Tag- und Nachtschichten Granaten oder Zeitzylinder her. Unter besonders schweren Bedingungen mußten Fremd- und Zwangsarbeiterinnen arbeiten, die während des Zweiten Weltkrieges auch in der Textilindustrie eingesetzt wurden und deren Schicksal bislang kaum erforscht ist. Von der Rüstungsproduktion und der Durchdringung des Arbeitsalltags durch den Nationalsozialismus zeugen Fotografien sowie ein Fotoalbum.

Im folgenden werden exemplarisch „typische“ Frauenarbeitsplätze in der Baumwoll-

und Seidenspinnerei, der Weberei sowie der Konfektion näher vorgestellt. Bei den Recherchen für die Ausstellung stellte sich das Problem, daß Dokumente, die sich auf die Arbeitsverhältnisse beziehen und diese anschaulich darstellen, kaum vorhanden sind. Der Aufbau von Maschinenteilen, die Rekonstruktion oder die Inszenierung eines Maschinenarbeitsplatzes war wiederum aus statischen und finanziellen Gründen — bis auf eine Ausnahme — nicht möglich. Die in den Archiven vorgefundenen, im Auftrag der Firmenleitung entstandenen Fotografien stellen zudem die Arbeitsbedingungen geschönt dar, so daß dieser Eindruck durch andere Exponate und erläuternde Texte berichtigt werden mußte. Auf den Schrifftafeln werden jeweils die einzelnen Arbeitsschritte sowie ihre technische Entwicklung komprimiert erklärt und einzelne Arbeitsfaktoren exemplarisch herausgegriffen. Statistische Angaben zum Abbau von Frauenarbeitsplätzen in den letzten zwanzig Jahren sowie aktuelle Zeitungsmeldungen schlagen eine Brücke in die Gegenwart.

Zwei heute gebräuchliche Kardenbandbehälter aus der Spinnerei Ettlingen mit dem noch weiter zu verspinnenden Kardenband sowie dazugehörige Aufnahmen lassen erkennen, daß der Transport dieser Behälter für die Arbeiterinnen große Kraft erforderte. Der monotone und hochtechnisierte Arbeitsplatz an einer Spinnmaschine in den 50er und 60er Jahren unseres Jahrhunderts wird durch das Großfoto einer Spinnerin veranschaulicht, auf das verschiedene Arbeitsutensilien und -produkte montiert sind (Flyer- und Garnspulen, Transportbehälter, „Abgangsack“ für Wollreste). Für die Arbeit in der Spulerei stehen u. a. ein Handknoter, mit dem der gerissene Faden wieder zusammengeknüpft wurde und diverse Kreuzspulen.

Große Bedeutung kam in Baden bis zur Entwicklung der Kunstseide in den 1920er Jahren der Seidenindustrie zu. Vorwiegend von weiblichen Arbeitskräften wurden in der Sei-

denspinnerei und -zwirnerie Näh-, Maschinen- und Knopflochseiden sowie Seidenbänder und -stoffe produziert. Heute noch bekannte Hersteller waren die Gebrüder „MEZ“ in Freiburg sowie die Firma „Gütermann“ in Gutach i. Br. Ein Schaukasten der Firma „Gütermann“ verdeutlicht die Gewinnung und Verarbeitung des Rohstoffs Seide, Arbeitsplatzfotografien und ein zeitgenössischer Bericht über die Seidenspinnerei thematisieren die Arbeitsabläufe, Warenproben (z. B. der Hand- und Maschinenseide Marke „Wodan“) zeigen das entstandene Produkt, Werbe- (Kalender, Werbebilder, Schaufensterwerbung, Emailschild, Schaukästen mit Garnrollen) bzw. Verkaufsmittel (Nähseidenschrank, Verpackungsmaterialien) legen dar, wie diese Erzeugnisse der Kundin nähergebracht wurden, wobei motivisch besonders gern auf das „Idyll“ eine spinnenden Schwarzwälderin zurückgegriffen wurde.

Das Funktionsmodell eines Schaftwebstuhls lädt zum Selbst-Weben ein und macht somit die Funktionsweise und die wichtigsten technischen Einzelheiten beim Webvorgang einsehbar. Die ausgestellten Schützen, Greifer, Projektile und das Modell der Hauptdüsen einer Luftdüsenwebmaschine veranschaulichen die technische Entwicklung beim Einbringen des Schußfadens, die zwar körperlich anstrengende Handarbeiten überflüssig machte, durch die enorm gesteigerte Produktionsgeschwindigkeit die Arbeitsbelastung einer Weberin aber erheblich steigerte: Statt wie vor einigen Jahrzehnten zwei Webstühle hat eine Weberin heute bis zu 30 Stück auf einem Areal von etwa 300 Quadratmetern zu beaufsichtigen. Verschiedene Fotografien arbeitender Frauen und Musterbücher illustrieren diese Entwicklung ebenfalls. Auch der Weg vom Entwurf bis zum gewebten Stoff ist heute automatisiert. Dies zeigt der Vergleich eines von Hand aufgezeichneten Musters, der dazugehörigen Lochkarte für das Weben am Jaquardwebstuhl und des fertigen Stoffes mit dem modernen Ausdruck eines Computer-

entwurfs, der das Aussehen des Endprodukts vorwegnimmt.

Im Gegensatz zur Schwäbischen Alb spielte die Herstellung von Wirkwaren (Strickprodukten) in Baden keine entscheidende Rolle. Den größten Betrieb Badens, eine „Mechanische Tricot-Weberei und Färberei“, eröffnete der Schweizer Jacques Schiesser 1875 in Radolfszell. Um die Jahrhundertwende wurden täglich 12 000 Stück Fertigwaren produziert und in alle Welt verkauft, zu denen Bekleidungsstücke wie das Herrenunterhemd „Wilhelm“, weitere Unterwäsche, Trikots bzw. Hemden zählten und wovon Musterbücher, Preislisten u. ä. berichten. Eine Anschauungstafel der Firma Schiesser listet die unterschiedlichen Arbeitsprozesse auf, Fotografien, vor allem aber ein Nähmanufakturtisch mit sechs Arbeitsplätzen aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts, an dem regelmäßig Vorführungen stattfinden, lassen die Gleichförmigkeit und die Arbeitsbelastung in der Konfektion, d. h. der Näherei, erahnen. Die Beaufsichtigung endete für viele ledige Frauen und aus dem Ausland angeworbene Arbeiterinnen aber nicht mit dem Ablauf eines Arbeitstages; sie wurden — wie auch in anderen Spinnereien und Webereien — in sogenannten betriebseigenen Mädchenwohnheimen kaserniert, an die anhand von Postkartendarstellungen erinnert wird.

Ein großer Wäscheberg einer Altkleidersammelstelle mit gebrauchten Textilien bildet das Bindeglied zwischen der eben erläuterten und der abschließenden Ausstellungseinheit, die einen Ausblick auf zeitgenössische Textilarbeiten im Rahmen der Freizeitbeschäftigung bietet. Der Kleiderhaufen symbolisiert Konsumorientierung, ökologische Probleme bei der Abfallbeseitigung, aber auch den kulturellen Wandel im Umgang mit Bekleidungsstücken im Laufe der letzten Jahrzehnte: Die ständige und immer preisgünstigere Verfügbarkeit von Kleidung hat zur Folge, daß man zerrissene oder abgenutzte Textilien nicht

mehr ausbessert, sondern gänzlich durch neue ersetzt.

Freilich haben sich auch die Methoden der Ausbesserung fehlerhafter Kleidungsstücke gewandelt. Bügelflicken, Textilkleber u. a. Hilfsmittel ersetzen aufwendiges Stopfen und Flickern, dienen jedoch ebenfalls dem Verziern. Daneben bildete sich eine von Modetrends abhängige Freizeitkunst im Textilbereich heraus, die in der Ausstellung exemplarisch durch kunstvolle Quilt- und Patchworkarbeiten vertreten ist. Ein wachsender Markt an Frauen- und Modejournalen trägt wesentlich dazu bei, zyklisch wechselnde Häkel-, Stick-, Knüpf- und Strickwellen zu propagieren, jedoch auch hervorzurufen. Jeans mit Schmuckflicken, Stickbilder, Knüpfteppiche, gehäkeltes Spielzeug, ein mit einer Klebepistole dekoriertes T-Shirt, Sofakissen, Decken, Kaffeewärmer und — nicht zu vergessen — die Klorollenhauben, die für den Zeitgeist der 70er Jahre stehen und die man bis heute noch vereinzelt auf den Rücksitzablagen von Pkw's antrifft, sind Beispiel für die Möglichkeiten kreativer textiler Freizeitbeschäftigung mit einem mehr oder weniger großen Gebrauchswert. Die Freizeitindustrie hat diesen Markt indessen längst entdeckt und beliefert ihn eifrig, so daß man sich heute mit textilen Handarbeiten auch ohne entsprechende Vorbildung beschäftigen kann. Die Ausstellung in Karlsruhe ergänzte ein von der Museumspädagogin Ulrike Radke zusammengestelltes umfangreiches Begleitprogramm, das eine intensivere Beschäftigung der Besucher mit einzelnen Bereichen ermöglichte. Neben Ausstellungsführungen für Erwachsene und thematischen Führungen mit speziellen Aktionen für Kinder wurden Vorführungen zur Trachtenstickerei, zum Spinnen mit dem Spinnrad und zum Bearbeiten von Wolle angeboten. Nach Voranmeldung erfolgten sozialgeschichtlich orientierte Führungen oder Veranstaltungen mit praktischer Arbeit für Schulklassen; in einem Seminar für Lehrerinnen und Erziehe-

rinnen wurden diese mit den einzelnen Ausstellungseinheiten vertraut gemacht. Ein Vortragsgespräch und mehrere Workshops setzten sich praxisorientiert mit Handarbeiten, der Monogrammstickerei, dem Sticken mit der Nähmaschine, dem Färben und Marmorieren sowie dem Flickern und Stopfen auseinander. Für Kinder ab acht Jahren gab es zudem in der Osterwoche einen Ferienaktion zum Thema „Leben und Arbeiten von Frauen und Kindern in der Hausweberei“.

Aber auch in der Ausstellung wurden museumspädagogische Initiativen eingesetzt. Ein Spinnrad, ein Flicktuch mit dazugehörigen Arbeitsutensilien, ein Korb voller Wunderknäule, in denen sich als Belohnung für fleißig strickende Kinder eine Überraschung verbarg sowie das Webstuhlmodell regten

zum Ausprobieren und Mitmachen an. Eine dreiteilige Filmreihe zum Textilgewerbe im Wiesental konnte auf Knopfdruck am Ende der Ausstellung abgerufen werden, wenngleich die Vorführbedingungen für diese AV-Einheit wegen Platzmangels nicht optimal waren.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausstellung werden detailliert im Ausstellungskatalog „Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden im 19. und 20. Jahrhundert“ (Sigmaringen 1993) auf 252 Seiten mit 266 teilweise farbigen Abbildungen und einer ausführlichen Bibliographie dargestellt. Dabei versteht sich der Katalog nicht als genaue Rekonstruktion der Ausstellung, sondern als ergänzende Publikation, welche die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Hintergründe erhellen will.



Stadtapotheke, Karlsruhe, Karlstraße, gegründet 1820, Einrichtung um 1900

„Vom Marktstand zum Supermarkt — Der Kaufläden in Puppenwelt und Wirklichkeit“

Badisches Landesmuseum Karlsruhe im Schloß Bruchsal
(20. Dezember 1992—13. Juni 1993)

Heinrich Hauß, Karlsruhe

I. Puppenläden als Objekt der Volkskunde

Erst wenn die Dinge langsam im Schwinden begriffen sind, werden sie sammlungswürdig, wenn sie bereits verschwunden sind, werden sie ausstellungswürdig. Wann aber werden Spielzeuge, in der Ausstellung Kaufläden, schließlich zu einem Objekt der Volkskunde? Spielzeuge, Puppenstuben, Puppenläden werden wohl erst dann zu einem Objekt der Volkskunde, wenn in ihnen ein ernstzunehmender Ausschnitt aus der historischen Welt gesehen wird, wenn die Miniaturwelt der Spielzeuge zu einem Spiegel der bürgerlichen Welt aufgewertet ist. Dieser Vorgang aber setzt voraus, daß die im Spielzeug imitierten Dinge in der Wirklichkeit nicht mehr vorhanden sind. Die bunte Welt der „Tante-Emma-Läden“ ist inzwischen aus der Warenwelt verschwunden. Anschaubar werden sie nurmehr in Museen und eben in Spielzeugläden. Bei der 25. Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe im Schloß Bruchsal „Vom Marktstand zum Supermarkt“ handelt es sich also nicht in erster Linie um eine Ausstellung von Spielzeug-Antiquitäten, sondern um eine Ausstellung von Kaufläden mit volkscundlichem Interesse. Zu lesen sind die Objekte nicht nur ästhetisch, spielzeugästhetisch gewissermaßen, sondern als Objekte, die als „Indikatoren gesellschaftlicher Verhältnisse“ (Wolfram Metzger, Katalog zur Ausstellung, Einführung Seiten 10 u. 18) zu gelten

haben. Das fällt wohl bei dem ästhetischen Vergnügen an den minutiös nachgeahmten Einzelheiten und dem im Laufe der Zeit erzielten Formenreichtum der Marktstände, Kaufläden und Fachgeschäften dem Betrachter nicht leicht. Wenn für das Spielzeug der Satz gilt, „daß das Spielzeug die gesellschaftliche Realität abbildet und in diesem Abbildungsmoment selbst schon ein phantasieanregender, lustbetonter Anreiz liegt, mit Hilfe des Spielmittels eine durch Imagination gesteuerte Spielwelt handelnd aufzubauen“, dann gilt für die Volkskunde von der imaginierten Spielwelt wieder zur gesellschaftlichen Realität zurückzufinden. Diese Rückkopplung wird in der Ausstellung durch Inszenierungen von Großobjekten zu bewerkstelligen versucht, so zum Beispiel durch den Einbau eines „Tante-Emma-Ladens“ aus der Zeit von 1920—1950 aus Balg oder der Inszenierung einer Drogerie aus den Jahren nach 1920. Bei der hohen Zahl der Exponate — etwa 120 Kaufläden und Marktstände aus der Spielzeugwelt werden gezeigt — bleiben die Großobjekte aus der realen Welt allerdings singulär, und die Vermittlungsebene von der Puppenwelt zur Realität bleibt relativ gering besetzt. Das war wohl auch den Ausstellungsmachern bewußt. So heißt es denn auch im Katalog: „Wenn der Betrachter der Inszenierungen und des Spielzeugs trotzdem ein Gefühl des Wiedererkennens, der Vertrautheit, ja der Sehnsucht überkommt oder ein

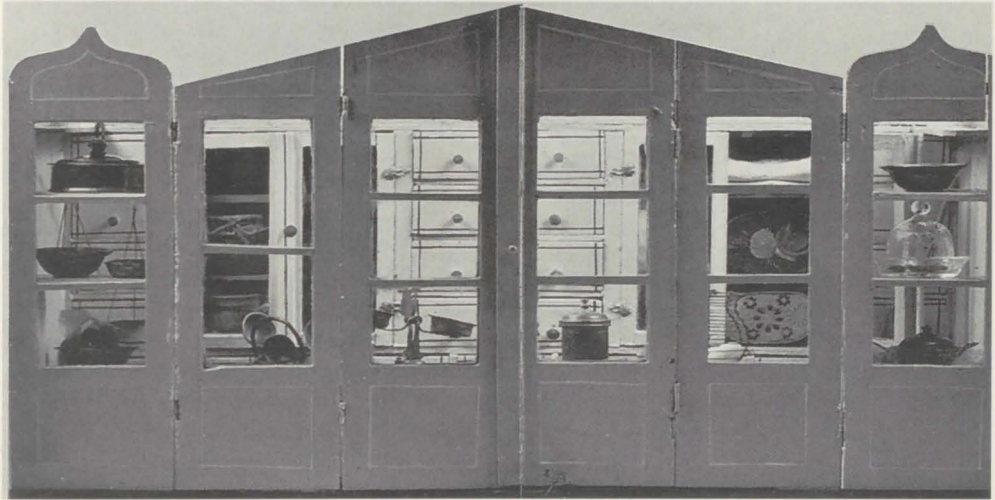


„Tante-Emma-Laden“ in Eichstetten am Kaiserstuhl. Aus: „Schöne alte Läden“ von Max Galli und Sybill Gräfin Schönfeldt, Herder, 36,00 DM

Schmuzzeln ihn entspannt, so hat diese Ausstellung zumindest einen Zweck erfüllt, den alle musealen Unternehmungen auch als Auftrag haben: Dem Besucher Freude zu machen“ (Katalog Seite 18).

Gerade auf dem Felde der Spielzeuge, auch

wenn man sie als Dokumente einer historischen Volkskultur zu sehen versucht, wird der Betrachter leicht von Nostalgie überwältigt. Zu bedenken ist wohl auch, daß gerade Kaufläden zu ihrer Zeit weniger Alltagsspielzeuge als „Festtagsspielzeuge“ (Weihnachts-



Einladungskarte zur Ausstellung „Vom Marktstand zum Supermarkt.“ Gemischtwarenladen um 1860, geschlossen



„Materialhandlung“ mit Ausstellungsitrinen Sammlung C. Hauß, geschlossen (nicht in der Ausstellung)

zeit) waren, mehr „Schaustücke“ als „Spielstücke“. Der Info-Verlag, Karlsruhe, hat den Katalog zur Ausstellung mit farbigen Abbildungen aller Exponate vorzüglich betreut. Wolfram Metzger hat die Einführung zur Ausstellung geschrieben, Manfred Bachmann „Gedanken zur Geschichte des Kaufladens“ entwickelt. Der Katalog ist für Sammler von Kaufläden um so wertvoller, als bisher in der einschlägigen Literatur Kaufläden nur vereinzelt zusammen mit Puppenstuben zur Abbildung gelangten. Der Katalog könnte so für Sammler zu einem echten Nachschlagewerk werden. Zur Rückkoppelung mit der Realität alter, inzwischen weitgehend verschwundener Läden aus der „Puppen-Kaufladen-Zeit“ kann das Buch „Schöne alte Läden“ von Max Galli und Sibyll Gräfin von Schönfeld im Herder Verlag empfohlen werden (36 DM). Die Ausstellung könnte auch ein Ansporn für Liebhaber alter Läden sein, die wenigen „Tante-Emma-Läden“, die da und dort noch im Lande vorhanden sind, zu fotografieren und zu beschreiben.

II. Gestaltungselemente Vitrinen und Zierleisten

Es ist reizvoll, dem Formenreichtum und der Differenzierung in der Gestaltung der Kaufläden nachzugehen. Die rechteckige Kastenform mit offener Vorderseite der Kaufläden ist wohl aus der Form der Marktstände hervorgegangen. Ein Beispiel aus Porzellan von 1760—1775 (Porzellan Manufaktur Ludwigsburg, Katalog Seite 73, Nr. 1) findet sich deshalb folgerichtig im Eingangsbereich der Ausstellung. Im Grunde hat die Kastenform der Spielzeugläden die Form der Marktstände oder Marktstände bewahrt, die wohl die früheste Form eines differenzierteren Warenangebotes war. So verzeichnet auch das Sonneberger Musterbuch eine Verkaufsbude für Stoffe als Spielzeug. Ein sehr frühes Exemplar eines Kaufladens mit in Teilen aufklappbarer Vorderfront findet sich im „Gemischtwaren-

laden von 1840“ (Katalog S. 106, Nr. 52 a). Ursprünglich baute sich die „Hülle“ des Kaufladens auf einer vier- oder rechteckigen Grundfläche auf, wie sie in dem „Gemischtwarenladen“ aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu finden ist (Katalog S. 104, Nr. 50). Erst später wurden wohl die Seitenwände um ca. 120 Grad abgewinkelt. Diese Idee brachte den Vorteil, daß die spielenden Kinder einen besseren Zugriff zur Ladenfläche hatten, andererseits ergab sich die Möglichkeit, den beiden Seiten vitrinen- oder schaufensterartige Teile vorzubauen, ohne die Sicht auf die rückwärtige Ladenfront allzusehr zu beeinträchtigen. Die abgewinkelte Grundform des Kaufladens wird in der Ausstellung in einem sehr schönen einfachen Exemplar gezeigt („Gemischtwarenladen um 1900“, Katalog S. 113, Nr. 64). Die abgewinkelten Seitenteile sind raffinierterweise mit Spiegeln versehen und tragen so zur optischen Vergrößerung des Innenraumes bei.

Die Idee zur Gestaltung von Schaufenstervitrinen zu beiden Seiten der Vorderfront ergab sich wahrscheinlich aus dem Willen, der Vorderfront einen gewissen repräsentativen Abschluß zu geben und zur Erhöhung der Kostbarkeit des Ladens beizutragen. So finden sich „Schaufenstervitrinen“ häufig in sogenannten „Fachgeschäften“ wie Apotheken (Katalog S. 1342, Nr. 132), Hut- und Putzgeschäften (Katalog S. 139, Nr. 39, S. 139 Nr. 110). Den Abschluß der Seitenteile zum Betrachter hin bildeten aber zunächst nur Zierleisten, die zur Verdeckung der Holzteile des Kastens dienten. Eine sehr schöne einfache Blende findet sich bei dem „Gemischtwarenladen um 1900“ (Katalog S. 115, Nr. 68). Einfache, unbemalte Blenden boten Gelegenheit Tüten und Körbe daran aufzuhängen, wie das im „Gemischtwarenladen von 1895“ (Katalog S. 114, Nr. 67) zu sehen ist. Es ist erstaunlich, wie allein diese Einzelheit die Phantasie der „Ladenbauer“ zur Gestaltung anregte. Die Blendleiste kann als bemaltes Teil, als Teil mit aufgeklebter Papierdekora-



„Materialhandlung“, geöffnet

tion gestaltet sein. Auch gedrechselte Stäbe oder selbst pilasterförmige Vorbauten kommen vor.

Die einfachste Form der rückwärtigen Ladenwand bestand wohl zunächst in zwei durchlaufenden Brettern mit kastenförmigen Abteilungen für Dosen, Pakete, Gurkenfässer, Zuckerhüte (Gemischtwarenladen um 1870, Katalog S. 108, Nr. 54). Sie war in ihrer Einfachheit die kindgerechteste Form, da sie freien Zugang zu allen angebotenen Waren beim Spiel gewährleistete. Eine weitere Grundform war die Ausstattung der Ladenwand mit einer Mittelvitrine und je zwei oder drei Reihen Schubern zu beiden Seiten. Die Schubere waren bestimmt Grundnahrungsmittel und Kolonial- oder Gewürzwaren aufzunehmen. Ein Kaufladen ist heute um so kostbarer, je unversehrter sich die Porzellan- oder Blechschildchen erhalten haben, die anzeigen, was die Schubere enthalten. Die 12—16 Schubkästen lassen zur Aufnahme nur

eine begrenzte Zahl von Lebensmitteln und Gewürzen zu. Neben Grundnahrungsmitteln wie Mehl, Erbsen, Linsen, Sago, Bohnen, Graupen, Getränken wie Tee, Kakao und Kaffee wurden mit besonderer Vorliebe Schuber Gewürzen wie Muskat, Pfeffer, Nelken, seltener Safran, Lorbeer, Kümmel vorbehalten. Der Platz über den Schubern bot Gelegenheit zur weiteren Gestaltung des Kaufladens. Der Platz wurde entweder als Stellage verwendet oder zu einem galerieartigen Aufsatz ausgebaut. Daraus konnte aber auch eine richtige Zweite Stock-Galerie mit verbindender Treppe werden (Katalog S. 113, Nr. 65 und S. 143, Nr. 102).

III. Seltene, schöne Exponate

Auf einige besonders schöne und seltene Exponate sei hier besonders hingewiesen. In der Abteilung Märkte findet sich ein „Weihnachtsstand“ aus Bayern um 1870 mit Ori-

nalausstattung. Aus dem gleichen Jahre stammt die zerlegbare „Blumenhalle Flora“ aus dem Spielzeugmuseum in Herrenalb. Reich ausgestattet ist die „Konditorei mit Cafe“ aus der Zeit vor 1900. Laden und Galerie werden von zwanzig Püppchen, vom Kleinkind bis zu Damen und Herren bevölkert. In der Sparte „Apotheken“ ist das Exponat aus dem Ende des 19. Jahrhunderts (Sammlung Prinzessin Monika von Hannover) wohl am reichhaltigsten mit Originalzubehör ausgestattet. Raritäten sind die drei „Antiquitätenläden“, ein sehr altes Stück ist der in ein Haus eingebauter Antiquitätenladen aus dem Museum für Volkskunde in Dresden (2. Hälfte des 18. Jahrhunderts). Ab-

soluter Höhepunkt minutiöser Ausstattung ist das sich auf drei Stockwerke entfaltende Textil-Kaufhaus „Zintl“ aus dem Bayerischen Nationalmuseum in München.

Was nun die „Tante-Emma-Läden“ anbelangt, deren Aussterben letztlich der volkscundliche Anlaß der Ausstellung ist, so kommen die ausgestellten Exemplare Nr. 73 und 74 (Katalog S. 118) der Wirklichkeit früherer „Tante-Emma-Läden“ am nächsten. Solche Läden waren, wie die Abbildung des Ladens von Eichstetten, Kaiserstuhl, zeigt, gekennzeichnet durch eine Fülle von Waren auf kleinstem Raum. So ist der „Gemischtwarenladen um 1880“ (Nr. 73) vollgestopft mit Artikeln des täglichen häuslichen Bedarfs.



Gemischtwarenladen 1900 bezeichnet als „Tante-Emma-Laden“. Slg. A. Keller, Heidelberg

500 Jahre Jahrmärkte in Bretten

Dr. Peter Bahn, Bretten

1. Entstehung und Bedeutung von Märkten

Der Markt als räumlich und zeitlich festgelegter Umschlagplatz von Waren der verschiedensten Art gehört zu den ältesten wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungsformen. Er läßt sich bereits in der Antike feststellen. Bei der Entwicklung der mittelalterlichen Siedlungen spielte es eine wesentliche Rolle, ob sie sich als selbstversorgende Einheiten von den überörtlichen Warenströmen und Verkehrslinien abkapselten oder ob sie sich — oft am Schnittpunkt von Handelswegen gelegen — als Markttorte und damit als Warenumschlagplätze etablieren konnten. Mit Sicherheit anzunehmen (wenn auch in vielen Fällen nicht eindeutig urkundlich belegbar)

ist, daß zumindest für die größeren und verkehrsgünstig gelegenen Siedlungen schon im frühen Mittelalter die Möglichkeit bestand, für ein mehr oder weniger großes Umland zentralörtliche Wirtschaftsfunktionen einzunehmen und von den beim Marktgeschehen auftretenden Geld- und Warenströmen einen entsprechenden Nutzen zu ziehen.¹⁾

Zu den frühesten und einfachsten Erscheinungsformen des Marktes gehörte der Wochenmarkt. Auf ihm boten an einem festgelegten Tag vor allem die Bauern des Markortes und seiner Umgebung, aber auch einzelne Handwerker (z. B. Bäcker und Metzger) ihre Produkte an. Damit dienten die Wochenmärkte der bäuerlichen Bevölkerung zur Wei-



Brettener Jahrmarkt 1913



Bretten's jüngste Marktform: Brettener Garten- und Landschaftsmarkt 1992 (Bretten Stadtarchiv)

terveräußerung ihres über den Selbstbedarf und die landesherrschaftlichen Abgaben hinausgehenden Mehrprodukts. Dieses konnte verkauft, der Gelderlös wiederum zur Ersetzung vornehmlich handwerklicher Produkte (z. B. von Eisenwerkzeugen, die im bäuerlichen Haushalt nicht selbst herzustellen waren) genutzt werden. Auf diese Weise leisteten die Wochenmärkte einen wichtigen Beitrag zum Fortschreiten der Geld- und Warenzirkulation und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Was selbst erzeugt, aber nicht selbst verbraucht werden konnte, ließ sich über den Markt gegen Erzeugnisse anderer „tauschen“, wenn auch nur noch selten im direkten Gütertausch, als vielmehr über das Tauschmittel Geld.

Zugleich wurde dem städtischen Handwerk und Handel der Aufbau eines ersten, wenn auch zunächst noch bescheidenen Kapital-

stocks ermöglicht, der später in einer Reihe von Fällen allmählich die Entstehung von Manufakturbetrieben und größeren Handelshäusern ermöglichte. Daß in den Marktorten Handwerk und Gewerbe folglich sowohl beim Anteil an der Gesamtbevölkerung, als auch hinsichtlich des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Einflusses eine größere Rolle als im jeweiligen Umland spielten, liegt auf der Hand.²⁾ Schließlich hatten die Wochenmärkte eine wesentliche Funktion bei der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Je größer die einzelnen Marktorte waren, desto geringer war bei ihnen selbst in der Regel die Anzahl der landwirtschaftlich tätigen Haushalte und damit die Fähigkeit, den örtlichen Nahrungsbedarf mit den Erzeugnissen der eigenen Anbauflächen zu decken. Folglich brachten kriegs- oder seuchenbedingte Störungen des regelmäßigen Marktge-

schehens denn auch zwangsläufig Probleme für die Ernährung der Bevölkerung in den Marktorten mit sich.

2. Der Jahrmarkt als besonderer Markttyp

Ein besonderer Markttyp ist in Deutschland für einige größere Städte (z. B. Bremen, Würzburg) bereits seit dem 11. Jahrhundert belegbar: der Jahrmarkt.³⁾ Typisch für die

Jahrmärkte war, daß sie fast immer auf dem Termin von Heiligenfesten lagen.⁴⁾ Im Gegensatz zum Wochenmarkt stand bei den Jahrmärkten nicht die Versorgung mit Lebensmitteln im Vordergrund. Vielmehr boten die Markthändler auf ihnen überwiegend Kleidung, Schuhe, land- und hauswirtschaftliches Gerät, Gewürze aus fernen Ländern und zahlreiche weitere Waren an, die über den Bedarf des unmittelbaren täglichen Ver-



Historischer Jahrmarkt (1493—1993): Schindelmacher (Stadtarchiv Bretten)

brauchs hinausgingen. Dies verlieh den Jahrmärkten einen besonderen Charakter und gab ihnen eine weit über die Wochenmärkte hinausgehende Attraktivität. Städte, die über das Jahrmarktsrecht verfügten, konnten ihre zentralörtliche Funktion meist deutlich steigern und sich zu Handelszentren nicht nur für das direkte Umland, sondern zum Teil auch darüber hinaus entwickeln.

Mit der wirtschaftlichen Bedeutung der Märkte, und insbesondere auch der Jahrmärkte, korrespondierte eine wichtige soziale Funktion. Bereits die üblichen Wochenmärkte waren nicht nur Warenumschnapplätze, sondern auch Stätten kommunikativen Austauschs. Man sah sich, traf sich, tauschte Neuigkeiten aus, knüpfte vielfältige nützliche Kontakte an usw. Dieser kommunikative und „vernetzende“ Effekt betraf zunächst einmal die Einwohnerschaft des Markortes selbst und hatte durchaus stabilisierende Auswirkungen auf das örtliche Gemeinschaftsleben.⁵⁾ Dies galt natürlich auch für die Verflechtung zwischen Marktort und Umland und das „Zugehörigkeitsgefühl“ der Umlanddörfer und -höfe zu ihrer jeweiligen Marktstadt.

Der Jahrmarkt verstärkte den kommunikativen Charakter weiter, indem er nicht nur den Einzugsbereich vergrößerte, sondern allmählich mehr und mehr kommunikationsfördernde Elemente integrierte. Er war nicht nur Handelsplatz, Nachrichtenbörse und Gelegenheit zur Brautschau⁶⁾, sondern bot auch die ansonsten nur seltene Gelegenheit zu Kurzweil und Unterhaltung. Im Gefolge der Kaufleute reisten Gaukler, Komödianten, Bänkelsänger, Seiltänzer, Wahrsager, Akrobaten und allerlei weiteres fahrendes Volk an, das die Attraktivität der Jahrmärkte erhöhte, den Händlern zu einem deutlichen Mehr an Publikum verhalf und zugleich, gewissermaßen im „Windschatten“ des Handelsgeschehens, seinen eigenen Lebensunterhalt verdienen konnte. In einer Zeit, die zunächst kaum gedruckte und schon gar keine elektronischen

Medien kannte, boten die Aufführungen der „Fahrenden“ und ähnliche Attraktionen auf den Jahrmärkten oft die einzige Unterhaltung in einem ansonsten von schwerer körperlicher Arbeit gekennzeichneten Alltagsleben.

Dies ließ die Jahrmärkte zu wichtigen sozialen Orten mit mehrfacher, eben nicht nur rein ökonomischer Funktion werden. Dadurch trugen sie zugleich zur weiteren Unterscheidung von Stadt und Land bei: Der weitgehenden Monotonie des dörflichen Alltags stand in den städtischen Marktorten ein Zyklus von Vergnügungs- und Belustigungsangeboten gegenüber, der wesentlich zur Entstehung der Vielfalt urbanen Lebens beitrug.

Wie alle gesellschaftlichen Phänomene waren die Jahrmärkte im Laufe der Jahrhunderte einem ständigen Veränderungsprozeß unterworfen. Dazu trug die Tatsache bei, daß sich die Märkte insgesamt dem fortschreitenden Strukturwandel des Wirtschaftslebens und der Handelsangebote anpassen mußten. In dem Maße, in dem — ausgehend von den größeren Städten — der stationäre Ladenhandel zunahm und spezialisierter wurde, trat die Bedeutung des Markthandels zurück, ohne jedoch ganz zu schwinden.⁷⁾ Insbesondere die Wochenmärkte konnten ihre frühere Funktion meist behaupten und erlebten in allerjüngster Zeit vielerorts wieder eine deutliche Renaissance. Bei den Jahrmärkten dagegen verstärkten sich in vielen Städten die unterhaltenden und kommunikativen Aspekte bis hin zum völligen Funktionswandel. So wurden aus nicht wenigen früheren Märkten unter Beibehaltung der traditionellen Termine oft Volksfeste ohne eigentliche Handelsfunktion. Wieder andere Jahrmärkte wandelten sich dagegen nach und nach zu Spezialmärkten (Viehmärkte, Blumenmärkte, Töpfermärkte, Flachsmärkte, usw.), bei denen die Handelsfunktion wieder eine stärkere Bedeutung erhielt bzw. behaupten konnte. Je nach den Verhältnissen von Ort und Zeit



Historischer Jahrmarkt (1493 – 1993): Seifensieder (Stadtarchiv Bretten)

entwickelten sich schließlich zahlreiche Misch- und Übergangsformen.

3. Die Anfänge des Marktwesens in Bretten

In Bretten ist das Marktrecht bereits seit dem Jahre 1148 belegbar, wobei eine entsprechende Urkunde auf seinerzeit bereits bestehende Marktprivilegien hinweist. Das genaue Datum der Marktrechtsverleihung für den Bret-

tener Wochenmarkt ist nicht mehr exakt zu ermitteln. Regional- und wirtschaftsgeschichtlich interessant ist allerdings die erwähnte Urkunde von 1148 selbst: Sie verweist auf die Gründung des Zisterzienserklosters Maulbronn und erwähnt in diesem Zusammenhang eine Zahlung von 10 Schillingen „Brettener Münze“. Daraus ist schließen, daß Bretten in jenem Jahr bereits über ein eigenes Münzrecht verfügte und auch tatsächlich

Münzen geprägt wurden. Das Münzrecht jedoch war stets an das Marktrecht gebunden, es gab zwar Marktorte ohne Münzrecht, aber niemals Münzorte ohne Marktrecht.⁸⁾

Vor allem die Versorgung mit Fleisch- und Backwaren stand im Mittelpunkt dieses frühen Brettener Marktgeschehens.⁹⁾ Als Marktort, als Hauptort der „Grafschaft Breheim“ unter der Herrschaft der Grafen von Lauffen und später als Sitz eines Kurpfälzischen

Oberamtes nahm Bretten bereits im Mittelalter wichtige zentralörtliche Funktionen für ein weites, rein bäuerlich geprägtes Umland wahr.¹⁰⁾

Zum Nutzen der Marktrechtsverleihung für den jeweiligen Landesherren schreibt Alfons Schäfer: „Der Markt brachte dem Marktherren den Zoll von allen verkauften Waren. Der Marktherr mußte dafür den Marktfrieden gewährleisten. Der Markt bildete einen eige-



Historischer Jahrmarkt (1493–1993): Wollspinnerin (Stadtarchiv Bretten)

nen Rechts-, Gerichts- und Bannbezirk. Er war aus der grundherrschaftlichen Verfassung der Umgebung herausgenommen. Für die sich auf dem Marktverkehr ergebenden Streitigkeiten setzte der entsprechende Ortsherr ein eigenes Marktgericht ein. Dem Marktherren brachte der Markt außer dem Marktzoll daher auch noch die Gerichtsbußen ein.¹¹⁾ Durch die günstige verkehrsgeographische Lage von Bretten hatte der hiesige Markt bald eine auch durchaus überörtliche Bedeutung. In Bretten kreuzten sich zwei wichtige mittelalterliche Handelsstraßen: die eine führte aus dem Frankfurter Raum über Heidelberg, Bretten, Vaihingen und Stuttgart weiter in die Schweiz, nach Österreich und Italien. Die andere verband Paris über Straßburg, Durlach, Bretten, Heilbronn und Nürnberg mit den reichen böhmischen Ländern. Der starke Waren- und Personenverkehr auf diesen alten Handelsstraßen mag gegen Ende des 15. Jahrhunderts den damaligen Landesherren, Pfalzgraf Philipp von der Kurpfalz, bewogen haben, die Stellung Brettens als Marktstadt durch die zusätzliche Verleihung des Jahrmarkts-Rechtes weiter zu stärken.

4. Die Jahrmärkte in Bretten

Am 27. Dezember 1492 verlich Pfalzgraf Philipp der Stadt Bretten das Recht, jährlich vier Jahrmärkte abzuhalten. Festgelegt wurden als Termine der erste Fastensonntag (im Februar), der St.-Georgs-Tag (23. April), der St. Laurentius-Tag (10. August) und der St.-Lucas-Tag (18. Oktober).¹²⁾ Allgemein wird vermutet, daß auch in der Zeit davor in Bretten bereits Jahrmärkte stattgefunden hatten, so daß die Verleihung von 1492 letztlich nur die Bestätigung eines schon länger bestehenden, aber von seiten des Landesherren durchaus gewünschten Zustandes bedeutete. Gehandelt wurde auf den Brettener Jahrmärkten mit Tuchen, Kleidern, landwirtschaftlichen Geräten, Nahrungsmitteln, Pelzwerk, Wolle u. ä. Artikeln. Bei den Jahrmärkten im April und

im August dürfte schon recht früh der Handel mit Vieh hinzugekommen sein. In dieser Form bestanden die Jahrmärkte bis zum Dreißigjährigen Krieg fort. Im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts, als der Kraichgau mehrfach von schweren Kriegswirren heimgesucht wurde und Bretten 1689 schließlich in Schutt und Asche sank, ging diese Markttradition allerdings nieder, eine regelmäßige Einhaltung der alten Markttermine war in einer Reihe von Jahren nicht mehr zu gewährleisten.¹³⁾

Im 18. und 19. Jahrhundert entwickelten sich in Bretten mit dem Fruchtmarkt, dem Viehmarkt und dem Schaf- und Wollmarkt weitere Märkte. Der Brettener Viehmarkt war bis ins 20. Jahrhundert hinein einer der bedeutendsten in ganz Süddeutschland und zog Händler aus Württemberg, Baden, dem Elsaß, Hessen und dem Rheinland an.¹⁴⁾ An die traditionellen Jahrmärkte knüpften noch die Krämermärkte an, die bis 1920 viermal jährlich stattfanden und seitdem zweimal im Jahr abgehalten werden. Bemerkenswert ist, daß die in zahlreichen anderen Städten anzutreffenden und dort oft prägenden und im Laufe der Zeit immer mehr zunehmenden kommunikativen und unterhaltenden Elemente des Jahrmarktsgeschehens kaum zum Tragen kamen. Insbesondere auch für die Krämermärkte des 19. u. 20. Jahrhunderts sind solche Elemente der „Volksbelustigung“ nicht belegbar. Ausschlaggebend hierfür mögen verschiedene Ursachen, darunter auch solche religiöser Natur, gewesen sein (so z. B. die in Bretten stets starke Position eines sittenstrengen Protestantismus).

5. Die Marktstadt Bretten in der Gegenwart

Seit 1975 ist Bretten Große Kreisstadt und Mittelzentrum für ein weites Umland. Daraus ergeben sich zahlreiche Funktionen in wirtschaftlicher wie in kultureller Hinsicht. Hinzu kommt die wachsende Bedeutung Brettens für den Tagestourismus aus den um-

Stadtgemeinde Bretten.
Ortspolizeiliche Vorschrift.
Viehmarkt-Ordnung in der Stadt Bretten.

Mit Bezugnahme auf § 67 und 70 der Gewerbeordnung, § 17 des Reichsgesetzes vom 23. Juni 1880, betreffend Abwehr und Unterdrückung der Viehsuchen, und auf die Verordnung Groß. Ministeriums des Innern vom 23. März 1881, betreffend die veterinärpolizeiliche Beaufsichtigung der Pferde- und Viehmärkte, wird — unter Aufhebung der ortspolizeilichen Vorschrift (Viehmarktordnung) vom 16. Februar 1878 — auf Grund des § 149 Ziff. 6 der Gewerbeordnung, des § 90 des bad. Pol.-Str.-G.-B. und des § 386 Ziff. 10 des R.-Str.-G.-B. für die Stadtgemeinde Bretten folgende **Viehmarkt-Ordnung** als ortspolizeiliche Vorschrift erlassen:

§ 1.

Die Rindviehmärkte in der Stadt Bretten werden am zweiten Montag jedes Monats abgehalten; fällt auf diesen Tag ein christlicher Feiertag, der Geburtstag des deutschen Kaisers oder des Großherzogs, so findet der Markt am darauffolgenden Dienstag statt. Eine sonstige ausnahmsweise Verlegung des Marktes wird jeweils in öffentlichen Blättern rechtzeitig bekannt gemacht.

§ 2.

Der Markt beginnt in den Monaten April bis mit September um 5½ Uhr vormittags, im März und Oktober um 7 Uhr, in den anderen Monaten um 8 Uhr. Vorher darf kein Vieh aufgestellt werden.

§ 3.

Die Viehmärkte werden auf dem Marktplatz und von da in der Weißhoferstraße östlich bis zur Pfuggasse und in der Melancthonstraße westlich bis zur Kirchgasse (beim Löwen) abgehalten.

Außerhalb des Viehmarktplatzes dürfen keine Tiere aufgestellt werden.

§ 4.

Das Vieh darf nur über die Weißhoferstraße und Melancthonstraße geführt und erst dann auf den Marktplatz gebracht werden, wenn die mit der Marktaufsicht betrauten Tierärzte die Untersuchung vorgenommen und die Zulassung gestattet haben. Die dabei verfolgte Kontrollmarke hat der Führer des Tieres während des Marktes aufzubewahren und dem Aufsichtspersonal auf Verlangen vorzuzeigen.

§ 5.

Auf den für den Viehmarkt bestimmten Plätzen darf auch nach Beendigung des Marktes bis abends keinerlei Verkehr mit Rindvieh, Schafen, Ziegen oder Schweinen stattfinden.

Während der Dauer des Marktes ist auch der Verkehr von Pferdefuhrwerk auf dem Marktplatz verboten.

§ 6.

Die auf den Markt gebrachten Tiere müssen durch erwachsene Personen geführt, sofort in Reihen gestellt und während des Marktes beaufsichtigt werden. Kranke oder krankheitsverdächtige Tiere dürfen nicht geführt werden. Verboten ist ferner das Versperren der Gehwege durch Vieh oder Viehtreiber und das Hin- und Herführen des Viehes während des Marktes.

§ 7.

An Standgeld ist zu entrichten: für Tiere welche über 1 Jahr alt sind, vom Stüd 20 Pfg., für jüngere Tiere 10 Pfg. Die Zahlung hat vor der Aufstellung der Tiere an die mit der Erhebung beauftragten Personen zu geschehen; die Empfangsbescheinigung ist während des Marktes aufzubewahren und auf Verlangen dem Aufsichtspersonal vorzuzeigen.

§ 8.

Uebertretungen der §§ 1—6 dieser Viehmarktordnung werden, sofern nicht höhere Strafe angedroht ist, mit Geld bis zu 30 Mk. und im Falle der Unbeibringlichkeit mit Haft bis zu 8 Tagen bestraft.

Bretten, den 13. Juni 1894.

Der Gemeinderat.

Vorstehende ortspolizeiliche Vorschrift wird mit dem Anfügen verkündet, daß die §§ 1—6 und 8 durch Erlass des Groß. Herrn Landeskommissärs in Karlsruhe vom 12. v. Mis Nr. 2926 für vollziehbar erklärt worden sind und die ganze Vorschrift sofort in Wirksamkeit tritt.

Bretten, den 18. Juli 1894.

Bürgermeisteramt
F. Wittum.

liegenden Ballungsräumen (Rhein-Neckar, Mittlerer Neckar) und Großstädten (Karlsruhe, Pforzheim, Heilbronn). Seit 1992 ist Bretten an die Karlsruher Stadtbahn angebunden, was das Besucheraufkommen deutlich gesteigert hat. Seit März 1993 ist die an der Nahtstelle der Erholungslandschaften Kraichgau und Stromberg gelegene Stadt schließlich Sitz der Touristikgemeinschaft Kraichgau-Stromberg.

Diese neuen Entwicklungen blieben nicht ohne Auswirkungen auf die Struktur des Brettener Marktgeschehens. Nach wie vor und damit ähnlich wie in den Jahrhunderten zuvor haben die Brettener Märkte auch weiterhin gewisse Funktionen für die Versorgung der ortsansässigen Bevölkerung. Dies gilt z. B. für das Angebot an landwirtschaftlichen Frischwaren. Angesichts der wachsenden und für die Attraktivität der Stadt mitentscheidenden Aufgaben bei der Bereitstellung kultureller und touristischer Dienstleistungen treten jedoch die von den alten Jahrmärkten her bekannten Aspekte der Kommunikation und Unterhaltung wieder stärker hervor. Diesen vielfältigen Aufgaben wird die Stadt Bretten z. T. durch ein breit gefächertes Angebot unterschiedlicher Marktveranstaltungen gerecht, die sich z. T. erst in den letzten Jahren entwickelt haben:

Wochenmarkt: Er findet mittwochs und samstags jeweils am Vormittag statt. Auf ihm werden fast ausschließlich Lebensmittel (Obst, Gemüse, Kartoffeln, Fleisch, Fisch, Backwaren, Käse, Eier usw.) angeboten. Er stellt eine ideale Ergänzung der Angebote des örtlichen Lebensmitteleinzelhandels dar. Die Marktbesucher kommen aus Bretten selbst oder dem näheren Umland.

Krämermarkt: Er findet (gewissermaßen als „Schwundform“ der traditionellen Jahrmärkte) noch zweimal jährlich (jeweils am 1. Dienstag im April und im November) ganztägig statt. Auf ihm wird ein breites Warenangebot (Kleidung, Süßwaren, Spielzeug, Schuhe, Töpfe, Stoffe, Geschirr, Be-

steck, Kunstgewerbe usw.) offeriert. Er bietet insbesondere Gelegenheiten zur Wahrnehmung von Sonder- und Billigangeboten der verschiedensten Handelszweige. Im Gegensatz zum Wochenmarkt ist er nicht auf den Marktplatz beschränkt, sondern erstreckt sich über die gesamte Fußgängerzone in der Altstadt. Die Marktbesucher kommen aus dem gesamten süddeutschen Raum.

Garten- und Landschaftsmarkt: Dieser jüngste Brettener Spezialmarkt ging 1992 aus dem früheren Geranienmarkt hervor und findet am 2. Wochenende im Mai am Samstag und am Sonntag auf dem Marktplatz statt. Das Angebot reicht von typischen Landprodukten (Landwurst, Honig usw.) über Kleinvieh bis zu Erzeugnissen der Landtechnik. Besonderer Wert wird auf die Einbeziehung von Informationen zu umweltverträglicher Land- und Gartenbewirtschaftung gelegt.

Weinmarkt: Der Brettener Weinmarkt findet seit Mitte der achtziger Jahre am letzten Septemberwochenende von Donnerstag bis Montag auf dem Marktplatz und in einem Teil der Fußgängerzone der Melanchthonstraße statt. Er ist der einzige örtliche Weinmarkt in Baden-Württemberg, auf dem sowohl badische Weine (aus dem Kraichgau) als auch württembergische Weine (aus dem Stromberg) angeboten werden. Besichtigt wird er von Winzern und Winzergenossenschaften aus beiden Anbaugebieten. Mit dem Weinmarkt verbunden ist stets die Vorstellung einer neuen „Weinmarkt-Königin“. Besonderer Wert wird bei diesem Markt auf ein Kulturprogramm mit Musik, Gesang u. ä. Vorführungen gelegt, das seine Attraktivität für Gäste aus nah und fern noch steigert.

Weihnachtsmarkt: 1985 entstand unter reger Beteiligung des Einzelhandels der Brettener Weihnachtsmarkt. Auf ihm werden Speisen, Süßwaren, Getränke und kunstgewerbliche Artikel aller Art angeboten. Er findet auf dem Marktplatz statt, dauert 11 Tage und beginnt in der 2. Dezemberwoche. Besichtigt wird er vornehmlich von Händlern, Gastronomen

und Hobbykünstlern aus Bretten und Umgebung. Jeder Markttag ist spätnachmittags oder abends mit einem vielfältigen Kulturprogramm verbunden, an dem zahlreiche Gesangsvereine, Kirchen- und Posaunenchöre, Musikgruppen und Schulen aus dem Brettener Raum mitwirken.

Turnusmäßige Hallenmärkte finden jährlich im März (Ostermarkt im Neuen Rathaus mit einem vornehmlich auf Kunstgewerbe konzentrierten Angebot) und im November (Mineralientag in der TV-Halle mit Mineralien und Fossilien aller Art) statt.

Anlässlich des 500-jährigen Jubiläums der Verleihung der Jahrmarktsrechte fand 1993 am 17. April einmalig ein „*Historischer Jahrmarkt*“ statt, der Marktgeschehen und Marktatmosphäre der Zeit um 1493 wiedergab. Im Rahmen der Brettener Kulturtage mit dem Thema 500 Jahre Jahrmarktsrechte in Bretten wurde am Samstag, dem 24. April 1993 der turnusmäßige Wochenmarkt mit einem Töpfermarkt verbunden.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Schaab 1982, S. 1—2
- 2) Vgl. Schaab 1982, S. 7
- 3) Vgl. Bachmann/Metzger 1992, S. 26
- 4) Vgl. Petzoldt 1990, S. 167
- 5) Auf die immer wieder neue Festigung der Gemeinschaft in der frühen Neuzeit durch zyklisch wiederkehrende Zusammenkünfte mit kommunikativem Charakter verweist u. a. Muchembled 1982, S. 99
- 6) Vgl. Petzoldt 1990, S. 167
- 7) Vgl. ebd.
- 8) Vgl. Schäfer 1977, S. 61
- 9) Vgl. Jeck 1991, S. 19
- 10) Vgl. Schäfer 1977, S. 62—64
- 11) Vgl. Schäfer 1977, S. 64
- 12) Vgl. Jeck 1992, S. 2

¹³⁾ Vgl. Schäfer 1977, S. 130—131

¹⁴⁾ Vgl. Straub 1990, S. 248—252

Literatur:

- Bachmann, Manfred / Metzger, Wolfram: Vom Marktstand zum Supermarkt. Der Kaufladen in Puppenwelt und Wirklichkeit. Karlsruhe 1992
- Bahn, Peter (Hrsg.): Grenzraum Kraichgau. Bilder und Texte. (Begleitheft zur Wanderausstellung „Grenzraum Kraichgau“ anlässlich des 40-jährigen Landesjubiläums von Baden-Württemberg), Bretten 1992
- Bahn, Peter: Markt, Mechanik, Attraktionen. Stichworte zur Veränderung der Jahrmärkte und Kinderstuben. In: Vom Uhrenzauber ins Spielzeugland. (Ausstellungskatalog des Stadtmuseums Bretten), Bretten 1992, S. 36—37
- Blum, Jürgen: Die Vereinheitlichung von Maß und Gewicht in Baden im 19. Jahrhundert und das Brettener Eichamt. In: Bretten zu Großherzogs Zeiten. (Ausstellungskatalog des Stadtmuseums Bretten), Bretten 1992, S. 39—49
- Brettener Markt- und Handwerksleben in vergangener Zeit. (Ausstellungskatalog des Stadtmuseums Bretten), Bretten 1993
- Jeck, Edmund: Brettens Märkte. Traditionelle Versorgungseinrichtungen. In: Stadtinformation Bretten 1991/92, Bretten 1991, S. 19—20
- Jeck, Edmund: Seit 500 Jahren gibt es in Bretten Jahrmärkte. Vom Bauernstädtlein zum bekannten Marktflecken. In: Bretten und sein Weihnachtsmarkt (Werbezeitung des Amtes für Kultur, Bildung und Freizeit der Großen Kreisstadt Bretten), Bretten 1992, S. 2—3
- Muchembled, Robert: Kultur des Volks — Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung, Stuttgart 1982
- Petzoldt, Leander: Feste und Feiern in Baden-Württemberg, Karlsruhe 1990
- Schaab, Meinrad: Marktorte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit 1250 — 1828 (Beiwort zum Historischen Atlas von Baden-Württemberg, XI,2), Stuttgart 1982
- Schäfer, Alfons: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 2), Bretten 1977
- Straub, Alfred: Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit. (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 3), Bretten 1990

„Luther 1983“ — eine Wittenberger Ausstellung in Bretten

Stefan Rhein, Melanchthonhaus Bretten

Vom 4. bis 28. März 1993 fand im Melanchthonhaus Bretten eine viel beachtete Ausstellung statt: „Martin Luther 1983 — Lutherinterpretation in der bildenden Kunst der ehemaligen DDR“. Diese Ausstellung, von der Lutherhalle Wittenberg konzipiert und organisiert, präsentierte einen Querschnitt aus den Luther-Darstellungen, die zum 500. Geburtstag Luthers von Künstlern aus der ehemaligen DDR angefertigt wurden. 1983 hatten sich — zumeist in staatlichem Auftrag — über 50 Künstler in insgesamt 146 Grafiken, 15 Gemälden und 5 Plastiken mit dem Reformator auseinandergesetzt. Aus dieser Zahl wurden 51 Kunstwerke ausgewählt, die Einblicke in das Oeuvre von 33 Künstlern vermittelten.

Daß die Ausstellung in Bretten gezeigt werden konnte, ist der intensiv gepflegten Städtefreundschaft Bretten — Wittenberg zu verdanken. Städtefreundschaften zwischen Ost und West sind aus den Schlagzeilen geraten. Noch nie aber waren sie so wichtig wie gerade heute, da die Vereinigungseuphorie vorbei und die Einheit Alltag sind. Jetzt müssen sich nicht nur Solidarität und Hilfsbereitschaft bewähren, sondern gefragt sind Neugier und Fantasie bei der Anbahnung dauerhafter Gemeinsamkeiten, um lebendige und für die Bürger attraktive Beziehungen zwischen den Städten der alten und neuen Bundesländer wachsen zu lassen. Eine Städtepartnerschaft indessen, die nicht von der Exotik des Auslands lebt, ist in besonderer Weise gefordert, ein breites Fundament für gemeinsame Aktivitäten zu schaffen.

Die Melanchthonstadt Bretten hatte sich schon vor der Wende um engere Beziehungen mit der Lutherstadt Wittenberg bemüht. Die Wahl war kein Zufall: Philipp Melanchthon, Humanist („der bekannteste Humanist Südwestdeutschlands“), Reformator („der größte Ökumeniker der Reformationszeit“) und Praeceptor Germaniae („Lehrer Deutschlands“), geboren 16. 2. 1497 in Bretten, gestorben 19. 4. 1560 in Wittenberg, verbindet die beiden Städte und gibt ihnen ein gemeinsames geschichtliches Erbe. Sichtbares Zeichen dafür ist, daß in beiden Städten ein Melanchthonhaus steht: Museen, in Bretten außerdem mit Bibliothek und Forschungsstelle. Auch nachdem durch Weisung von oben Göttingen offizielle Partnerstadt Wittenbergs wurde, blieb das Interesse der Stadt Bretten an einer engeren Beziehung erhalten, wofür die Wende dann endlich die politischen Voraussetzungen brachte.

Die wissenschaftliche und museumspezifische Zusammenarbeit der reformationsgeschichtlichen Institutionen ist intensiv ausgebaut worden bis hin zum gegenseitigen Austausch von Sonderausstellungen: eine Partnerschaft, die mit Blick auf das Jubiläumsjahr 1997, Melanchthons 500. Geburtstag, zunehmend wichtiger werden wird. Reformationsgeschichtliche Wissenschaft ist das Standbein, Kultur das attraktive Spielbein der herzlichen Freundschaft, Kultur in einem weiten Sinn, also auch die Kontakte der Vereine, der Musikschulen oder der beiden Melanchthongymnasien.

Nach zahlreichen gemeinsamen Aktivitäten, beispielsweise auch im Rahmen der Kulturta-

ge anlässlich der zweiten Melanchthonpreisverleihung 1991 in Bretten, bildete die Ausstellung zur Luther-Deutung in der DDR-Kunst also eine weitere wichtige Etappe der Kultur- und Wissenschaftspartnerschaft. Wer seine Vorurteile bestätigt sehen wollte und vorrangig Werke zum Thema „Luther und der Bauernkrieg“ erwartete, wurde enttäuscht. Vielmehr fragten die Künstler nach der Relevanz Luthers für unsere Zeit und spürten bisweilen überraschend widerborstige Anfragen Luthers auch an die Gegenwart der DDR auf.

Im folgenden werden die beiden Einführungsvorträge abgedruckt, die bei der Ausstellungseröffnung am 4. März 1993 im Melanchthonhaus gehalten wurden. Herr Dr. Martin Treu ist der Direktor der Lutherhalle Wittenberg; Frau Jutta Strehle ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Lutherhalle; sie hat die Ausstellung erarbeitet und den reich bebilderten Katalog verfaßt (der Katalog, 57 Seiten, 51 Abbildungen, ist noch in wenigen Exemplaren für 7,— DM über das Melanchthonhaus Bretten, Postfach 1560, 75005 Bretten zu beziehen).

BRETTEN: Eine Stadt lebt mit Geschichte



- Historischer Marktplatz • Fachwerkbauten • Wehrtürme
- Brunnen • Melanchthonhaus mit Museum • Stadtmuseum • Galerien • Peter-und-Paul-Fest • Wein- und Weihnachtsmarkt • Kellertheater • Kleinkunstfestival • Europafest • Streichelzoo • Freibad und Hallenbäder • Wander- und Radwege • Läden • Hotels • Restaurants • Gaststätten •

Einfach einladend...

Infos
und Auskünfte:
STADTINFORMATION BRETTEN
Im Alten Rathaus - 75015 Bretten
Telefon 07252/52-408



Staatskunst — statt Kunst?!

Bemerkungen zu den künstlerischen Ergebnissen der Lutherehrung
der DDR 1993

Martin Treu (Lutherhalle Wittenberg)

Heute und an diesem Ort ist noch einmal — zum wievielten Male eigentlich — von der DDR zu reden. An einem Ort allerdings, wo sie jetzt hingehört und gut aufbewahrt ist — im Museum. Mit anderen Worten — wir haben es mit Resten, Relikten, soll man von einer Erbschaft reden? — mit Überresten eines untergegangenen Staates im Bereich der Kunst zu tun.

Handelt es sich somit um Staatskunst? Jener Begriff flößt heute bildenden Künstlern in Ostdeutschland akute Existenzangst ein. Zutreffend ist, ein großer Teil der hier gezeigten Bilder und Plastiken entstand im staatlichen Auftrag. Wohlgermerkt längst nicht alle, aber ist die Tatsache an sich verwerflich, daß ein Staat Mäzenatenfunktion ausübt? Nun handelt es sich, so der beliebte Einwand, um einen totalitären Staat. Entsteht damit totalitäre Kunst? Dieses Wortspiel führt ins Absurde, ist doch totalitäre Kunst ein Oxymoron, eine *contradictio in adjectu*, da doch das Essentielle eines jeden Kunstwerkes, so es den Namen denn wirklich verdient, in seiner Freiheit liegt. Nein, totalitäre Kunst kann es per definitionem nicht geben. Also ist Staatskunst gar keine Kunst?! Das eben ist der atemberaubende Hintergrund jenes Schlagetot-Wortes von der Staatskunst, die eben nur „statt Kunst“ gebraucht wird, aber vielmehr Nicht-Kunst, Unkunst, darstellt. Verhielte es sich wirklich so mit der Bildnerie der untergegangenen DDR, wäre es nicht Hybris, sondern barer Abwitz, eine Aus-Stellung dieser Werke zu veranstalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Tatsache allein, daß wir in Wittenberg meinen, die Bilder

zeigen und Sie in Bretten sie sich ansehen zu sollen, verrät schon, daß dahinter mehr steckt und stecken muß.

Zuerst läßt sich darauf verweisen, daß nun längst nicht alle Bilder und Plastiken dieser Ausstellung in staatlichem Auftrag entstanden sind. Mehr als nur einmal haben die Künstler(innen) aus eigenem Antrieb und auf eigenes Risiko zum Pinsel oder Grabstichel gegriffen. Weiterhin zeigen wir Beispiele, an denen der staatliche Auftraggeber wahrhaftig keine Freude hatte. Sein Geld wurde angenommen, seine Zielvorstellungen keineswegs. So blieben Plakatentwürfe ungedruckt und Bilder unausgestellt. Doch selbst da, wo keine aktiven Zensurmaßnahmen ergriffen wurden, kann man noch nicht behaupten, daß es sich um Ausmalhefte zu Parteitagsbeschlüssen handelt. Nein, die Sache liegt komplizierter. Nur auf den ersten Blick erscheint es häretisch, wenn man die Zensur eine Kunstbeförderin nennt. In Wirklichkeit bedeutet Zensur doch, daß ein Staat und die von ihm zur Beute genommene Gesellschaft davon überzeugt sind, daß Kunst Relevanz besitzt. Sie bedeutet etwas und sie kann etwas bewirken. Wäre dem nicht so, warum dann der zensurielle Aufwand. Das Gegenteil von Zensur ist nicht Freiheit, sondern Gleichgültigkeit; wo alles erlaubt ist, ist alles belanglos. Der Satz mag überspitzt klingen, erklärt aber den Kunstbegriff eines totalitären Staates. Wie — und das ist das Experiment, das wir heute wagen, bewähren sich Kunstwerke, die aus der Diktatur kommen und unter deren Voraussetzungen dechiffrierbar sind, im Bereich der pluralen und permissiven Gesellschaft? Es

ist an ihnen, den Rezipienten, darauf eine Antwort zu finden.

Mir kommt es mehr darauf an, einige historische Hinweise zu geben, die es ermöglichen, den ursprünglichen Sitz im Leben jener Bilder und Plastiken wenigstens im Umriß zu erahnen. Nicht von ungefähr ist ja der Konnex der Werke in einer, zugegebenermaßen keineswegs homogenen Ausstellung ein Produkt der Nachwendezeit. Bei ihrer Entstehung waren diese Werke darauf ausgerichtet, jeweils für sich allein zu bestehen, die Individualität des je einzelnen Künstlers mehr oder wenig radikal zur Sprache zu bringen. Schon dies mußte in einer Gesellschaft, deren höchster Gott das Kollektiv bilden sollte, Sprengkraft entwickeln. Hinzu kam ihre Ausrichtung auf die Geschichte. Schon einmal gab es in der deutschen Historie den Versuch, Geschichte als Legitimation und Heroisierung der Gegenwart zu funktionalisieren. Ich meine die Epoche der Reichsgründung nach 1870/71. Als Relikte dieser Zeit besitzen wir eine Fülle ebenso großformatiger wie künstlerisch kleinkariierter Historienbilder. Deren bevorzugtes Thema war u. a. auch Martin Luther. Eine ähnliche Entwicklung läßt sich aus dem epochalen Abstand der Gegenwart nun auch für die Agonie der DDR ausmachen, die 1983 längst begonnen hatte. Geschichte, so das Selbstverständnis der „roten Preussen“, erfüllt eine Vorläuferfunktion auf die gloriöse Gegenwart und kulminiert in ihr. Sie kommt notwendigerweise zum Stillstand, denn danach kann es nichts Überbietendes mehr geben, es sei denn das Chaos und die Vernichtung. In Parenthese — dies scheint mir auch der ideologische Hintergrund für den „Friedenskampf“ der sogenannten sozialistischen Länder zu sein, die gesellschaftliche Veränderungen nicht anders denn auf einer apokalyptischen Folie der Zerstörung zu verstehen vermochten. Luther und seine Zeit galten der sozialistischen Hermeneutik folgerichtig als Beispiel, „wie herrlich weit wir es gebracht haben“. Das Interessante an der

Angelegenheit, das eigentlich Aufregende nun ist, daß sich die Künstler diesem innerweltlichen Trumphalismus der Ex-DDR weitgehend verweigerten. Im Format wie im Anspruch sind keine Parallelen zu jenen ominösen Historienbildern des ausgehenden 19. Jahrhunderts auszumachen, sieht man einmal von Tübkes Panorama auf dem Frankenhausener Schlachtberg ab. Im Gegenteil, viele der ausgestellten Arbeiten zeigen einen Grundton ironischer Nüchternheit, der mit dem pathetischen Feiergestus des Staates nun ganz und gar nicht zusammenpassen will. Vergangenheit wird weder progressiv abgewertet oder nostalgisch verklärt, sondern als Vergangenheit der Gegenwart entgegengestellt, die somit ihre eigene Zeitlichkeit als jeweilige Vorvergangenheit und Nichtmehr-zukunft den Spiegel vorgehalten bekommt. Das Dogma von der Unbeweglichkeit der Zeit wird mit dem Rekurs auf die Vergangenheit zwar nicht gebrochen, aber umgangen. Und damit leise genug, aber unüberhörbar die Notwendigkeit von Reform, die „Erwartung besserer Zeiten“ eingeklagt. So leise diese Töne waren, die Machthaber haben sie vernommen und bisweilen hektisch reagiert. Wer auf eine Spielkarte mit Luther- und Marxkopf schreibt „Das End ist nit gewiß“, rüttelte 1983 an den Grundfesten der Ideologie, auf denen der untergegangene Staat beruhte. Denn für die Ideologie war per definitionem das Ende gewiß. Die subtile Subversivität eines Kunstwerkes läßt Veränderungen nicht in konkreten Zeiträumen voraussagen. In der gewesenen DDR dauerte es bis 1989, bis die kleinen Risse im Fundament zu klaffenden Abgründen wurden.

Die Frage, deren Beantwortung jedoch der Zukunft harret, ist, ob und wie dieselben Kunstwerke heute einen neuen Kommunikationsprozeß unter gänzlich veränderten Umständen entfalten. Daß sie es tun, erhellt bereits aus der Tatsache, daß diese Ausstellung bereits an sechs Orten in Westdeutsch-

land zu sehen war und eine gehörige Resonanz erzeugte. Bei weitem nicht nur Zustimmung, was anderes wäre zu erwarten, wenn es sich denn um Kunstwerke im eigentlichen Sinne des Wortes handelt. Die erfahrene Ablehnung vielmehr ist es, die bezeugt, daß die Konfrontation unserer Zeit mit der

Geschichte der Reformationsepoche fruchtbar ist, daß die Reformation, hier und jetzt zur Sprache des Bildes gebracht, manch einem mißtönend in den Ohren gellt, während andere offenen Auges erfahren, daß, was hier gezeigt wird, seinen Sinn und seine Notwendigkeit über den Tag hinaus behält.

NON MORIAR
SED VIVAM
ET NARRABO
OPERA DOMINI



Ich werde nicht sterben / sondern leben
und die Werke des Herrn verkündigen

Psaln 116 Vers 17

*schrieb Martin Luther 1530 auf der Veste Coburg an die Wand seines Zimmers
Veste Coburg*

Foto: H. Hauß

Cranachs Spuren in den Werken der Lutherehrung von 1983

Jutta Strehle (Lutherhalle Wittenberg)

In Ergänzung des eben Gehörten möchte ich Sie auf einige kunsthistorische Besonderheiten, vor allem auf die Spuren Lukas Cranachs in den hier präsentierten Werken aufmerksam machen.

Ich glaube die meisten Menschen haben, denken sie an Martin Luther, nicht eine Lutherbibel vor Augen, sondern ganz zwangsläufig ein Cranach'sches Lutherporträt.

Dabei ist interessant, daß nicht, wie bei den meisten historischen Persönlichkeiten üblich, nur ein authentisches Porträt, ein Bildnistyp, existiert.

Bei Luther ist auch das anders! Die Cranach's haben aus ganz verschiedenen Anlässen im Laufe von Luthers Leben mindestens sechs Porträtarten von ihm geschaffen.

Diese Bildnisse sind in ihrer Anlage und Ausführung derart verschieden, daß in der Fachliteratur zwischen folgenden „Luthertypen“ unterschieden wird.

Luther als Mönch, als Doktor, Luther als Junker Jörg, als Ehemann, Luther als Professor und Luther im Alter.

Vier der erwähnten Bildnisse stammen unbestritten von der Hand Lukas Cranachs d. Ä. Die anderen beiden von Lukas Cranach d. J. bzw. aus dem unmittelbaren künstlerischen Umkreis.

Schon das erste Lutherporträt, der 1520 von Lukas Cranach d. Ä. geschaffene Kupferstich „Luther als Mönch“, ist hinsichtlich seiner Entstehungsgeschichte, seiner künstlerischen Qualität und seiner späteren Verwendung außerordentlich bemerkenswert.

Er entstand aufgrund einer Anregung Albrecht Dürers, der sich 1520 bei Georg Spala-

tin, dem Geheimsekretär der sächsischen Kurfürsten, für die Zusendung einiger Lutherschriften bedankte und unter anderem schrieb:

„Und hilf mir Gott das ich zu Doktor Martinus Luther kum, so will ich ihn mit Fleiß kunterfetten und in Kupfer stechen zu einem langen Gedächtnis des christlichen Mannes . . .“. (Dürers schriftlicher Nachlaß, Hrsg. von H. Rupprich, Bd. 1, Berlin 1956, S. 86 f) Spalatin hat so vermutlich erkannt, daß es an der Zeit war, ein öffentlichkeitswirksames Bildnis des „Thesenverfassers“ anfertigen zu lassen, und nichts lag näher, als den kurfürstlichen Hofmaler Lukas Cranach d. Ä. damit zu beauftragen.

Cranach legte in dieses Porträt all sein Können und die Hochachtung für seinen Freund Martin.

Johannes Ficker, der bekannte Lutherforscher und Lutherbildikonograf, bezeichnete dieses wohl beeindruckendste Porträt des Reformators als „ein Meisterstück äußerer und innerlicher Charakterisierung.“ (Ficker, Johannes: Älteste Bildnisse Luthers. Sonderdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen. — Magdeburg, 1920)

Zu seinen Lebzeiten wurde es jedoch weder gedruckt noch ansonsten veröffentlicht. Es fiel der Zensur des kurfürstlichen Hofes zum Opfer.

Dieter Koepplin, der dieses aufsehenerregende Forschungsergebnis 1974 publizierte, vermutete, daß aufgrund der politischen Verhältnisse Spalatin die Verbreitung des Blattes geradezu verhindert hat.

„Ein brauchbares dem wittenbergischen Hof dienliches Bildnis Luthers durfte offenbar nicht den Anschein erwecken, als suche mit der Reformation ein wacher Geist seinen Kopf durchzusetzen, sondern mußte umgekehrt den Reformator in seiner konventionellen Rolle zeigen, damit seine Ideen auf dem bevorstehenden Reichstag für alle einsichtig und verhandelbar waren.“ (Koeplin, Dieter; Falk, Tilmann: Lukas Cranach. Gemälde. Zeichnungen. Druckgrafik. Ausstellung im Kunstmuseum Basel, 15. Juni bis 8. September 1974. — 2. Aufl. — Basel; Stuttgart, 1974. — Bd 1., S. 91f)

Cranach mußte einen zweiten Kupferstich schaffen. Er erweiterte die Büste zu einer Halbfigur vor einer Nische und fügte ein Buch und die linke Hand Luthers hinzu. Dieses viel sanftere und friedlichere Abbild des „frommen Mannes“ wurde veröffentlicht. So konnte es zur Vorlage für zahlreiche Holzschnitte werden, die immer wieder zur Illustration der unzähligen lutherischen Schriften benutzt wurden.

Einige Werke, die im Zusammenhang mit dem Jubiläum von 1983 entstanden, knüpfen an Cranachs „Luther als Mönch“ an.

Ich möchte mich im Folgenden nur auf Werke beziehen, die Sie auch in der Ausstellung sehen können.

Die hallesche Künstlerin Susanne Damm-Ruczynski schuf 1982, im Auftrag des ehemaligen Rates des Bezirkes Halle, einen sieben teiligen Zyklus von Farbradierungen, in dem sie sich sehr intensiv mit Luther und seiner Zeit auseinandersetzte. Sie verwendete dabei eine Vielzahl von Bildzitaten aus der Reformationskunst. Auf den Blättern, die konkret auf Luther Bezug nehmen, orientierte sie sich an Cranachs Vorbild, ohne es jedoch vordergründig zu kopieren. Durch diese Verallgemeinerung unterstrich die Künstlerin den sinnbildlichen Gehalt ihrer Grafiken.

Dietmar Petzold bezog sich auf einer, in ihrer filigranen Exaktheit an Grafiken der Luther-

zeit erinnernden Radierung eindeutig auf den Cranach'schen Mönch.

Das Blatt schuf er im Auftrag des damaligen Rates des Bezirkes und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Es ist Bestandteil einer Grafikmappe mit dem Titel „Martin Luther und unsere Zeit“, für die 14 Hallenser Künstler Arbeiten beisteuerten.

Auf der mit wunderlichen „Boschfiguren“ angefüllten Grafik steht der von seinen eigenen Schriften gefangene, seltsam passive Luther betend am Rande des Geschehens, und scheint das Treiben um sich herum kaum wahrzunehmen.

Künstlerisch weniger konventionell ging der Chemnitzer Steffen Volmer mit dem Cranach'schen Vorbild um. In seinem 1983 nicht zum Druck freigegebenen Plakatentwurf ließ er einen kraftvollen dynamischen Mönch mit großem Schwung ein Tintenfaß auf einen darunter fast zusammenbrechenden Papst schleudern.

Wiederum ganz anders verarbeitete der in Rostock lebende Armin Münch in seiner, im eigenen Auftrag entstandenen, zwölfteiligen, Folge von Zeichnungen die Thematik.

Er skizzierte die verschiedenen Luthertypen so frei, daß von einer Porträhaftigkeit nicht mehr die Rede sein kann. Mit diesen großzügig angelegten, als bildliche Ergänzung eines Vortrages gedachten Grafiken, strebte er eher eine plakative Wirkung an.

Der dritte von Lukas Cranach d. Ä. entstandene Porträtstich des Reformators „Luther mit Doktorhut“ beeindruckt vor allem durch seine kraftvolle Profilansicht und das relativ große Format. Auch von diesem Kupferstich gibt es zwei Varianten. Das erste Bildnis zeigt das markante Antlitz des Reformators vor hellem Hintergrund. Auf dem zweiten steht es im Kontrast zu einem dunkel schraffierten Fond. Interessant ist, daß Hieronymus Hopper dieses Blatt bereits 1523 spiegelverkehrt kopierte und Luthers Kopf, wie nur bei Heiligen üblich, mit einem Strahlenkranz umgab. Einige Künstler benutzten auch diesen

Luthertypus in ihren grafischen Arbeiten zum Lutherjubiläum 1983.

Joachim John zum Beispiel schuf im Eigenauftrag über zwanzig Blätter zum Thema Luther und seine Zeit. Die überaus anregenden Zeichnungen fallen besonders durch eine sinnbildliche Verallgemeinerung der Problematik auf. Auf dem Blatt „Du sollst nicht töten“ muß der Doktor Luther, die Bibel in den Händen, machtlos die brutale Ermordung eines Menschen hinnehmen.

Für die bereits erwähnte Hallenser Luther-

mappe schuf Frank Schult ein Blatt, das an Cranach's Kupferstich von 1521 anknüpft. In dem die konträren Kräfte der Reformationszeit symbolisierenden Figurenkonglomerat kann man bei genauen Hinsehen, den Doktorhut Luthers und die davon ausgehenden Strahlen erkennen.

Nicht so leicht kann selbst der aufmerksame Betrachter ein Lutherzitat auf dieser Radierung entdecken:

„Aufrichtigkeit da gehört ein großer starker Glaube dazu, daß einer also frei sei in den



1) Peter Erich Wellhöfer, Für Martin Luther 1525, Aquatinta, Radierung, Kaltnadel, 1983.

Aufnahme: Wilfried Kirsch, Lutherstadt Wittenberg

Reden, daß er nicht fürchtet der Madensack und der Brotkorb müsse schaden leiden.“

Der Künstler hat diesen Lutherspruch auf dem Kopf stehend am unteren Rand der Grafik angebracht. Versehen oder Vorsichtsmaßnahme? 1983 ein Ausloten des Freiraumes in der damaligen DDR.

Für das Hallenser Mappenwerk erarbeitete der aus Griechenland stammende, Fotis Zapraxis, eine feinsinnige, künstlerisch überaus sensible Aquatintaradierung. Auf diesem Blatt begegnet uns der berühmte Kupferstich Cranach's Luther mit Doktorhut gleich dreimal. Die differenzierte grafische Gestaltung des Bildnisses erscheint wie eine Symbolisierung von Luthers Lebensweg und des Weiterwirkens seiner reformatorischen Ideen.

Kaum weniger oft verwendeten die Künstler das älteste gemalte Lutherporträt als Vorlage für ihre Arbeiten.

Cranach d. Ä. schuf dieses einmalige Konterfei des Reformators in Rittertracht ebenfalls 1521. Luther war überraschend von der Wartburg nach Wittenberg gekommen, und der Malerfreund nutzte die Gelegenheit, den Reformator in seinem ungewöhnlichen Aufzug bildlich festzuhalten.

Von der Vorzeichnung zum Gemälde ausgehend, schuf Cranach noch einen für die breite Öffentlichkeit bestimmten kraftvollen Holzschnitt des „Junker Jörg“. Auch dieser Luthertypus fand sofort Nachahmung, zum Beispiel durch Hans Sebald Beham.

Der Leipziger Künstler Matthias Klemm verwendete das Gemälde 1983 als Vorlage für einen originellen, leider nicht gedruckten Plakatentwurf zur Lutherehrung. Die Collage verbildlicht ein Grundanliegen des 83er Jubiläums: den Staub von den alten „Lutherbildern“ zu wischen um den Reformator selbst wieder zu begegnen.

Auch Todor Naidenow, ein in Eisenach lebender bulgarischer Künstler, erinnerte mit seinem zarten Aquarell an das Gemälde Cranach d. Ä. Wie hinter Butzenscheiben erscheint hier das Antlitz Luthers während sei-

nes unfreiwilligen Aufenthaltes auf der Wartburg 1521/22.

Rolf Müller aus Halle benutzte für seine, für die Künstlermappe bestimmte, Farblithografie den genannten Cranach'schen Holzschnitt als Vorbild. In der Zusammenstellung mit weiteren Bildzitatens aus der Reformationkunst, sowie hebräischen und griechischen Schriftzeilen verwies der Künstler auf Luthers Bibelübersetzung.

Der letzte eindeutig auf Cranach d. Ä. zurückgehende Lutherbildtyp fand ebenfalls auf mehreren Grafiken, auf zwei Gemälden und einem Relief seine Widerspiegelung.

Cranach schuf anlässlich von Luthers Eheschließung am 13. 6. 1525 ein kleines Bildnispaar von Luther und Katharina. Der Reformator, barhäuptig und in bürgerlicher Kleidung, wirkt auf dem nur etwa 11 cm großen Tondi noch relativ jugendlich. In den folgenden Jahren entstanden vor allem in der Cranach'schen Werkstatt noch mehrere Gemälde mit diesem sogenannten „Hochzeitsbildtyp“, aber meist etwas größer und in rechteckigem Format.

Auf seiner Grafik „Für Martin Luther 1525“ verarbeitete Peter Erich Wellhöfer dieses Lutherkonterfei.

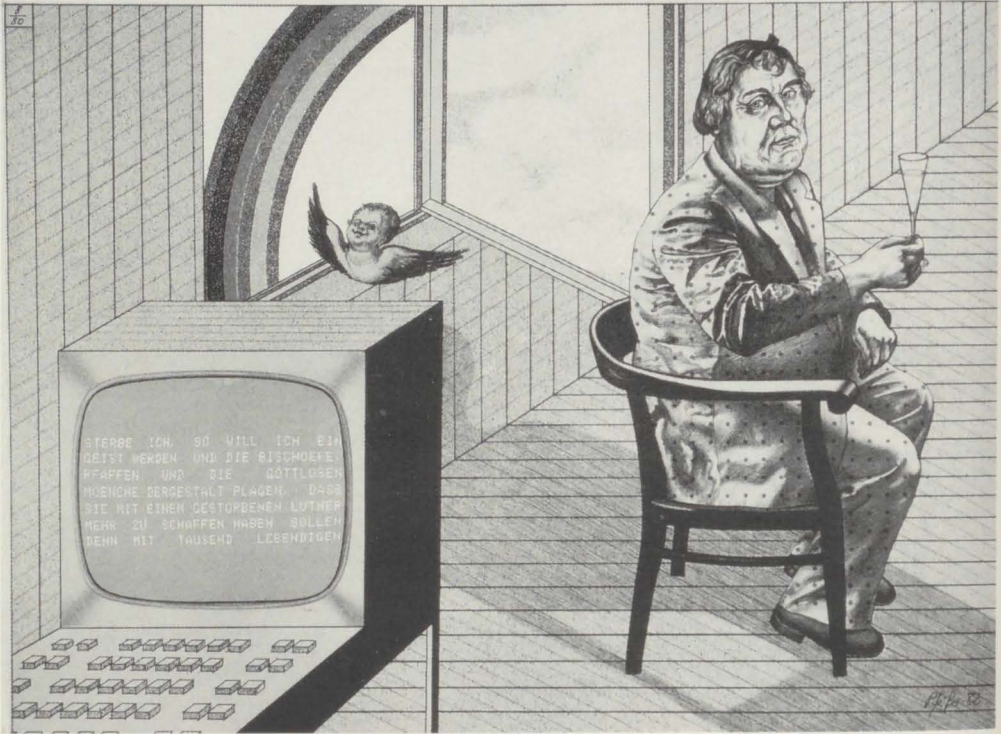
Vor einem aus seelenlosen schwarzen Augen blickenden Luther und im Angesicht der lächelnden Gerechtigkeit geschehen eine Reihe von Gewalttaten. Schwache und Unterlegene, Störende und Unbequeme werden einfach in bodenlose Öffnungen abgekippt. Sicher sollte damit auch auf die zwiespältige Rolle des Reformators im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg hingewiesen werden. (Abb. 1) Uwe Pfeifer lehnte sich in seinem umstrittenen „Tischgespräch mit Luther“ eindeutig an das Vorbild Cranach's aus dem Jahre 1525 an. Die Bleistiftvorzeichnung erwähnt diesen Fakt in der Überschrift.

Die einzig plastische Arbeit, die den Hochzeitsbildtypus aufgreift, schuf Heidi Wagner-Kerkhof. Der Kopf Luthers drängt energisch über das Format des Bronzereliefs heraus. Die



2) Joachim John, *Von einer Kirche in die andere, Zeichnung, 1983.*

Aufnahme: Wilfried Kirsch, Lutherstadt Wittenberg



3) Uwe Pfeiffer. Luthers Geburtstag, Farboffsetzinkgraphie, 1982

einzelnen Formen wurden von der Künstlerin weich und ineinanderfließend gearbeitet. Eine Vielzahl der nachfolgenden Lutherbilder Cranachs leiteten sich von diesem Hochzeitsbildtyp ab. Seit 1525 kam es aufgrund der steigenden Nachfrage zu einer „massenweisen Produktion“ von Lutherporträts. Mit Hilfe von Pausen fertigte die Cranach-Werkstatt zum Beispiel Pendantbildnisse von Luther und seiner Frau Katharina und später vom Reformator und Philipp Melanchthon an.

Durch Hinzufügen von Barett, Händen und Buch wurde dieser „Luthertyp“ mehrmals abgewandelt. Inwieweit diesem sich herausbildenden „Reformatoren — bzw. Professorentypus“ ein originales Bildnis Luthers von der Hand Lukas Cranachs d. Ä. zugrunde liegt, ist umstritten. Ab 1532/33 setzte sich diese

Bildnisform mehr und mehr durch. 1983 orientierten sich auch einige Künstler an dem soeben beschriebenen Konterfei des Reformators.

Hannes H. Wagner benutzte diesen Luther in Gelehrtenschaube und Barett auf seiner für die Hallenser Mappe bestimmten Lithografie „Fischmahl mit Luther“. Diese Runde von Zeitgenossen scheint nicht einmal den über Mikrofon sprechenden Luther zu hören. Alle sind nur mir sich selbst beschäftigt. Sollte diese Tischrunde als Abbild der Gesellschaft verstanden werden? Oder wollte der Künstler darauf verweisen, daß für viele Menschen in der damaligen DDR Luther kaum noch von Bedeutung war?

Der Potsdamer Maler und Grafiker Wolfram Baumgardt verwendete ein Lutherporträt von 1533 als Vorbild für sein mit Synonymen

unserer Zeit ausgestattetes Luther-Gemälde. Die vierteilige Multivisionswand soll vielleicht den an audiovisuelle Medien gewöhnten Zeitgenossen den Zugang zu Luther erleichtern, soll dazu Auffordern, Luther zu unseren heutigen Problemen „zu befragen“. Am meisten verarbeiteten die Künstler 1983 den Bildnistyp des alten Luther. Es entstanden Grafiken, Gemälde und eine Plastik. Diesem Luthertypus liegen mehrere Gemäldevarianten von Lukas Cranach d. J. und der Werkstatt zu grunde. Luther wurde als dickliche, weißhaarige Autorität dargestellt. Auch grafische Porträts Luthers in dieser Art sind häufig und wurden schon im 16. Jahrhundert in großer Anzahl kopiert. Letztlich wurde gerade dieser Luther zum Symboltyp des Lutherbildes bis in unsere Zeit.

Der bereits erwähnte Joachim John bediente sich seiner gleich in mehreren Arbeiten, z. B. in den beiden Zeichnungen „Luther und Papst“ und „Von einer Kirche in die andere“. (Abb. 2) In der Radierung „Luther nennt die Bauern Hunde“ brachte er, von einem lutherischen Spruch ausgehend, ungemein drastisch die Einstellung des Reformators zu den aufständigen Bauern zum Ausdruck.

Uwe Pfeifer regte mit seinem „Luthers Geburtstag“ nicht nur zum Nachdenken, sondern auch zum Schmunzeln an. Er setzt den mit Schlips und Kragen feingemachten alten Luther in einen bequemen Lehnstuhl und läßt den wehmütig dreinschauenden Reformator ein Glas Sekt auf sein Jubiläum erheben. Keiner ist da, der in diesem betont sachlichen kalten Raum wenigstens mit ihm anstößt. Nur das kleine teuflische Engelchen scheint Vergnügen an dieser traurigen Szene zu haben. Vielleicht freut es sich auch über die Aktualität des trotzig Lutherspruches auf dem Computer:

„Sterbe ich, so will ich ein Geist werden und die Bischöfe, Pfaffen und gottlosen Mönche dergestalt plagen, daß sie mit einem gestorbenen Luther mehr zu schaffen haben sollen, denn mit tausend Lebendigen.“ (Abb. 3)

Und mit dem gestorbenen Luther hatten sich 1983 in der damaligen DDR wahrlich eine Menge Gottlose zu plagen.

Auch das schon erwähnte Blatt „Joker 83“ von Rolf Müller zeigt einen greisen Luther. Zusammen mit dem alten Marx fungiert der Reformator als Triumphkarte im „Spiel der Geschichte — das End ist nicht gewiß“. Betont hintergründig verwies der Künstler damit auf die Tatsache, daß das Jahr 1983 in der ehemaligen DDR nicht nur als Luther-, sondern schnell auch noch als Marx-Jahr deklariert worden war.

In dem von Heinz Zander für die Lutherhalle Wittenberg geschaffenen Porträt findet der auf Lukas Cranach d. J. zurückgehende Typ ebenfalls seine Widerspiegelung. Doch nicht den selbstbewußten Kirchenerneuerer stellt Zander dar, sondern einen immer noch zweifelnden, grüblerischen und von Leben gezeich-



4) Wieland Förcke, *Martin Luther, Bronze-guß, patiniert*, 1982

Aufnahme: Hans Pölkow, Berlin



ANSTELLE ABLASS, ABSOLUTION, BANNSTRAHL
ENDLOSEN KIRCHENSTRAFEN, ZÖLIBAT:
MENSCHLICHKEIT, INDIVIDUALISMUS
MITLEID MIT DEN ARMEN, VERDÄMMUNG DER PRUNKSUCHT,
VERNÜNFTIGES SEXUALLEBEN (AUCH FÜR DIE PRIESTER) USW.

5) Heidi Vogel, *anstelle von Ablass, Absolution, Bannstrahl*, Lithographie, 1983

Aufnahme: Wilfried Kirsch, Lutherstadt Wittenberg

neten Mann. Das verbürgerlichte behäbige Äußere verdeutlicht die Resignation des alten Luther. Das Papier und die Feder in seinen Händen unterstreichen sein bis zum Ende unermüdliches Tätigsein.

Nur erwähnt sei die Benutzung dieses Luther-types auf dem Panoramagemälde in Frankenhäusern. Dort steht der alte Luther zwischen Dürer und Lukas Cranach d. Ä. am Brunnen des Lebens.

Jener Typ des alternden Reformators begegnet uns auch in der Plastik. Wieland Förster gestaltete eine überaus beeindruckende Lutherbüste. Auch diese Plastik vermittelt nicht das Bild unverrückbarer innerer Festigkeit. Die impressionistisch aufgelockerte Oberfläche suggeriert Widersprüchlichkeit und innere Bewegung, aber auch Verletzlichkeit und Unsicherheit. Der eingezogenen Büstensockel könnte auf die Gefährdung von Luthers reformatorischen Werk hindeuten. (Abb. 4)

Dieses Werk verdeutlicht aber auch, wie wenig die meisten Betrachter eine grobe Abweichung von den Cranach'schen Vorbildern als Bild des Reformators zu akzeptieren bereit sind.

Sie werden sich vielleicht jetzt fragen, was bei so viel Cranach-Rezeption überhaupt Neues in diesen Werken steckt.

Das Bedeutsamste ist wohl, daß man von einem einheitlichen „Lutherbild“, wie es bis in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts existierte, nicht mehr sprechen kann.

Rein formal gesehen, war die Herausgabe von Grafikmappen an denen sich mehrere Künstler beteiligten ein Novum. Inhaltlich und künstlerisch zählen diese Mappen meiner Ansicht nach zum Besten, was die bildkünstlerische Lutherinterpretation in der ehemaligen DDR gebracht hat.

Auch die Wiederaufnahme der Tradition der grafischen Folge ist positiv zu bewerten. Der letzte beachtenswerte Zyklus zu Luthers Leben wurde 1921 von Lovis Corinth geschaffen.

Weitaus bedeutsamer sind aber die veränderten inhaltlichen Aspekte dieser Werke.

Neu ist vor allem, daß 1983 in der ehemaligen DDR kaum noch reine Lutherporträts entstanden.

Diese Tendenz konsequent fortgesetzt, führte zu Werken auf denen Luther überhaupt nicht mehr porträthaft auftaucht und trotzdem werden diese Blätter als Arbeiten zu Luther akzeptiert, so z. B. der Grafikzyklus der jungen Berliner Künstlerin Heidi Vogel. (Abb. 5) Als ein gewisser Endpunkt in dieser Entwicklung erscheinen mir die sinnbildlichen bzw. völlig abstrakten Grafiken von Michael Morgner, Gregor Torsten Kozik und Thomas Merkel, die für eine Mappe im Auftrag des damaligen Bezirkskunstzentrums Karl-Marx-Stadt erarbeitet wurden.

Sie und die meisten Künstler haben die Themenstellung „Luther“ viel umfassender begriffen, haben versucht ein Bild von der widerspruchsvollen und vielschichtigen Reformationzeit zu vermitteln.

Auch die Auseinandersetzung mit der Problematik „Luther und der Bauernkrieg“ war neu. Die z. T. beauftragten Künstler nahmen oft Luthertexte zum Ausgangspunkt ihrer Werke bzw. bezogen Lutherzitate in ihre Arbeiten mit ein. Die verblüffende Aktualität und Brisanz vieler Gedanken Luthers wurde so zum Zeichen für Reformation, für die vergangene und auch für die noch anstehende. Für viele Künstler wurde die Frage nach Luthers Relevanz in den nachfolgenden Jahrhunderten, nach seiner Bedeutung in unserer Zeit und für jeden einzelnen zum Ausgangspunkt ihrer Arbeiten.

Solch ein verallgemeinertes Herangehen an die Problematik gab es vor 1983 nicht.

Besonders beachtenswert erscheinen heute natürlich die Werke in denen Künstler versuchten, auf die Probleme in der ehemaligen DDR hinzuweisen. Die meisten dieser Arbeiten haben ihre Brisanz bis heute, 10 Jahre später und unter völlig anderen Gegebenheiten, nicht verloren.

Die Mehrzahl der Künstler kamen der Forderung von Max Steinmetz, einem namhaften Historiker nach, der 1980 folgendes formuliert hatte:

„Mein Wunsch ist es, die Widersprüchlichkeiten, Zwispältigkeiten, Spannungen im Leben und im Werk Luthers stärker deutlich zu machen, nichts zu glätten, nichts zu beschönigen. . . Lassen wir ihn bleiben was er immer war: ein Stein des Anstoßes. Wir ehren ihn kaum richtig, wenn wir ihn lobend hinneh-

men, um ihn bald wieder zu vergessen.“
(Steinmetz, Max: Betrachtungen zur Entwicklung des marxistischcn Lutherbildes in der DDR. in: Mühlhäuser Beiträge zu Geschichte und Kulturgeschichte, — Mühlhausen (1982) 5. — S. 7)

Das der Reformator auch nach 510 Jahren nicht in Vergessenheit geraten ist, beweist u. a. ihre Anwesenheit, ihr Interesse.
Vielen Dank!

Heinrich Schreiber (1793—1872)

Zum 200. Geburtstag des Freiburger Stadthistorikers

Adolf Schmid, Freiburg

Wer die Stadt Freiburg mit aufmerksamen Blicke durchschreitet, der fragt sich wohl: — Wer war der Berthold, der Albert, der Ludwig, der Friedrich, nach denen diese Straßen heißen? Warum hier Fahnenberg-, dort Rotteckplatz, dort Werder- und Zasius-Straße? Warum Salz-, Grünwälder- und Schusterstraße? Warum Herdern und Wiehre? Warum endlich Freiburg selbst? — Der Erste, der es unternahm, auf alle diese Fragen gründlich und erschöpfend Antwort zu geben, war Heinrich Schreiber, darum nicht der geringste Wohltäter der Stadt. Friedrich Pfaff, Freiburger Universitätsbibliothekar, hat zum 100. Geburtstag des Freiburger Stadthistorikers am 14. Juli 1893 nach der feierlichen Enthüllung des Schreiberdenkmals („fecit Adolf Knittel“¹⁾) abends im Kaufhaussaal Leben und Werk dieses ungewöhnlichen Gelehrten im „Schau-ins-Land“ — Geschichtsverein gewürdigt und dabei u. a. auch festgestellt: „Ein guter Bürger kann dem Gemeinwesen, dem er durch Geburt oder Wahl oder Beruf angehört, gar mancherlei Wohltaten erweisen.“ Aber Fr. Pfaff präziserte noch: „So ehrt auch ein Gemeinwesen sich selbst, wenn es das Andenken seiner Wohltäter ehrt. . . Denkmäler und Straßennamen zeugen von der Dankbarkeit Freiburgs gegen seine Wohltäter. Durch beides hat nun auch die Stadt einen Mann geehrt, der sicherlich unter ihre hervorragendsten Wohltäter gehört und dessen Andenken wir am 14. Juli feiern“. — Der ganze Text der Laudatio von Dr. Fridrich Pfaff wurde in der Vereinszeitschrift³ publiziert — zusammen mit einer

stilvollen Geburtstagsvignette von H. Merkel und einem überschwenglichen Hymnus auf die ganz seiner Heimatstadt gewidmete Lebensleistung Schreibers von Karl Gageur.

Sundgau und Oberschwaben

Heinrich Schreiber ist 1793, am 14. Juli in Freiburg im Breisgau geboren. Der Vater Joseph Schreiber, stammte aus Biederthal im



Die Büste Schreibers — enthüllt am 14. Juli 1893

elsässischen Sundgau; die Mutter Anna Veronika geborene König war in Mengen/Oberschwaben geboren. Die Eltern führten in der vorderösterreichischen Hauptstadt eine „Kostgeberei“, die sie mit Fleiß umtrieben und die auch die Schreiber-Kinder zunächst gut ernähren konnte. Heinrich besuchte die Stadtschule, ab 1803 das Gymnasium, wo damals vor allem Benediktiner unterrichteten. Schon der Schüler Schreiber konnte — (und mußte?) durch Nachhilfestunden einiges dazu verdienen („bei dem mißlicher gewordenen Nahrungszustande der Familie“, so Pfaff). 1808 begann Heinrich Schreiber sein Studium in der theologisch-philosophischen Fakultät seiner Heimatstadt, ausgestattet mit einem Stipendium des Collegium Sapientiae. Sein Eifer war groß; er galt aber auch in großem Maße den Naturwissenschaften, auch der Medizin; er begeisterte sich für die Poesie (wo er stark von Johann Georg Jacobi beeinflusst wurde); er interessierte sich insbesondere für die Geschichte (und hatte natürlich bei Carl von Rotteck ein anregendes Vorbild); philosophische Vorlesungen hörte er beim

späteren Freiburger Erzbischof Bernhard Boll. Sehr beeindruckten den jungen Schreiber die vielfältigen Erfahrungen politischer Art, wie sie sich in jenen turbulenten Jahren ergeben mußten; Schreiber litt physisch unter den ungeheuren Umwälzungen und war lange krank. 1814 trat er in das Meersburger Priesterseminar der Diözese Konstanz ein, für ein Jahr, um anschließend dann einen schlecht honorierten Lehrauftrag am Freiburger Gymnasium zu übernehmen.

Moraltheologie und Geschichtswissenschaften

Seit Februar 1819 war der Fortbestand der alten Freiburger Universität durch huldvolle Entscheidung des neuen badischen Souveräns gesichert. Noch im selben Jahr erhielt auch Heinrich Schreiber eine Anstellung angeboten — als Universitätsbibliothekar. Er nahm an, konnte rasch akademische Grade erwerben, so 1821 die Promotion zum Dr.phil., bald folgte die Habilitation als Dozent. 1826 aber nahm sein Leben eine erstaunliche Wen-



Titelvignette zum 100. Geburtstag von Hermann Merkel

de: Heinrich Schreiber wurde auf den Freiburger Lehrstuhl für Moraltheologie berufen und hielt eine viel beachtete Antrittsvorlesung über „Das Prinzip der Moral“. Die theologische Fakultät ehrte ihn mit ihrem Dokortitel, der Karlsruher Landesfürst ernannte ihn zum Geistlichen Rat. Und das Jahr 1830 brachte schließlich den Höhepunkt der akademischen Laufbahn: Schreiber wurde die Leitung der Albert-Ludwigs-Universität übertragen.

Aber schon begannen auch die Auseinandersetzungen wegen der doch „freisinnigen“ Vorstellungen und Vorlesungen des Moraltheologen — mit Äußerungen zum „Zwangszölibat“ für katholische Priester und zu den „ewigen Gelübden“, wie sie im Freiburger Ordinariat nicht geteilt wurden. Sie führten denn auch letztlich zu Schreibers „Versetzung“ aus der theologischen in die philosophische Fakultät, wo für ihn eigens ein Lehrstuhl für „historische Hilfswissenschaften“ eingerichtet wurde — ein Autodidakt war nun also Freiburger Geschichtsprofessor. Noch einmal — 1842/43 — wurde Schreiber in das Amt des Prorektors gewählt. Aber Schreiber ging inzwischen sehr bewußt seine eigene Wege und verkündete z. B. 1845 ganz öffentlich seinen Übertritt zur „deutsch-katholischen Kirche.“ Und weil er nicht — wie gefordert — widerrufen wollte, wurde er prompt exkommuniziert und absofort in seiner akademischen Karriere und in seiner Arbeit weitgehend blockiert.

„Der Freiburger Geschichtsschreiber“

Nun hatte Schreiber Zeit, viel Zeit für sein Hauptlebenswerk, die Regionalgeschichte, vor allem die Geschichte Freiburgs. „Wie er irrte“, schloß Pfaff seine Gedenkrede vor 100 Jahren, „haben auch viele Andere geirrt; aber was er geschaffen, schufen wenige. „In der Tat“. Freiburgs Stadtgeschichte hat in Schreiber ihren Pionier gefunden. 1823 war schon in erster Auflage in der Herder'schen Verlags-

handlung „Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen“ erschienen — als „Versuch, Freiburg mit seinen Umgebungen historisch, topographisch und statiostisch darzustellen“. 1838 erfolgte eine zweite Auflage, 1840 die dritte — „geeignet, den Menschen anzusprechen und den Kenner zu befriedigen.“ Schreibers Anliegen war dabei nicht zu verkennen und wirkt sympathisch: „Dabei wird es wohl dem Unterzeichneten nicht verargt werden, daß er das Gemälde seiner Vaterstadt mit Liebe behandelte. Wohl hat er selbst Manches gesehen, was herrlicher in Natur, ergiebiger in Cultur und wichtiger in Anstalten aller Art ist; aber er hielt es für seine Aufgabe nicht, mit vornehmer oder gelehrter Kälte davon jetzt Gebrauch zu machen.“ Wegweisend wurde Schreibers Dokumentation der historischen Stadturkunden: „Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau“. Die umfangreichste Darstellung der Geschichte der Stadt und der Universität legte Schreiber 1857/60 vor³.

1993: Rückblick auf ein Gelehrten-schicksal — „weitgehend unbekannt“

Daß Heinrich Schreiber — zusammen mit Carl von Rotteck und Karl Theodor Welcker — in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts wesentlich das Leben der Freiburger Hochschule geprägt hat, ist heute nicht mehr vielen bekannt. „Heinrich Schreiber ist heute weitgehend unbekannt“, konstatierte deshalb auch Hans Schadeck, der Leiter des Freiburger Stadtarchivs, der das einleitende Referat zu einer Tagung hielt, die gemeinsam von der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg und der städtischen Archivdirektion gestaltet wurde, um dieses bunte Gelehrten-schicksal wieder ins Bewußtsein und in die Diskussion zu bringen. „Die Beschäftigung mit dieser facettenreichen Gestalt. . . ist gleichermaßen ein Stück Stadt- und Regional- wie Kirchen- und Wissenschaftsgeschichte“ (so in der Einladung zur Tagung). Und es

Freiburg im Breisgau

mit

seinen Umgebungen.

Unter vielseitiger Mitwirkung

neu bearbeitet

von

Dr. Heinrich Schreiber.

Dritte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlags-Handlung.

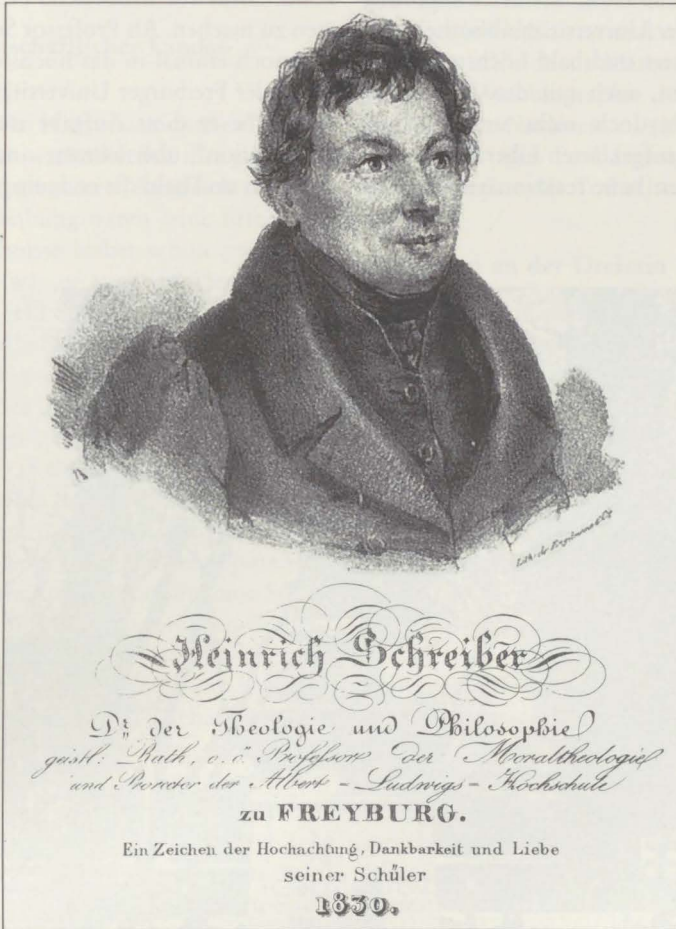
Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen, Dritte Auflage 1840

zeigte sich, daß dieses Unternehmen nötig und lohnend war.

„Vielleicht der beste Lokalhistoriker . . .“

In seiner Einführung ließ Dr. Schadeck keinen Zweifel daran, daß Heinrich Schreiber mit seiner Edition der alten städtischen Urkunden (1828/29) nicht nur für die Freiburger Stadtgeschichte das wichtigste Material

gesichert hat — die „Reliquien der heimatlichen Vorzeit“ —, sondern damit auch wegweisend für viele andere geworden ist, weil er in vorbildlicher Weise Geschichtsschreibung zu verbinden verstand mit einem sehr kritischen Umgang mit den Quellen — und dies alles als Autodidakt, der sich mit Herz und Verstand der Lokalgeschichte widmete und sie im größeren Rahmen der regionalen Situation und Entwicklung verständlich machen



Heinrich Schreiber, 1930

konnte. Auch bei dieser Tagung aus Anlaß des 200. Geburtstages wurde das Urteil von Heinrich Finke (1855—1938), des großen Mediävisten der Freiburger Universität, bestätigt, Heinrich Schreiber sei „vielleicht der beste Lokalhistoriker, den Deutschland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hatte.“ Schreiber gilt also weiterhin als Pionier für ein Geschichtsverständnis, das der Entwicklung der heimatlichen Region ein besonderes Augenmerk schenkt und ihre Ver-

mittlung als Voraussetzung zum Verständnis großer historischer Zusammenhänge betreibt und der auch andere für diese schöne Idee und für die aktive Mitarbeit gewinnen konnte — wie z. B. Ferdinand Stein⁴, den Klassenkameraden und vertrauten Freund, und viele andere.

Akademisches Amt: „Blanke Frustration“

Dieter Speck, Leiter des Freiburger Universi-

tätsarchivs, zeichnete kenntnisreich Schreibers akademische Laufbahn nach — ab dem Studienbeginn 1808/09, mit der Einstellung als Custos an der Universitätsbibliothek und dem Erwerb erster und bald höchster akademischer Würden, auch mit den Konflikten des im Grunde doch recht unpolitischen Anhängers des aufgeklärten Liberalismus mit den restaurativen bzw. reaktionären Kräften

der Zeit in Kirche und Staat und der bemerkenswerten Lösung, den Ex-Theologen zum Ordinarius für historische Hilfswissenschaften zu machen. Als Professor Schreiber 1842/43 noch einmal in das höchste akademische Amt der Freiburger Universität gewählt wurde, habe er diese Aufgabe nur in „blanker Frustration“ übernehmen und durchhalten können und bald die endgültige „Demontage



Das Denkmal in der Schreiberstraße (Adolf Knittel, 1893)

als Universitätslehrer“ bekommen, so Dieter Speck.

„Erster wissenschaftlicher Landesarchäologe“

Die „historischen Hilfswissenschaften“ gaben Schreiber sicher persönlich den ihm gemäßen und von ihm gesuchten Ausgleich. In der Geschichtsschreibung waren seine Erfahrungen und Ergebnisse bisher schon gewürdigt worden. Aber was er auch darüber hinaus, z. B. auf dem Feld der Archäologie erforscht und der Öffentlichkeit bewußt gemacht hat, wurde im Beitrag von Prof. Hans-Ulrich Nuber deutlich, der den „Liebhaber vaterländischer Altertümer“, den manche damals gerne pauschal als „Keltomanen“ verspotteten, ohne Bedenken als „ersten wissenschaftlichen Landesarchäologen Badens“ ehrte. Schreiber ging mit seinen Studenten auf „Spurensuche“, publizierte Programme für seine Schüler, um die Kenntnis der „anonymen Einheimischen“ aus frühen Zeiten zu fördern und zu verbreiten. Von den 116 insgesamt bekannten Schreiber-Publikationen beschäftigten sich — so Nuber — immerhin 19 mit archäologischen Themen! Ausgrabungsfunde waren für Heinrich Schreiber aussagekräftige Urkunden und Quellen. Besonders bekannt wurden seine Ausgrabungen in Ebringen — „das erste systematisch untersuchte Gräberfeld in Südbaden“.

„Wir wissen es nicht“

Karl-Heinz Braun referierte zu einem Thema, bei dem sich Schreiber seinerzeit besonders exponierte und ganz und gar kompromißlos zeigte, zu seiner Polemik gegen den Zölibat, den er als „unchristliches Institut“, als widerrechtlich und widernatürlich ansah und angriff. Warum Schreiber selbst Theologie studierte, ins Priesterseminar ging: „Wir wissen es nicht“ (Braun). 1845 wechselte er demonstrativ und offiziell zum „Deutschkatholis-

mus“ (Ronge) über, zu einer bewußt rationalistisch-nationalkirchlichen Bewegung; dies bedeutete natürlich den Bruch mit dem erzbischöflichen Ordinariat und mit Rom — und Schreiber sah sich als Märtyrer, suchte auch in seiner Autobiographie hierfür das Verständnis der Nachwelt zu sichern. Die Ehe, die er mit der Freiburgerin Anna Fuchs schloß, trennte der Tod schon 1853.

Eigenheim an der Dreisam

„Schreiber hatte sich nicht verbittern lassen. Als man ihm seinen Frieden fernerhin nicht störte, lebte er still zuerst in einem bei Herdern gelegenen Hause und dann im eigenen Heim an der Dreisam, in der nun nach ihm benannten Schreiberstraße“ (Pfaff, 1893). Dort erlebte er auch noch ein zweites Eheglück von kurzer Dauer. Und in seinem Haus an der Dreisam starb er auch am 29. November 1872, nach einer schweren Lungenentzündung.

Fazit dieser Freiburger Tagung aus Anlaß des 200. Geburtstages: Als Theologe war Heinrich Schreiber „Fachmann“ und erlebte als „Kind seiner Zeit“ Höhen und Tiefen, vor allem aber letztlich unüberbrückbare Widersprüche. Als Historiker, der er in großer Selbständigkeit (aber sicher angeregt und begeistert von Rotteck!) als Autodidakt geworden ist, wurde Heinrich Schreiber ein Vordenker, ein Schrittmacher, ein Vorbild im besten Sinne. Schreiber wollte — so schrieb er selbst im Vorwort zur dritten Auflage seines Freiburg-Buches von 1840 — „nur die Entwicklung und den Bestand eines süddeutschen Gemeinwesens, unter gegebenen Verhältnissen der Lage und Geschichte (in weitem Sinne) darstellen. Er wollte zeigen, was in der Umgebung von Freiburg die Natur darbietet, und wie sich Industrie und Handel dessen bemächtigen; was das alte Bürgertum der Stadt in seiner eigenen Durchbildung hervorrief, und wie neue Verfassungen und

Behörden, sowohl zersetzend als hebend, darauf einwirkten; was am Oberrhein die heimatliche Kunst leistet, und wie sich daselbst die Elemente der Geselligkeit gestalten; wie endlich, aus einem Kranze, dem Unterrichte und der Wohltätigkeit gewidmeter Anstalten, jene herrlichste für universelle Wissenschaft sich erhebt, bestimmt: die wandelbaren Erscheinungen der Zeit mit dem ewigen Heiligtum der Menschheit — Wahrheit und Recht — in Forschung und Lehre zu vermitteln.“

Das Andenken Heinrich Schreibers sollte in seiner Heimatstadt Freiburg wieder mehr umfassen als einen Straßennamen und eine Büste. Die Tagung aus Anlaß des 200. Geburtstages gab dazu wieder viele wichtige Impulse und Anregungen.

Anmerkungen:

¹⁾ Die Büste, die heute am östlichen Beginn der Schreiberstraße steht, wurde gestaltet von dem Freiburger Bildhauer Gustav Adolf Knittel (1853—1909), dem Sohn von Aloys Knittel, von dem u. a. das Denkmal für Berthold Schwarz (von 1853) und das 1944 zerstörte Erzherzog-Albrecht-Denkmal (von 1868) stammt.

²⁾ Vgl. Fridrich Pfaff, Gedenkblätter zum hundertsten Geburtstage des Freiburger Geschichtsschreibers. In: Schau-ins-Land, 19. Jahrlauf/Breisgau-Geschichtsverein Freiburg.

³⁾ Heinrich Schreiber, Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. 2 Bände. I) Geschichte der Stadt Freiburg 1857. II) Geschichte der Universität Freiburg 1860.

⁴⁾ Vgl. A. Schmid, Ferdinand Stein (1791—1835), Großherzoglichbadischer Regierungsrat — ein „Vorderösterreicher“ im badischen Staatsdienst. Biographischer Abriß zum 200. Geburtstag. In: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“, 111. Jahrgang 1992.

„Ich folge dem Ruf meines Volkes . . .“

Zum 125. Geburtstag Wilhelm Schäfers

Manfred Bosch, Rheinfelden

„Ich spürte“, so schrieb der Dichter Wilhelm Schäfer in einem Beitrag über seine Herkunft, „die beiden Hauptübel unseres Volkstums schon als Kind am eigenen Leib: die religiöse Spaltung und die Entwurzelung unseres Landvolkes durch die Industrie. Was meine Jugend sicherte, war das Elternhaus; aber das stellte, wie ich nachträglich erkenne, eine Insel vor . . . Das Schicksal hat mich gesegnet, ein Sprecher dieses Volkstums zu werden: manchmal, wenn ich meine Herkunft und Jugend betrachte, will es mir scheinen, es sei die Einsamkeit des unrheinischsten aller Rheinländer, daß ich so fanatisch geworden bin, dem deutschen Volkstum zu dienen“⁽¹⁾. Sätze, in denen die Essenz eines ganzen Lebens zusammengedrängt scheint, die sich lesen wie eine biographische Abbeviatur. Die die konkrete Ausgangssituation ebenso kennzeichnen wie die Lebensproblematik dieses Dichters, aber auch den Charakter und Stellenwert seines Werkes. Und manches daran verweist auch auf Überindividuelles, Zeit- und Generationentypisches: die innere Bewältigung und Ausgestaltung eines Aufstiegs aus dem einfachen Volk durch Bildung und Künstlertum etwa, die Verarbeitung grundlegender geschichtlicher Erfahrungen sowie die daraus gezogenen literarischen Konsequenzen. Durch sie erhält der „Fall Schäfer“ auch etwas Grundsätzliches und „Stellvertreten- des“.

Schäfer, einem Schwälmer Bauerngeschlecht entstammend, wurde 1868 im oberhessischen Ottrau als Sohn eines Schuhmachers und einer Magd geboren und wuchs von früher Kindheit an im rheinischen Gerresheim auf. Seine früh sich offenbarende malerische Be-

gabung stellte er auf Wunsch des Vaters zurück (erst später, während der beiden Kriege, die für ihn auch persönliche Krisen bedeuteten, zog er sich auf sie wieder zurück), um sich zum Lehrer ausbilden zu lassen. Sieben Jahre, von 1889 bis 1896, unterrichtete er in Vohwinkel und Elberfeld; danach wurde er freier Schriftsteller, waren doch bereits 1894, unter dem Einfluß Björnssens, „Westerwälder Bauerngeschichten“ und ein Volksstück erschienen. Mitte der neunziger Jahre ermöglichte ein Stipendium des Verlags Cotta Schäfer Reisen in die Schweiz, nach Italien und Paris. Auf ihnen, und vollends im „naturalistischen Berlin“⁽²⁾ wo er sich für einige Zeit niedergelassen hatte, gewann er die Gewißheit, daß „seine menschliche und künstlerische Entwicklung nur auf festem heimatlichem Grunde wachsen könne“⁽³⁾. So war es für Schäfer das gegebene, 1899 einem Ruf nach Düsseldorf zu folgen, wo er für über zwei Jahrzehnte die Redaktion der Zeitschrift „Die Rheinlande“ übernahm, die in ihren mehrfach wechselnden Untertiteln stets die Zuständigkeit für deutsche Kunst und Art hervorhob. Ohne im engeren Sinne der „Heimatkunst“ verpflichtet zu sein, wurden „Die Rheinlande“ für die Ausbildung eines landschaftlich bestimmten Kunst- und Kulturverständnisses wichtig. Parallel dazu übernahm Schäfer die Leitung des „Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein“, dessen eigentliche Seele und Motor er wurde. „Damals“, so erinnerte sich Ludwig Finckh fast beschwörend, „hatte Wilhelm Schäfer . . . alle Künstler, Dichter, Musiker, Bildhauer, Baumeister am ganzen Rhein in seinen Bann gezogen. Er war der geborene Organisator. Er

verstand es, Mäzene heranzuziehen, wie sie am Rhein im Überfluß lebten und sie für junge Künstler zu erschließen. Er hatte ein unbestechliches Urteil in Kunstdinge, und er entdeckte Maler und Dichter, Bildhauer und Architekten von der Schweiz bis an den Niederrhein. Er leistete für die Kunst als Anreger und Befruchter Unvergängliches — lange, ehe er noch seine berühmten Anekdoten schrieb —, mehr als alle Kultusminister der Länder zusammen⁴⁾. Und für Hermann Hesse war Schäfer ein „stillter Sauerteig wider Philistergeschmack und Fabrikkunst“⁵⁾ sowie „der Mann, ohne den man sich das heutige rheinische Kunstleben nimmer denken kann, ein Freund und Antreiber, ein Förderer und Kenner, ein unerbittlicher respektloser Kritiker des Mäßigen und ein Verkündiger des Guten“⁶⁾.

Ein Stück weit verstanden sich beide, „Die Rheinlande“ und der „Verband der Kunstfreunde“, als Reaktion auf die künstlerische Moderne — als Gegengewicht und Antithese zur „Großstadtkunst“, die in Berlin symbolisiert schien. Und als Reaktion auf die literarische Entwicklung ist auch Schäfers eigener literarischer Ansatz, sein eigenes künstlerisches Selbstverständnis zu begreifen. Gegen die „Formverachtung des Naturalismus“⁷⁾ setzte er seine Kleinepik, die die Novelle und vor allem die Anekdote pflegte — in ihnen fand Schäfer die ihm gemäße Form, sie verbinden sich mit Schäfers Namen bis heute am meisten. In der Nachfolge Kleists, vor allem aber Johann Peter Hebels, dessen „Rheinisches Schatzkästlein“ ihm zum eigentlichen Lehrmeister wurde, legte er 1911 seine erste Anekdotensammlung vor, deren Erweiterung ihn zeitlebens beschäftigt hat, bis 1942 mit der „Spätlese alter und neuer Anekdoten“ das volle Hundert erreicht war. In ihm hatte Schäfer den gesamten Umkreis des Lebens abzuschreiten sich bemüht, und jede einzelne Darstellung sollte von einer zufälligen Seite aus in irgendein Stück der Historie“ hineinleuchten. Mit diesen Anekdoten und Novel-

len, in denen er den Falken Boccaccios erzählerisch zu verdeutlichen suchte, hat sich Schäfer nicht nur bei der Kritik einen hohen Rang als Stilist, sondern auch viel kollegiale Wertschätzung erworben. Rene Schickele sagte von ihm: Er kann Deutsch!, Thomas Mann erschien Schäfers Popularität als „eine beruhigende Tatsache der Zeit“, und Julius Bab rühmte Schäfers „Kulturwissen“⁸⁾.

Im Rückblick läßt sich diese problematische Entwicklung Schäfers, seine „Erneuerung deutschen Wesens“ und sein Versuch einer „Synthese von Volkstum, Sprache und Dichtung“⁹⁾ weit zurückverfolgen. Bereits die verwendeten Formen stellen literaturgeschichtliche Rückgriffe dar, die künstlerische Entwicklung einfach zu ignorieren schienen. Noch mehr als auf die Anekdote traf dies auf die Sagenform zu, die Schäfer unter anderem seinen „Rheinsagen“ (1908) zugrundelegte und in der das literarische Ich zugunsten der „Stimme des Volkes“ zurücktrat. Dichtung galt Schäfer ohnehin als „höchste Entfaltung der Volksnatur“¹⁰⁾, wie er sein Selbstverständnis als Dichter denn überhaupt immer enger an den Volksbegriff band, weil „die letzte Verantwortung der Dichtung . . . in ihrer volkstümlichen Verhaftung gesucht werden muß“¹¹⁾.

In der Konsequenz dieses prononcierten Verständnisses von Volkstum und Deutschtum bewegt sich bei Schäfer fast alles. Selbst seinen Umzug an den Bodensee im Jahr 1918 hat er in diesem Licht gesehen, als er schrieb, seinem „Werk zuliebe . . . in die Sicherung dieser deutschesten Landschaft“¹²⁾ geflüchtet zu sein. „Niemals, solange deutsche Geschichte war“, so Schäfer über den Bodensee, „habe an seinen Ufern ein welscher oder slawischer Laut geklungen; der Bodensee ist deutscher Vollbesitz“¹³⁾. Wie Julius Petersen in einer Geburtstagsrede auf Wilhelm Schäfer einmal bemerkte, hat dieser sich aus seiner rheinischen Heimat nie weggegeben, sondern über die Zwischenstationen Braubach, Vallendar und Hofheim den Quellen dieses für ihn so

zentralen Flusses immer mehr genähert, bis „das Wasser vor meinen Fenstern, auf das er von der Sommerhalde oberhalb Ludwigshafen sah, wiederum „Rheinwasser“¹⁴⁾ war. Und es mag auch einen inneren Bezug haben, daß Schäfer nun hart an der Grenze zur Schweiz lebte, deren Kunst und Geistesgeschichte er seit jeher stark zugetan war. Seit Schäfer, noch vor der Jahrhundertwende, in Äschi im Berner Oberland gelebt und sich auf vielen Reisen und Wanderungen intime Landeskenntnisse angeeignet hatte, war ihm die Schweiz zur Wahlheimat geworden; und „Wahlheimat“ war auch der Titel eines 1931 erschienenen Bändchens, in dem sich eine vielfache Verbundenheit mit der deutschen Schweiz bezeugte. Aus dieser Verbundenheit heraus hatte Schäfer einst viel dazu getan, daß die zeitgenössische Kunst des Landes — voran Ferdinand Hodler, Cuno Amiet und Max Buri — auch in Deutschland Eingang und Anerkennung fand; und es ist wohl auch nicht belanglos zu erwähnen, daß die drei biographischen Dichtungen Schäfers allesamt Schweizern gelten: einem an seiner Kunst gescheiterten Maler („Karl Stauffers Lebensgang“; 1911) sowie den beiden Volkshelden Pestalozzi („Lebenstag eines Menschenfreundes“; 1915) und dem Reformator Zwingli („Huldreich Zwingli“; 1926). Schäfer, der „von Vater- und Mutterseite aus dem reformierten Hessenlande“ stammte und „ins kath. Rheinland geworfen“ worden war, gab „die reformierte Wirklichkeit der Schweizer . . . eine Ahnung der entbehrte(n) Heimat“¹⁵⁾.

Wer sich aufmachen wollte, diese „entbehrte Heimat“ aufzuspüren, bräuchte nur, dem roten Faden seines prononcierten Deutschtums folgend, dort innezuhalten, wo es sich gegen abendländische Elemente behauptet hat. In der Sprache und Geschichtsbetrachtung Schäfers: „Als unsere Frühe in den gläsernen Sarg des Mönchslatein getan wurde, warf sich das Volkstum dagegen auf zur gotischen Eigenwilligkeit des deutschen Mittelalters; als der

Humanismus das Mittelalter zudecken wollte, fegte die deutsche Reformation das lebendige Gelehrtentum fort; als die Französelei im achtzehnten Jahrhundert die deutsche Sprache verachtete, kamen die Dichter vom Sturm und Drang bis zur Romantik, aus dem Untertan wieder den deutschen Bürger zu wecken. Nun unsere Bildung an allen Lastern einer überzüchteten Zivilisation krank ist: was anders kann uns da helfen, als daß wir wieder die Volkskräfte rufen?“¹⁶⁾ Nichts anderes als eben dies hat Schäfer unablässig versucht — in seiner Dichtung, seiner Organisationsarbeit und Kunstförderung, seinen zahlreichen Vorträgen, in denen er sich als Vorkämpfer deutschen Volkstums erwies, und schließlich auch durch jenes „seltsame Parlament“¹⁷⁾, das Schäfer 1919 und 1920 aus der Not der Nachkriegszeit heraus auf die Sommerhalde einberief und dem neben Paul Ernst Natorp, Alfons Paquet, Emil Strauß und Leopold Ziegler angehörten.

Dieses reformatorisch-eifernden Deutschtums wegen fehlte den Grenzüberschreitungen Schäfers nach der Schweiz allerdings von Anfang an die politische Unschuld, wie sie etwa Hesses Bekenntnis zum Alemannischen auszeichnet. Dessen Gefühl der Zugehörigkeit zu einem alemannischen Lebens- und Kulturkreis war zwar auch „ein Mißtrauen gegen Landesgrenzen“¹⁸⁾ eigen, aber anders als Schäfer hütete sich Hesse vor politischen und politisch mißbrauchbaren Konsequenzen. Schäfer aber reklamierte, sich am Verbreitungsgebiet der deutschen Sprache orientierend statt an ihrem Geist, für den Dichter „ein anderes Vaterland“ als für den Bürger: „Die politischen Grenzen des Staates galten ihm nur für den Fall, daß sie sich mit dem Lebensraum seines Volkes decken. Tun sie dies nicht, wie bei uns Deutschen, muß sein Vaterland größer sein; das heißt, ob er will oder nicht, er treibt Irredenta“¹⁹⁾. Daß Schäfer damit mehr als bloßes Lebensrecht für deutsche Kultur und Sprache außerhalb deutscher Grenzen anmeldete, geht aus den natio-

nalistischen Erlösungsträumen hervor, zu denen er sich 1924 in seiner „Deutschland“-Rede verstiegen hatte. Er sagte dort: „Noch nie wurde Recht durch Unrecht geschaffen; und das Recht eines Volkes ist kein Papier, sondern Natur: Natur entscheidet zuletzt alle Dinge. Natur ist, daß die Deutschen in Österreich, im Elsaß und in der Schweiz, in Schleswig, Preußen, Posen und Danzig, Schlesien, Böhmen, Tirol mit ihren Brüdern im Reich zusammengehören, in einer Einheit, die Deutschland genannt wird“²⁰). So besaß schon das Deutsche Reich von 1871 in den Augen Schäfers den Makel, nicht der „Volksidee“, sondern bloß einer großpreußische Lösung der deutschen Frage entsprungen, also bloßes Notdach zu sein.

Dichterischer Ausdruck dieser großdeutsch-imperialen Träume war Schäfers Hauptwerk „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“, das zu vollenden er an den Bodensee gekommen war. Als er diese „Wortgewordene Geschichte der Deutschen“²¹) nach fünfjähriger Arbeit im Frühjahr 1921 beendet hatte, wurde sie nach der nationalen Demütigung des verlorenen Weltkriegs rasch zu einem Trost- und Leitbuch beschädigter Identität, aber auch zu einem Wegbereiter für 1933, der umso wichtiger war, als die „Dreizehn Bücher“ durchaus nichtnazistisch waren. Ein Mittelding zwischen deutender Historiographie und künstlerischer Darstellung, erzählen sie in 345 Einzelkapiteln und einer dichterisch verstiegenen, gewichtig stelzenden Hexameter-Pathos das Auf und Ab der germanisch-deutschen Sache — von einer arisch nachempfundenen Genesis bis hin zur Aussicht auf ein neues, ein Drittes Reich. Indem „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ der rechten Bewegung weit über nationalistisch-völkische Kreise hinaus Mentalitäten erschlossen haben — sogar linksstehende Organe haben das Buch bei seinem Erscheinen mit wohlwollender Zustimmung bedacht!²²) —, war es zweifellos das legitime Recht der Nationalsozialisten, Funktion und Wirkung dieses Buches

allein auf ihre völkische Ideologie und die nationale Sache zu beziehen. Als Schäfer 1937 der „Rheinische Dichterpriis“ zuerkannt wurde, bezeichnete der Laudator „Die dreizehn Bücher“ als „eine unerschöpfliche Kraftquelle des deutschen Geistes“ und führte aus: „1921, in der Zeit schlimmster seelischer Not des deutschen Volkes, erschien dieses Buch, das die lichten und dunklen Mächte unserer Geschichte bannte, das die Gewalten der Gegenwart zu beschwören und zu richten wagte und aus tiefem Glauben an unser Volk einen Weg in die Zukunft wies“. So belegen auch die „Dreizehn Bücher“ Schäfers, wie wenig 1933 ein literaturgeschichtliches Epochenjahr gewesen ist — war damals doch längst ausgebildet, was den Nationalsozialismus ideologisch fundamentierte. Dies gilt für Wilhelm Schäfer in besonderer Weise: er war 1933 bereits 65 Jahre alt; seine wichtigen Bücher waren fast alle schon erschienen oder geschrieben, und seine Verdienste um die Renaissance des Völkischen, seine Rolle als Ziehvater einer reichs- und volksbetonten Dichtung und sein „Amt als Gauwalter der Kulturbetreuung“²³) unbestritten. „Die großen Träger dieser Dichtung waren da, als der Nationalsozialismus das Volk eroberte“, schrieb denn auch der NS-Literaturwissenschaftler Helmut Langenbucher, und er führte neben Paul Ernst und Hermann Stehr, Emil Strauß und Erwin Guido Kolbenheyer auch Wilhelm Schäfer als Beleg dafür an²⁴).

So ist Schäfer 1933 die Genugtuung und „Begnadung widerfahren, daß ich kein Prediger mehr in der Wüste bin mit meinem Leitwort der Volkstümlichkeit“²⁵), das ihm „mehr galt als die andern Voraussetzungen der Kunst“²⁶). Als Ehrensator in die nunmehr gesäuberte Dichterkademie berufen, fand sich Schäfer in der Gesellschaft der Beumelburg und Blunck, der Grimm und Griese, der Johst und Kolbenheyer, der Miegel, Münchhausen und Vesper wieder. Bereits in der Vorgängerorganisation Preußische

Akademie hatte er eine wenig rühmliche Rolle gespielt: die Frage nach einer legitimen Vertretung nationaler literarischer Belange durch die Akademie verneinend (was sein gutes Recht war), hatte er ihre — gewiß nicht unproblematische — Statuten zu Attacken gegen die Berliner Sektion mißbraucht und durch seinen gemeinsam mit Emil Strauß 1931 vollzogenen Austritt antidemokratischem Denken Vorschub geleistet, indem er Großstadt gegen Landschaft, Literatur gegen Dichtung, nationalbewußte gegen vorgeblich vaterlandslos-jüdisch-internationalistische Literatur ausspielen half. Und als diese Saat aufgegangen war, ließ sich Schäfer 1935 in seiner „Christophorusrede“ herbei, sogar die Bücherverbrennung zu rechtfertigen: „Daß wir (!) im vergangenen Frühjahr die Scheiterhaufen so vielen in Antiqua bedruckten Papiers machten, mag in einzelnen (!) Fällen Torheit gewesen sein; daß wir den Sinn wieder fanden für das Ursein der Sprache und für ihre arterhaltende Kraft in der Dichtung, war eines Gelöbnisses wert; und wem die Geste zu weitausholend (!) war, hat die Schmach jener Literatenherrschaft, da wir der Abhubplatz der Literaten-Weltliteratur waren, nicht ermessen“⁽²⁷⁾.

Gleichwohl wäre es falsch, ob solch partieller Verstrickungen und punktueller ideologischer Zuträgerdienste in Schäfer einen Nationalsozialisten zu sehen. Daß sich seine innere Distanz gegenüber dem Nationalsozialismus stetig vertiefte, mag noch nicht viel besagen; aber zur Fraktion der literarischen Parteigänger hat Schäfer nie gehört. Sein Ausgangspunkt war die Erfahrung einer ihm fremden Moderne gewesen, der er die beharrende und regressive Idee eines forcierten Volks- und Deutschtums gegenüberstellte. Aus ihm hatte er — in einem charakteristischen deutsch-reformatorischen Sendungsbewußtsein — sein Selbstverständnis als Dichter abgeleitet: „Mein Volk ist meine Kirche, seinen Dienst an der Menschheit Würde in meinem Werke lebendig und rein zu halten, mein Amt“⁽²⁸⁾.

Über diesem alleinigen und verabsolutierten Maßstab ist Schäfer einem nationalen Eskapismus erlegen, der seine Faszination aus einer vermeintlich besseren Vergangenheit bezog und sich in den Gedanken einer wieder verwirklichtbaren Reichsidee verrannte — sie schien ihm die verlorene Ganzheitlichkeit vergangener Zeiten zu verbürgen.

Notwendigerweise ergaben sich daraus Übereinstimmungen mit zentralen Positionen der NS-Ideologie, zu denen ein antidemokratisch-autoritatives Prinzip ebenso gehörte wie die Frontstellung gegen alles Individualistische. Unterschiede zum Nationalsozialismus dagegen wären dort zu suchen, wo Schäfer seine nationale Pflicht durchaus „an der Menschheit“⁽²⁹⁾ erfüllt sehen wollte und nicht gegen sie, wo er das „für uns Deutsche . . . Eine und Notwendige“ nicht darin sah, „daß wir das alte Machtspiel bald wieder mitmachen können, sondern daß wir seine Unmoral und Unvernunft am Ideal einer wahren Menschengemeinschaft begreifen . . .“⁽³⁰⁾. Und auch ins Horn eines landläufigen Antisemitismus hatte Schäfer nie gestoßen. Zwar bestand er in seiner Berliner Rede „Die deutsche Judenfrage“ von 1923 auf dem „tatsächlichen und ernstlichen Zwiespalt zwischen deutschem und jüdischem Geist“ und sprach von den Juden als „Fremdkörpern in unserem Volkstum“, beanspruchte jedoch, das Problem „in freier Beleuchtung“ zu behandeln und „aus der Kellerluft der Hakenkreuzler hinaus (zu) führen“. So erblickte Schäfer in der jüdischen Geschichte eine „Leidensgeschichte ohnegleichen“, erkannte auf eine Wesensverwandtschaft zwischen Juden und Deutschen, insofern beiden die „innere Heimat des Volkstums“ fehle, und distanzierte sich von jener „Minderwertigkeit“ antisemitischen Rabaukentums, das da „in der Rassenfrage . . . die höhere Bewertung seiner und die Verachtung des anderen Volkstums dumm dreist“ voraussetzte. Und gegenüber „allen Postsekretären, Handlungsreisenden und Frieseuren mit dem Hakenkreuz“ („es könnten

auch Staatssekretäre, Bierbrauer und andere Schaumschläger sein“) betonte Schäfer die „für uns Deutsche ebenso beschämenden wie für die Juden rühmlichen“ kulturellen Leistungen und ihre kulturelle Trägerschaft, um den deutsch-jüdischen Gegensatz schließlich auf die Ebene der geistigen Auseinandersetzung zu heben: „Das Leben ist Kampf und nicht Genuß. Wer mir im Tiefsten als Feind erwächst, der ist mein wertvollster Freund, weil seine Gegnerschaft mich endlich selber auf den Plan bringt. Dies tut der intellektuelle Jude, wenn er seinen Internationalismus gegen mein Volkstum stellt. Darum grüße ich ihm, wie ehemals die Kämpfer auf Tod und Leben einander grüßten, aber nicht mit den Schimpf- und Prahlreden, wie sie die homerischen Helden gebrauchten und wie sie nun den weder homerischen noch heldenhaften Judenrausrufem gebräuchlich sind. Wie überall, so segne ich auch hier das Schicksal. Es hat uns schweren und trägen Karpfen diesen flinken Hecht in den deutschen Teich gesetzt, daß unser Geist nicht faul werde. Und dies scheint mir der Humor Gottes zu sein, daß gerade der Teil der deutschen Judenschaft, der sich am schärfsten gegen uns stellt, sich in der Tiefe uns am innigsten verbindet“³¹⁾. Hier werden Gründe sichtbar für eine Distanz Schäfers gegenüber Partei und politischer Führung, die mit den Jahren zunahm. Nach 1945 wurde es um Schäfer still. Schon sein Lebensalter — er war nun hoch in den Siebzigern — stand ja trotz ungebrochener, freilich durch kriegsbedingte Krisen behinderter Schaffenskraft eher für ein abschließend-bilanzierendes Schreiben. 1948 erschien aus Anlaß des 80. Geburtstages seine autobiographisch gehaltene „Rechenschaft“, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs begonnen worden und dann in den Fahnen liegengelieben war, weil der Autor 1943 seine Zustimmung zu verlangten Änderungen verweigert hatte. Daß Schäfers Buch im niederrheinischen Thomas-Verlag Kempen, einer relativ unbedeutenden Nachkriegsgründung, her-

auskam, die sich auch seines übrigen Werks anzunehmen bereit war, mag etwas von der Abseitsstellung Schäfers andeuten, in die er nach 1945 zwangsläufig geraten war. Nicht zufällig gehört „Die unterbrochene Rheinfahrt“ von 1913 zu den wenigen Titeln Schäfers, die seither noch einmal aufgelegt wurden — ist es doch dasjenige, in dem sich eigenes Erleben noch einmal unmittelbar ausspricht. Mit ihm hatte der Autor sich zu seinem Schaden vollkommen einseitig „von aller Wichtignahme persönlicher Nöte und Besonderlichkeiten der eigenen Menschlichkeit“³²⁾ verabschiedet. 1952, am Vorabend seines 84. Geburtstages, ist Wilhelm Schäfer in Überlingen gestorben.

Anmerkungen

¹⁾ Wilhelm Schäfer in: Die schöne Literatur 30 (1929) Heft 10, Seite 453

²⁾ ders., Der Freund. Zum 50. Geburtstag von Wilhelm Schmidtbonn (1926). In: Kleine Truhe, München 1941, Seite 192

³⁾ Philipp Witkop, Wilhelm Schäfer. In: Die schöne Literatur 29 (1928) Heft 1, Seite 3

⁴⁾ Ludwig Finckh, Begegnungen mit Hermann Hesse. In: Volker Michels (Hg.), Hermann Hesse in Augenzeugenberichten. Frankfurt/M. 1987, Seite 49 f.

⁵⁾ Hermann Hesse, Die Halsbandgeschichte. In: ders., Die Welt im Buch. Leseerfahrungen I. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1900—1910. Hg. von Volker Michels. Frankfurt/M. 1988, Seite 461

⁶⁾ Hermann Hesse, Anekdoten. In: Ebda., Seite 283

⁷⁾ Wilhelm Schäfer, Warum und wie J. P. Hebel mein Lehrmeister wurde. Zit. nach: Kurt Franz, Johann Peter Hebel, Kannitverstan. Ein Mißverständnis und seine Folgen. München/Wien 1985, Seite 30

⁸⁾ Sämtliche Äußerungen zitiert nach „Was bedeutet uns Wilhelm Schäfer?“ Eine Rundfrage in Köln zum 60. Geburtstag. In: Von deutscher Art und Kunst. Unterhaltungsbeilage des Stadtanzeigers für Köln und Umgebung 1928, Nr. 3 vom 18. Januar

⁹⁾ Anonym, Zu Wilhelm Schäfers 60. Geburtstag. In: Überlinger Seebote, 18. Dezember 1928

¹⁰⁾ Wilhelm Schäfer, Ein Brief zu „Hölderlins Einkehr“ (1925). In: Kleine Truhe, Seite 196

¹¹⁾ Wilhelm Schäfer, *Der Dichter und sein Volk*. In: *Ausritt* 1931. Almanach des Georg Müller Verlages in München. München 1931, Seite 10
¹²⁾ Wilhelm Schäfer, *Rechenschaft*. Kempen 1948, Seite 274
¹³⁾ Ebda., Seite 274
¹⁴⁾ Ebda., Seite 301
¹⁵⁾ Wilhelm Schäfer, *Wahlheimat*. Frauenfeld/Leipzig 1931, Seite 27f.
¹⁶⁾ Wie Anm. 12, Seite 14f.
¹⁷⁾ Ebda. Seite 278
¹⁸⁾ Hermann Hesse, *Alemannisches Bekenntnis*. In: ders. (Hg.), *Alemannenbuch*. Neuausgabe Waldkirch 1986, Seite 7
¹⁹⁾ Wie Anm. 12, Seite 1
²⁰⁾ Wilhelm Schäfer, *Deutschland*. Eine Rede in Köln. Dessau 1925, Seite 64
²¹⁾ Wie Anm. 12, Seite 274
²²⁾ Vgl. etwa Franz Blei, *Tisch mit Büchern*, in: *Das Tage-Buch* 3 (1922) Heft 1 vom 7. Januar, Seite 30. Blei versteigt sich gar zu der Empfehlung, diese „dreizehn Bücher müßten das liberale (!) Geschichtsbuch unserer Gymnasien“ werden.

²³⁾ Eduard Reinacher, *Wilhelm Schäfer und der Oberrhein*. In: *Straßburger Monatshefte*. Zeitschrift für das deutsche Volkstum am Oberrhein 7 (1943) Heft 1, Seite 8
²⁴⁾ Hellmuth Langenbucher, *Volkhafte Dichtung der Zeit*, Berlin 1941, Seite 41
²⁵⁾ Wilhelm Schäfer, *Ein Jahrzehnt Sommerhalde*. In: *Das Innere Reich*. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben 4 (1938) Heft 10, Seite 1133
²⁶⁾ Ebda., Seite 1129
²⁷⁾ Wilhelm Schäfer, *Christophorusrede*. München 1935, Seite 17.
²⁸⁾ Zit. nach Gustav Mittelstraß, *Wilhelm Schäfer*. In: *Die Pyramide*. Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, 17 (1928) Nr. 4 vom 22. Januar, Seite 15
²⁹⁾ Wie Anm. 12, Seite 79
³⁰⁾ Ebda., Seite 84f.
³¹⁾ Die Rede ist enthalten in: *Der deutsche Gott*. Fünf Briefe an mein Volk. München 1923, Seite 211ff.
³²⁾ Zit. nach Gustav Mittelstraß, wie Anm. 12, Seite 16



*Mit der Johann Peter Hebelgedenkplakette wurde Paul Nunnemacher (links) beim Hebelabend am 8. Mai 1993 von
Bürgermeister Karl Heinz Vogt (rechts) ausgezeichnet*

(Foto: Wolfgang Roth)

Johann Peter Hebel-Gedenkplakette für Paul Nunnenmacher

Elmar Vogt, Hausen

Mit der Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 1993 ehrte die Gemeinde Hausen im Wiesental die Verdienste des Staufener Bürgers Paul Nunnenmacher. Bürgermeister Karl Heinz Vogt würdigte das Werk des Plaketenträgers und sagte: „Er hat sich als Hörspiel- und Bühnenautor, der uns Alemannen aufs Maul und ins Herz schaut, verdient gemacht“. Mit Hebel verbinde ihn der feinsinnige Humor und der Ausdruck von Lebensfreude. In einer Zeit mit vielen negativen Ereignissen, würdigte Karl Heinz Vogt den humorvollen Staufer, „brauchen wir viele Lichtblicke, um nicht die Freude am Leben zu verlieren“.

Der Plaketenträger, geboren am 28. Juni 1929, hat sich der Pflege des Volks- und Brauchtums „mit Leib und Seele“ verschrieben. Seine Heimat ist das alte Fauststädtchen Staufen im Breisgau. Nach Schulzeit und Studium kam er 1950 als Lehramtsanwärter in den Schuldienst und war als Regierungsdirektor beim Oberschulamt in Freiburg tätig. Fast zwei Jahrzehnte war er als Lehrer und Schulleiter im Hochschwarzwald „stationiert“. Dort, im reizvollen Menzenschwand am Fuße des Feldbergs, begann er mit dem Schreiben: zunächst für mehrere Zeitungen, es folgten kleine Mundartspiele und 1959 sein erstes Rundfunk-Hörspiel. Dort fand er auch jenen urwüchsigen Menschenschlag, der ihm immer wieder Material für seine Arbeiten lieferte, dort dirigierte er die Gesangsvereine von Menzenschwand und St. Blasien und baute eine Trachtengruppe auf. Die Laudatio hielt Gerhard Jung, Hebelpreisträger des Jah-

res 1974. Dabei hob er vor allem Nunnenmachers starkes Engagement als Dorfschullehrer in Menzenschwand, humorvoller Stückeschreiber und Gründer einer Trachtengruppe hervor. „Er het g'macht was mer vo ihm erwartet het und meischtens no ne bizzeli meh“, unterstrich Gerhard Jung die Schaffenskraft und den normale Maße übersteigenden Einsatz Nunnenmachers für die alemannische Mundart und Heimat. Daß er auch über die Grenze blickte und dabei das deutsch-französische Grundschulprojekt „Lerne die Sprache des Nachbarn“ verwirklicht wurde, sei sein Verdienst als früherer Regierungsschuldirektor, sagte Jung.

Paul Nunnenmacher wurde für seine Mundartbühnenstücke mehrfach ausgezeichnet. Seine Gedichtbände „Us de Schuel gschwätzt“, „Kumm gang mr eweg!“ und „Gälle si . . .“ erfreuen sich großer Beliebtheit.

Als Stadtrat, Vorstandsmitglied verschiedener örtlicher Vereinigungen und als stellvertretender Vorsitzender des Bundes Heimat und Volksleben stellt Paul Nunnenmacher seine immer spärlicher werdende Freizeit seiner Heimat zur Verfügung und findet dabei immer noch Muse, Gedichte, Mundartstücke und vor allem auch Rundfunk-Hörspiele zu schreiben.

Der Plaketenträger dankte für die „bewegende Laudatio“ und das „beeindruckende“ Programm beim Hebelabend.

Mit dem Hinweis auf die Not vieler Menschen auf dieser Welt machte er bewußt, wie wertvoll eine intakte Heimat ist, in der man

in Frieden leben kann. Doch eine schöne Heimat sei nicht selbstverständlich, jeder einzelne könne aber dazu beitragen, wandte er sich gegen drohende Gleichgültigkeit.

In diesem Sinne erinnerte er auch an das „Vorbild Hebel“, der mit seiner Dichtung der Muttersprache erstmals eine anerkannte Wertstellung gab.

Friedrich Schiller-Preis der Stiftung F. V. S. Hamburg, an Pfarrer Georges Kempf in Straßburg überreicht.

Michael Ertz, Bretten

Es gibt in Deutschland viele literarische Preise, die nach bedeutenden Dichtern und Schriftstellern benannt sind, die aber meistens von staatlichen Stellen, Städten oder Organisationen verliehen werden. Eine der wenigen privaten Ausnahmen stellt die „Stiftung F.V.S., Hamburg,“ dar, die ganz von dem nicht unvermögenden Großkaufmann, Dr. Alfred Töpfer, getragen wird, der als Mäzen vor allem den oberrheinischen Raum als Objekt ausgesucht hat. So hat er auch den „Oberrheinischen Dichterpreis“ gestiftet, dem sich der Friedrich von Schiller-Preis anschließt. Meistenteils sind es Dichter und Schriftsteller aus dem alemannischen Raum, die hier ausgezeichnet werden, vor allem deutsch und in elsässischer Mundart schreibende Dichter und Schriftsteller aus dem Elsaß, die damit bedacht werden. Das bedeutet für das Land zwischen Rhein und Vogesen und hier ganz besonders für jene, die in der Tradition der heimatlichen Sprache stehen, eine Ermunterung und auch eine Anerkennung, daß sie es wagen, in einem „sprachlichen Trümmerfeld“ an große Vorbilder anzuknüpfen. Darin darf man ein Zeichen grenzüberschreitender Aktivität und Resonanz auf geistigem und literarischem Gebiet in Europa sehen.

Die „Stiftung F.V.S., Hamburg,“ hat unter dem Anspruch eines großen Mannes, der dort in den Mauern weilte und an der Universität seinen Lizenziaten der Rechte baute, als „Fondation Goethe“ ein Haus in der Altstadt in Straßburg erworben, wo die Preisverleihungen stattfinden. Es ist gut, wenn wir einen

solchen Vorgang auch in Deutschland, namentlich in den benachbarten Regionen von Baden und der Pfalz, zur Kenntnis nehmen und darüber in aller Kürze berichten. Denn vielfach fühlen sich diese Dichter und Schriftsteller, die im Elsaß und in Deutsch-Lothringen noch deutsch, d. h. in ihrer Muttersprache, schreiben, ein wenig verlassen und auch kaum beachtet. Das aber zu Unrecht, denn die Dichter und Schriftsteller in diesem Land haben auch heute noch eine Botschaft über den Rhein hinweg auszurichten — und sei es auch nur diese, daß auch dort im Elsaß noch Menschen um ihren sprachlichen Auftrag wissen.

Den Friedrich von Schiller-Preis bekam am 11. März 1993 Pfarrer Georges Kempf verliehen, dieser stammt aus dem Münstertal im Elsaß, dieser hat nicht nur kirchliche und publizistische Meriten aufzuweisen, er hat darüber hinaus schon als Student Evangelien-spiele verfaßt und geistliche Lieder gedichtet — von ihm, dem lutherischen Pfarrer, steht eines im katholischen „Gotteslob“ in Deutschland. Als Frucht des Lebens reiften bei dem 1916 Geborenen zwei Erzählbücher heran: die „Fünfpfündige“, die Geschichte einer Kuhglocke mit magischem Klang, anknüpfend an einen Gegenstand, der in den Vogesen üblich ist, und die „Kleinen Leute“, eine Sammlung von Kurzgeschichten, die teilweise biographische Züge haben, das eine Buch bei Morstadt in Kehl und das andere bei Steinkopf in Stuttgart erschienen. Die Sprache in beiden Bänden erinnert an eine literarische Gattung und an eine geistliche

Tradition, wie sie gerade auch im Elsaß einstens zu Hause war und wie sie Jeremias Gotthelf, Eduard Mörike, Matthias Claudius, Peter Rosegger und Johann Peter Hebel, jeder auf seine Weise, verkörpern. Diese Sprache knüpft bei der elsässischen Mundart an, Worte und Wendungen werden ganz natürlich in die Hochsprache übertragen. Professor Dr. Adrien Finck, Germanist an der Straßburger Universität und selbst in hochdeutscher Sprache und elsässischer Mundart dichtend und schreibend, der die Laudatio bei der Preisverleihung hielt, sprach im Blick auf Georges Kempfs literarischem Oeuvre von einer „Volkskultur im besten Sinne des Wortes“, er meinte sogar, daß dieser „den heutigen Mächten der Volksverdummung (er dachte dabei an den Medieneinfluß) eine Widerstandskraft entgegenstellt“ — und das auch gegenüber einer monolingualistischen Nivellierung im Lande. Adrien Finck sah in den Veröffentlichungen von Georges Kempf, zu denen 1992 noch eine Meditation zum Gottesdienst, die unter dem Titel „Das Fest der Begegnung“ im Evangelischen Presseverband, Karlsruhe, erschienen ist, „eine Tradition des geistigen Wortes“ fortwirkend.

Aus dem Munde von Georges Kempf konnte man in der Dankesrede Beachtliches hören, nicht nur dieses, „wie elementar, wie ursprünglich in den bescheidenen ‚kleinen Leuten‘ meiner Eltern- und Großelterngeneration das Verhältnis zur Sprache gewesen ist“. Das sagt einer im Blick auf seine Elsässer Vorfahren, diese hatten ein „sicheres Gespür für das Echte“, der Mutter z. B. „verdanke ich überhaupt die Liebe zur deutschen Sprache“, kann er bekenntnishaft sagen. Das schloß bei Georges Kempf nicht aus die Liebe zur französischen Literatur, namentlich zu Jules Verne, zu Vitor Hugo und vor allem zu Pierre Loti, was auch wieder zeigt, daß die eine Sprache die andere nicht ausschließt und beide wirklich eine Symbiose bilden können,

was bisher für den Elsässer und den Deutsch-Lothringer einen Vorzug bedeutete, nun aber am Schwinden ist. Aufhorchen sollten wir auch in Deutschland, wenn Georges Kempf etwas über die Sprachtradition der deutschschreibenden Elsässer aussagt: „Unsere angestammte Volkssprache ist kein Aschenbrödel, sie hat hohe Adelstitel . . . Elsässerdeutsch ist eine Präsenzsprache: mit ihrem Bilderreichtum, ihren Gemütswerten, ihrer „Mülmusik“ als Sprache der Poesie wunderbar geeignet . . .“ Dann richtet er noch eine Anfrage an die Germanisten, „die gern unser elsässisches Schriftdeutsch als stehen geblieben, überholt, archaisch belächeln“ und sagt in aller Deutlichkeit: „Könnte es dieser nach immer mehr Abstraktion und Substantivierung tendierenden deutschen Sprache nicht gut tun, wenn sie gelegentlich ihren Alemannen aufs Maul schaute? Und hätten wir braven Schüler von diesseits des Rheins — eben von unseren Wurzeln her — etwa doch ein ganz eigenes Gewürz beizutragen? . . . Es ist nicht alles besser was über den Rhein — oder über die Vogesen — kommt . . .“

Hier klingt ein Thema von René Schickele und noch mehr von Ernst Stadler an, dem wir hier nun nicht nachgehen wollen. In diesem Zusammenhang wird auch Friedrich Lienhard, vor allem sein „Oberlin“, von Georges Kempf angesprochen, er nimmt dabei eine Anregung von Jean-Paul Sorg auf, der aber auch ganz illusionslos im Blick auf Lienhard sagen kann: „Wo würde dieses Meisterwerk deutschsprachiger Literatur aus dem Elsaß heute bei uns noch Leser finden?“ Das muß einen traurig stimmen, wir selbst haben uns ja auch bemüht, René Schickele und Friedrich Lienhard einen Platz in der deutschsprachigen Literatur im Elsaß einzuräumen. Wir können nur dankbar sein, daß uns Georges Kempf an das alles erinnert hat, hoffentlich hat man diese Mahnung auch im Elsaß zur Kenntnis genommen!

Volksbildung durch die Tradition des geistigen Worts

Prof. Dr. Adrien Finck, Straßburg

Wir verdanken der Stiftung F. V. S., dem Stifter, Herrn Dr. Alfred Toepfer, wieder eine bedeutsame Geste: Die Verleihung des Friedrich-von-Schiller-Preises an Herr Pfarrer Georges Kempf. Dies ist um so bedeutsamer, als die Aufmerksamkeit somit auf die deutschsprachige Literatur im Elsaß gerichtet wird, die heute problematischer erscheint als je, und ein Autor zu Ehren kommt, den wir bei uns als bescheidenen Mann kennen.

Ich entnehme seinem Lebensbericht, daß er am 10. Dezember 1916 in Le Val d'Ajol (Département des Vosges) geboren ist. Seine Mutter war die jüngste Tochter einer Münstertäler Bergbauernfamilie, die wie alle Bewohner des oberen Kleintals im März 1915 von der französischen Armee aus dem Kampfgebiet auf die Westseite der Vogesen evakuiert worden war. Weiteres läßt sich nachlesen in den beiden ersten Geschichten seines Bändchens „Die kleinen Leute“. Das dort Erzählte (wie es mir der Autor bestätigt hat) entspricht literarisch genau der Wirklichkeit. Es beginnt mit dem bedeutsamen Satz: „Ich bin in der Fremde geboren“. Es führt zur Rückkehr aus der Fremde. Als das Kind in der Heimat, die es noch nicht kannte, ankam, soll es einen Kieselstein aufgehoben und den Berg hinabgeworfen haben mit den Worten: „Do bliewe mer“. Der Heimatdichter hat Wort gehalten.

Es kam die Nachkriegszeit im französisch gewordenen Elsaß. Die Volksschule in Soultzeren führte zum „Certificat d'études“, den er mit „mention très bien“ bestand; damit war aber auch seine Schulbildung abgeschlossen: Im bäuerlichen Kleinbetrieb war die Arbeitskraft des Schulentlassenen unentbehrlich.

Doch in seiner freien Zeit las er nun alles, was ihm gedruckt in die Hände fiel. Schul- und Pfarreibibliothek waren bald ausgelesen. Ein besser situierter Altersgenosse brachte ihm Bücher aus der Bibliothek des Münsterer Collège und der Stadtbücherei. Er las unterschiedslos Französisch und Deutsch. Die Mutter hatte ihn gleich im ersten Schuljahr, das natürlich nach der französischen „méthode directe“ verlief, zu Hause am nußbaumenen Stubentisch Deutsch lesen und schreiben gelehrt, und zwar noch in der gotischen Eckschrift: „damit du“, sagte sie (so berichtet der Sohn), „wenn du einmal Soldat wirst und ich dir einen Brief schreibe, ihn auch lesen kannst.“ Mit Hilfe des Dorfparrers lernte er sogar Latein. Wie er mir erzählt hat: die lateinischen Vokabeln lernte er hinter dem Pflug mit einem Zettel in der Hosentasche, den er herauszog, wenn der Zugochse verschlafen durfte.

Ich erfahre dann aus seinem Lebensbericht, daß er auch schon früh aktiv war in der kirchlichen Jugendarbeit und kleine Theaterstücke schrieb, die von seiner Gruppe aufgeführt wurden. Von daher kam der Vorschlag, ihm eine Ausbildung am Missionsseminar von Hermannsburg geben zu lassen, und dies wurde 1936/37 möglich: die Landwirtschaft gab ihn frei. Nach zwei Studienjahren sollte er zunächst für ein Jahr nach Paris, was aber ebenso wie eine Anmeldung zum Baccalauréat, das er par correspondance mit der „Ecole universelle“ vorbereitet hatte, durch den Kriegsausbruch verhindert wurde. Infolge eines schlecht geheilten Ohrenleidens war er vom Militärdienst befreit. So blieb ihm auch das Schicksal der „Malgré-nous“ (der zwangs-

weise in die deutsche Wehrmacht Eingezogenen) erspart. Statt des Baccalauréat machte er 1941 ein „Kriegsabitur“, studierte anschließend in Erlangen und Tübingen und wurde 1944 zum Pfarrer ordiniert. Nach einem Vikariat waren seine Pfarrstellen: 1945–50 Hangwiller (Moselle), 1950–56 Gerstheim, 1956–74 Neuwiller-les-Saverne und 1974–83 Waltenheim s. Zorn/Mittelhausen.

Seine literarische und journalistische Tätigkeit lief nebenbei. Schon während des Studiums unternahm er eine Arbeit über die lateinischen Hymnen der alten Kirche mit einer Anzahl Übersetzungen ins Deutsche. Dann schrieb er einige Evangelienstücke (anfänglich vom mittelalterlichen Mysterienspiel inspiriert, später selbständig weiterentwickelt). Als Leiter einer sogenannten „Spielschar“ (groupe d'art dramatique) verfaßte er Texte, die auch im Druck erschienen und viel gespielt wurden; als Gemeindepfarrer schrieb er eine Anzahl weihnachtlicher Krippenspiele in Hochdeutsch und Mundart. 1948 erschien ein Gedichtbändchen „In den Weihnachten“. Liedtexte von ihm fanden Aufnahme in deutschen Jugendliederbüchern („Das junge Lied“, „Die Mundorgel“) und im Einheitsgesangbuch des deutschsprachigen Katholizismus „Gotteslob“. Eine seiner Hymnenübertragungen kam in das elsässische evangelisch-lutherische Gesangbuch. Er sagt dazu: „Das meiste, was ich schrieb, war Zweckdichtung, zum Gebrauch in Kirche und Gemeindegemeinschaft bestimmt“.

Dasselbe gilt von seiner journalistischen Arbeit. Gleich nach Kriegsende übernahm er die Redaktion einer elsässischen Ausgabe der Pariser lutherischen Kirchenzeitung „Fraternité Evangélique“. 1946 machte diese elsässische Ausgabe unter Beibehaltung des Titels sich selbständig und entwickelte sich im Lauf der Jahre zu einer illustrierten Monatsschrift mit einer Auflage von 6000 Exemplaren. Von 1953 bis 63 besorgte er die Herausgabe eines Lesekalenders im Stil des „Guten Boten“: „Almanach de l'Eglise Evangélique Lu-

thérienne“ mit vielen eigenen Beiträgen. Von 1962 bis 78 hatte er die Hauptschriftleitung der Kirchenzeitung „Le Messager Evangélique“, die mit „Fraternité Evangélique“ verschmolzen wurde und zeitweise eine wöchentliche Auflage von 25 000 erreichte.

Das Ausscheiden aus der Redaktion und die 1983 erfolgte Pensionierung vom Pfarramt brachten mehr Freiheit. Er selbst betrachtet die seither erfolgten literarischen Veröffentlichungen „Die Fünfpfündige“, „Die kleinen Leute“ und „Das Fest der Begegnung“ als Nachlese. Aber hier zeigt sich Georges Kempf eben zu bescheiden.

„Die Fünfpfündige“ erschien 1981 im Kehler Mordstadt-Verlag. Diese Heimatliteratur („Erzählung aus einem Vogesental“ lautet der Untertitel) zeugt durchaus von literarischem Können. Die novellistische Handlung verläuft auf zwei Ebenen: in der Gegenwart – d. h. sozialer Wandel, Chalets und Wintersport, Antiquitätenjagd (auch nach Kuhglocken) – und in der Erinnerung einer sich besinnenden Erzähler-Person. Anlaß dazu ist das rätselhafte Verschwinden der „Fünfpfündigen“, einer Kuhglocke, allerdings keiner gewöhnlichen; sie hat einen magischen Klang, und mehr noch: sie ist eng verbunden mit dem Leben des Menschen, des Bergbauern Aade, dem sie einmal gehörte. Die Erzählung wird spannend eingeführt: eine unbekannte Stimme (einziges Merkmal ist der stark elsässische „accent“) meldet im Telefon „Onn a vôle ün clôsch“; der Autor versteht es, im Verlauf von filmischen Rückblenden die erinnerte Vergangenheit in Schüben und Bruchstücken heraufzuholen; zum Schluß wird die Sache bloß andeutend aufgeklärt.

Dem Leben dieser Menschen aus dem Volk ist dann (fast zehn Jahre später) eine Sammlung von Kurzgeschichten gewidmet, „Die kleinen Leute“ (1990 im Steinkopf Verlag, Stuttgart und Hamburg), als „eine Liebeserklärung in 14 Geschichten“ bezeichnet: ein Bekenntnis zu diesen „kleinen Leuten“, zu Volk, Land und Sprache, und zwar ohne falsche Idyllisie-

rung, wie auch (brauche ich es überhaupt hinzuzufügen?) ohne jede Spur von rückwärtsgewandter Volkstümelei. Das behutsam eingefügte Persönliche, Autobiographische, gestaltet dabei das Buch zur authentischen Zeugenaussage, *Mémoire d'Alsace* in deutscher Sprache als „langue régionale“. „Sehr informative Zeitgeschichte in Erzählungen verpackt“, heißt es treffend in einer Rezension. Das Buch bringt nicht bloß Erbauliches, wie man es von einem Landpfarrer erwarten könnte, es bestätigt vielmehr die menschliche Nähe wie die gekonnte Einfachheit des Erzählers, und was er von einer alten Waschfrau zu berichten weiß, läßt sich wohl auf ihn selber beziehen: „Sie war ein natürliches Erzähl-talent; stundenlang erzählte sie mir aus ihrem Leben, und ihre Erzählungen hatten durchweg eine Besonderheit: An jedem Menschen, der darin vorkam, wußte sie etwas zu loben. Hingegen erinnere ich mich nicht, ein Wort der Klage oder Anklage aus ihrem Mund gehört zu haben.“ Das Authentische liegt darin, daß der Autor von sich und seinen Leuten spricht, und daß diese Literatur nicht mehr sein will als sie ist, ehrlich, ganz ohne literarische Ambition und modische Anpassung. Dabei fehlt es nicht an einprägsamen Stellen (ich denke besonders an das Lebensende einer Mutter, Seite 89), es fehlt auch nicht an Humor und nicht an witzigen Einfällen (z. B. die Erzählung mit dem von Mäusen zernagten Manuskript, was bestimmt einem E. T. A. Hoffmann gefallen hätte). Mit seinem 1992 in Karlsruhe (beim evangelischen Presseverband für Baden) erschienenen Buch kommt der Geistliche wieder zu Wort: er berichtet vom sonntäglichen „Fest der Begegnung“, so der Titel, wieder mit bescheidenem Untertitel: „Anmerkungen eines alten Dorfpfarrers“. Doch wirkt immer noch belebend das Erzähl-talent sich aus, womit auch Theologie unterhaltend und unaufdringlich vermittelt, menschlich näher gebracht wird. *Prodesse et delectare!* das sei auch dem Geistlichen erlaubt! Nie spielt der Theologe den

Alleswisser. „Unheimlich sind mir die Über-eifrigen“, bekennt er, „die auf alles eine Antwort wissen, als hätten sie in der himmlischen Ratsversammlung mitgehört.“ Mit diesem letzten Büchlein sei der Schuster zu seinen Leuten zurückgekehrt, schreibt er mir; ich möchte ihm aber bescheinigen (wenn es notwendig wäre), daß auch der Autor der „Fünfpfündigen“ und der „Kleinen Leute“ bei seinem Leuten blieb. So gehört er seit Jahren und zurecht zu unserem elsässischen Schriftstellerverband.

Als 1981 „Die Fünfpfündige“ erschien, konnte eine Rezension folgendes vermerken: „Es ist die bemerkenswerte Entdeckung eines lebendigen Beispiels alter Sprachtradition, heute selten, und bemerkenswert angesichts des oft beklagten Rückgangs im Gebrauch dieser Sprache im Elsaß“ („Dernières nouvelles d'Alsace“, 4. 8. 1981). Hier liegt die Originalität und die Problematik dieser Literatur.

Die Sprache ist ja meilenweit entfernt vom heutigen Umgangsdeutsch in Deutschland, sie geht zurück auf die deutschsprachige Literaturtradition wie auf die geistliche Überlieferung. Paul Gerhard wird gesungen. Der eben zitierte Rezensent der „Fünfpfündigen“ erfaßt eine Anspielung auf Jeremias Gotthelf, der leichte Humor und die behutsame Zurückhaltung deuten auf Mörike zurück, der Literaturhistoriker erkennt die kaum entfernte Verwandtschaft mit solcher Literaturtradition und könnte manche Merkmale hervorheben. Es ist aber keine Konservensprache, auch nicht einfach eine Sonntagssprache, sie bleibt lebendig, und zwar durch ihre Verbindung mit der Mundart. Obwohl nur wenig Dialektstellen vorkommen, spürt man ständig (die Beispiele ließen sich anhäufen), wie diese Dichtung aus der Mundart schöpft, Worte und Wendungen ganz natürlich in die Hochsprache überträgt, und damit zeigt, wie sehr Hochdeutsch die „Schriftsprache“ des Elsässischen ist. Somit wird die heutige (endlich anerkannte) Definition der Regionalsprache bestätigt: Elsässerdeutsch *und* Hoch-

deutsch. „*Il n'existe en effet qu'une seule définition scientifiquement correcte de la langue régionale en Alsace, ce sont les dialectes alsaciens dont l'expression écrite est l'allemand. L'allemand est donc une des langues régionales de France.*“ (Rec-teur Pierre Deyon, „Programme langue et culture régionales en Alsac“, 1985). Schließlich ist die Authentizität dieser Literaturtradition heute vielleicht nur noch möglich im Abseits, als *Literatur im Abseits*, d. h. hier der sogenannten „Auslandsdeutschen Dichtung der Gegenwart“.

Aber nun das Problematische. Lautet die nüchterne Bestandsaufnahme nicht *Literatur auf sprachlichem Trümmerfeld*? Wir sind uns alle dieser Situation nur allzu bewußt und stellen uns Fragen. Gehört Georges Kempf nicht zur alten Garde, ja zu den letzten deutschschreibenden Autoren im Elsaß? Welche elsässischen Autoren können es noch, außer ein paar ganz wenigen, Zweisprachigen, in der Zwischenkriegszeit Geborenen, die noch versuchen, diese Literatur zu erneuern? Und wer im Elsaß kann dies noch lesen? Welche Jugend? Schon gibt es für ein deutsches Buch keinen Verleger mehr, weil keine ausreichende Leserschaft mehr vorhanden ist. Georges Kempfs Bücher sind in der Bundesrepublik erschienen: ein gutes Zeichen grenzüberschreitender Resonanz, aber ein schlechtes Zeichen was die Situation im Elsaß anbelangt.

So ist denn (ich wiederhole es) diese Preisverleihung umso bedeutsamer. Möge sie dazu

beitragen, zu retten, was noch zu retten ist, und vielleicht mehr noch: nicht bloß rückblickend, sondern in zukünftiger Orientierung kulturelle Möglichkeiten zu fördern in europäischer Perspektive; das bedeutet ganz besonders für uns: auf der Basis der deutsch-französischen Verständigung und der elsässischen Zweisprachigkeit, *un bilinguisme populaire*, und das heißt ja *Zweisprachigkeit in der/durch die Volksschule*. Das Schaffen des heutigen Preisträgers ist eine *défense et illustration* solcher Bestrebungen auf der Ebene einer Kulturarbeit, einer Volkskultur im besten Sinn des Worts, die heute mehr denn je bedroht ist. Man möge diese Literatur- und Kulturschaffen nicht für gering halten. Es ist jedenfalls wertvoller als die Anpassung an das modische Treiben der Medien und des Markts. Diesen heutigen Mächten der Volksverdummung stellt es eine Widerstandskraft entgegen. Hier gibt es noch eine *Volksbildung durch die Tradition des geistigen Worts*. Dies entspricht schließlich doch auch dem Geist und dem Erbe des Weimarer Klassikers, dessen Name dieser Preis nicht zu unrecht tragen darf.

* Laudatio zur Verleihung des Friedrich von Schiller-Preises der Stiftung F. V. S. zu Hamburg an Herrn Pfarrer Georges Kempf, Morsbronn-les-Bains (Elsaß), am 11. 3. 1993.

Zum Gedenken an Hans Krattiger-Enzler

Elmar Vogt, Hausen

Im 79. Lebensjahr verstarb am 17. Februar 1993 der 1914 in Binningen (Baselland) geborene Hebel-Plakettenträger Hans Krattiger-Enzler aus Riehen. Nach der eidgenössischen Maturitätsprüfung besuchte er die evangelische Lehranstalt in Schiers (Graubünden). Ein Theologiestudium in Basel und Berlin schloß sich an. Pfarrhelfer in Pratteln, Pfarrer in Lütisburg (Toggenburg) und Rheinfeldern waren die nächsten Stationen.

1953 wechselte Hans Krattiger in die Redaktionsstube der Basler Nationalzeitung, wo er

die Samstagsbeilage „Ratsstübli“ betreute. Ebenso war der Verstorbene 1970 der Initiator zur Gründung einer Kommission für bildende Künste in Riehen. Seit 1954 war Hans Krattiger auch Mitarbeiter der Riehener Zeitung und gehörte der Kommission des Riehener Jahrbuches an.

Über 30 Jahre hat er unter dem Pseudonym „Beppi“ dort die Wochenkolumnen „Zwischen Wiese und Birs“ als kritischer aber objektiver Chronist verfaßt.

Hans Krattiger gehörte zu den profiliertesten



Aus den Händen von Bürgermeister Karl Heinz Vogt erhielt Hans Krattiger-Enzler (rechts) beim Hebelabend 1983 die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette.

Foto: Johannes Wenk-Madoery

und markantesten Kulturberichterstatterern im Dreiländereck. Bis 1987 organisierte er über ein Jahrzehnt die Riehener Autorenabende. Über 80 Schriftsteller waren zu Gast bei Hans Krattiger. Mit Albin Fringeli begann es, mit Hansheiri Dahinden, früherer Regierungsrat in Altdorf, wurde der Reigen der großartigen Serie vieler Mundartdichter aus der Region von Straßburg bis an den Bodensee geschlossen. Schon in früher Jugend begann Hans Krattiger zu malen. Stilleben waren die „Spezialität“ von ihm. Pausbäckige Äpfel, zierliche Beeren, süße Trauben und verführerische „Chriesi“ hat er mit zarten und geduldigen Pinselstrichen auf das Papier „gezaubert“. Selbst Tagebücher mit Texten und Illustrationen sind als Erinnerungsalben auf den zahlreichen Reisen entstanden. Den Wohn- und Wirkungsort Riehen hat er in vielen Linol- und Holzschnitten in deutlichen Umrissen festgehalten. Aus eigener Feder stammen die Gedichtbände „Numme-n-e Spatz“ (1976), „Bauchlötzli“ (1981) und „Luege-n-und loose“ (1986). Als Schriftsteller war Hans Krattiger ein Poet des Alemannischen. Johann Peter Hebels Gedichte hat er einst drum von Hand nachgeschrieben und bunt illustriert.

Zum Gedenken an Hans Krattiger-Enzler

Die Anerkennung für solch vielseitiges Wirken und Schaffen ist nicht ausgeblieben. Die Gemeinde Hausen im Wiesental verlieh ihm in Würdigung seiner Verdienste als Bewahrer heimatlicher Werte, Maler und Zeichner, als Schriftsteller und Journalist die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 1983. Zu

seinem 75. Geburtstag im Jahre 1989 widmete ihm die Gemeinde Riehen eine Jubiläumsausstellung.

Mit dem Tod von Hans Krattiger-Enzler hat die Regio einen humorvollen und lieben Menschen verloren, dessen Ziel es war, im Guten auf die Mitmenschen einzuwirken.

Alle, die den „Chriesimoler“ Hans Krattiger-Enzler gekannt haben, werden ihn, nicht zuletzt wegen seiner freundlichen Art und seines vielseitigen malerischen und poetischen Werkes, in guter Erinnerung behalten.

Moole-n-und Dichte

*Moole-n-und Dichte — 's isch Beides e Gob
Und Beides e Gschänk vo de Muse,
Wo in mer inne schlummre-n-und huuse
Und wirke — em Schöpfer zum Lob.*

*Dichte-n-und Moole — si sinn bynenand
Wie Zwilling und düen sich ergänze.
Und's cha keins obni's andere glänze,
Sinn zämme — wie Härz und Verschtand.*

*Mool y, so git's drus e-n-Art e Gedicht,
Und Bilder entstöbn mer bym Dichte;
In Wörter verwandle sich Fälder und Fichte,
In Farbe-n-und Form denn e Gschicht.*

*'s dät's au an eim vo de musische Gschänk,
Am Dichte-n-oder am Moole.*

*Ha wäder's eint no's ander eim gstoble,
Und keins fallt mer lycht us em Glänk.*

*'s het Beides sy Sinn — und y dänk,
Y chönnt mi bym Moole vom Dichte-n-erhole.*

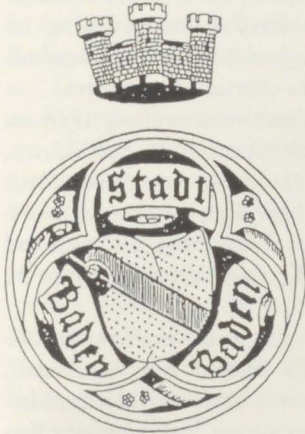
Hans Krattiger

75 Jahre

Ortsgruppe Badische Heimat Baden-Baden

Chronik einer Ortsgruppe im Landesverein Badische Heimat¹⁾

Dieter Baeuerle, Baden-Baden



Am Freitag, den 24. Mai 1918 wurde im Löwenbräu (8½, Nebenzimmer links) im Beisein des stellvertretenden Landesvorsitzenden Prof. Dr. Max Wingenroth die Ortsgruppe Baden-Baden im Landesverein BADISCHE HEIMAT gegründet. Auf Wunsch der „Miteinberufer“ Schäfer und Rössler übernimmt Wingenroth den Vorsitz der ersten Versammlung im damaligen Amtsbezirk Baden. Anwesend waren die Herren: Geh. Oberregierungsrat Freiherr von Reck, Stadtpfarrer Martin, Klosterpfarrer Gumpel, Dr. W. Baenkler, Rechtsanwalt A. Schäfer und Dr. Rössler aus „Baden“. Aus Baden-Scheuern Hauptlehrer Fettig und aus Sinzheim Hauptlehrer Wunderle. In Baden gab es zu diesem Zeitpunkt „schon an die 40 Mitglieder“ im 1909 aus 3

Heimatverbänden gegründeten Landesverein. Außer den Anwesenden erklärten noch die Herren Ilgen, Juwelier Fischer, Müller — BADAG, Stadtrat Anton Klein, Wilh. Hupka, Dr. E. Wohl und die Stadt Baden-Baden ihre Mitgliedschaft. Ein „Leib-und-Magen-Thema“ unserer Ortsgruppe stand schon damals als wichtiger Punkt zur Debatte: die neuen Wohnbauten nach dem Krieg . . .

Auf Vorschlag Wingenroth's wurde „Hochwohlgeboren“ Rechtsanwalt August Schäfer zum 1. Vorsitzenden und Stadtrat und Hofapotheker Dr. Oskar Rössler zum 2. Vorsitzenden gewählt. Ferner gehörten dem Vorstand an: Freiherr von Reck, Stadtpfarrer Martin, Stadtrat Stanislaus Kah, Prof. Lenz, Kassier Metzmaier, Schulkommissär Seeber, Hauptlehrer Wunderle und Hauptlehrer Fettig.

Am 5. Juni 1919 wurde bei der ordentlichen Mitgliederversammlung dieser Vorstand bestätigt und die Ämter verteilt: Kassierer wurde der Kassier des Spar- und Kreditvereins Metzmaier aus Baden-Lichtenthal und Schriftführer Lehrer Fettig. Zudem wurde die Satzung festgesetzt. Inzwischen hatte die Ortsgruppe 70 Mitglieder, nach der vom Dienstag, den 10. Juni bis Donnerstag, den 12. Juni 1919 dauernden Landesversammlung in Baden-Baden waren es am 1. Juli bereits 130. In diesem Jahr fand auch die erste Exkursion der Ortsgruppe statt: 40 Mitglieder besuchten das Kloster Lichtental. Im November erfahren wir von Raumproblemen:

im Kurhaus konnte nur tageweise geheizt werden, der „passende Raum“ im Schwarzwaldhof hatte eine unzuverlässige Heizung. Trotzdem konnte der Bevölkerung und den Mitgliedern ein interessantes Veranstaltungsprogramm geboten werden.

1920 fand der erste Lichtbildervortrag über das Alte Schloß von Prof. Wingenroth in der Aula der Oberrealschule statt. Der Stadtrat beschloß damals: „Von einer Mietrechnung wird ausnahmsweise abgesehen.“

Im August 1923 schrieb der Schriftleiter des Landesvorstandes Hermann Eris Busse, dessen Schwiegervater Geigenbauer Wesche in der Langen Straße 90 wohnte, einen Dankesbrief an die Ortsgruppe wegen einer Spende von 100 000 Mark. Der Druck des damaligen Heftes kostete 400 Millionen! Dabei fragte er auch an, ob über den Oberbürgermeister Fieser nicht „ein Dollarman für uns zu gewinnen“ sei?

Bei der Mitgliederversammlung am 14. 2. 1924 im Nebensaal des Löwenbräu begrüßte 1. Vorsitzender August Schäfer 12 Anwesende. Da er selbst wegen „Berufsgeschäfte“ zurücktreten wollte, wurde als 1. Vorsitzender Regierungsrat Piazzolo gewählt. Neue Mitglieder im erweiterten Vorstand waren Seine Exzellenz von Limbourg, Stadtschulrat Spitz und ab Dezember der Schriftleiter des Badeblattes Alfred Madero. Von den damaligen 150 Mitgliedern waren 25 Frauen, ganz überwiegend Lehrerinnen von Beruf.

1926 wurde wegen der Versetzung des 1. Vorsitzenden nach Karlsruhe Redakteur Madero, und nach dessen „Weggang“ 1927 Regierungsrat Kamm 1. Vorsitzender der Ortsgruppe. Der nach dem Tod von Lehrer Fettig neugewählte Schriftführer Steueramtmann Sohn schrieb im Jahresbericht als letzten Satz: „Bei den eigenartigen Verhältnissen in Baden-Baden ist es nicht leicht die Ortsgruppe auf breitere Grundlage zu stellen, doch konnten die Abgänge durch Neuabnahmen ungefähr ausgeglichen werden.“

Neuer Rechner wurde Emil Diemer, der dieses Amt bis 1961 ausübte.

Bei der Generalversammlung 1928 im Hotel Schwarzwaldhof erschienen wiederum 12 Mitglieder. Die Damen Hermann (Pianistin) und Freudenberg prüften die Kasse mit einem Guthaben von 232,18 Mark. Da es mit dem „Vertrauen“ so eine Sache ist, war Rechtsanwalt Schäfer bei der Prüfung mit dabei . . .

Neben dem Naturschutz und Denkmalschutz (Nikolaus von Leyden) stand neben den üblichen Vorträgen die Familienforschung im Vordergrund. Ab Juni 1930 wurden regelmäßige genealogische Abende veranstaltet.

Während der Generalversammlung 1928 im Löwenbräu wurde einstimmig beschlossen, „2 Mitgliedern, die infolge von Arbeitslosigkeit nicht in der Lage sind, ihre Vereinsbeiträge zu bezahlen, als solche weiterzuführen und die Kosten auf die Kasse der Ortsgruppe zu übernehmen.“

Das Jahr 1931 weist einige interessante Namen auf: Freiherr Eduard von Pagenhardt, der im Dezember 1930 einen Lichtbilder- und Schallplattenvortrag hielt und der Verband der Polizeibeamten, die von der Ortsgruppe über den Pflanzenschutz informiert wurden, traten der Badischen Heimat bei. Über 50 Mitglieder verließen die Ortsgruppe, Polizeidirektor von Reck und Prof. Linde, die beide dem Vorstand angehörten, zogen fort. Architekt Härke und Oberstleutnant a. D. Platz rückten für sie nach, 26 neue Mitglieder bedeuteten einen Mitgliederstand von 165. Der Winterhilfe wurden 30 RM und dem Schwarzwaldverein zum Bau der Schutzhütte auf der Badener Höhe 25 RM überwiesen.

Die Machtübernahme durch die NSDAP schlägt sich auch in den Akten der Ortsgruppe nieder. Das Mitglied der Badischen Heimat Ernst Ehlert gründete in Baden-Baden den „parteilosen“ „Kampfbund für deutsche Kultur e. V.“ und forderte die Ortsgruppe zum Beitritt auf. Der 1. Vorsitzende Kamm

tritt ein, die Ortsgruppe hat sich „vorerst nicht entschliessen können“, aus „pekuniären Gründen“.

Busse warb für den Kampfbund („... dessen Wirken wir nur begrüßen“,...“), der ein starkes Deutschtum einforderte, bereits in einem Schreiben „An die Herren Vorsitzenden unserer Ortsgruppen“ vom 20. Mai 1933. Sein Bemühen war, „dass durch örtliche Änderungen oder Eingriffe die ruhige Weiterarbeit der „Badischen Heimat“ nicht „gestört“ wird.

In der Beilage zum Allgemeinen Anzeiger Für Baden-Oos und Umgebung verkündete Busse: „Die deutsche Zeitwende hat sich für Volk und Vaterland entschieden“. Daß dies schon am 24. Juni 1933 geschah erscheint mir bemerkenswert.

Daß ausgerechnet unser Mitglied auf Lebenszeit (für 100 RM) Karl Jörger mit einem „Gedicht“ mit Namen „Deutsche Zeit“ in unserer Zeitschrift, die damals noch „Mein Heimatland“ hieß, eines der — „Gott-sei-Dank“ — seltenen pro-Hitler Veröffentlichungen lieferte, kann hier nicht verschwiegen werden.²⁾

In der Jahreshauptversammlung am 26. 3. 1934 stellte der Vorstand seine Ämter zur Verfügung, wurde jedoch „nach einer Debatte“ einstimmig wiedergewählt. 1. Vorsitzender und Schriftführer schrieben tags darauf nach Freiburg: Es war beabsichtigt, „der Ortsgruppe im Sinne der heutigen Zeitverhältnisse eine neue Führung zugeben. Die Wiederwahl ist „wohl nur mehr aus persönlichen Gründen erfolgt“, „und vielleicht auch deshalb, weil die zweifelsohne auch hier vorhandene Bewegung, die einer derartigen Wiederwahl naturgemäß hätte entgegenstehen müssen, im Kreise der Versammlung noch nicht genügend erstarkt war“. Busse schrieb einen Monat später, daß er die Umgestaltung „im Sinne des Führerprinzips „für zweckmäßig“ hält, es aber damit nicht eilt, da ihm Kultusminister Wacker bei der letzten Unterredung antwortete: „Weshalb denn, ich weiß ja, was

und wie sie arbeiten“ . . . Außerdem wäre es „selbstverständlich“, „dass der Landesführer dann Sie wieder zum Vorsitzenden der Ortsgruppe Baden-Baden“ ernennen würde.³⁾ 1935 wurde die Jahreshauptversammlung im Schwarzwaldhof „mit einem Siegheil auf den Führer und das Vaterland um 10¼ Uhr geschlossen“. 40 Anwesende waren „nicht mehr mit unnützen Debatten belastet“, dem Führerprinzip sei Dank! Am 14. Okt. teilte der Kreiskulturwart mit, daß unsere Ortsgruppe sich dem Deutschen Volksbildungswerk „zu unterstellen“ hat. „Das heisst, die gesamte öffentliche Arbeit . . . wird hinfort ausschliesslich vom Deutschen Volksbildungswerk bestimmt“. Schwer hatte ihm die Ortsgruppe die Gleichschaltung bestimmt nicht gemacht . . .

So verwundert es auch nicht, wenn im Monatsbericht 1936 2 jüdische Mitglieder, Prof. Dr. Artur Flehinger und der Arzt Dr. Wilhelm Neumann unter Abgänge notiert sind. Ende 35 setzte die Erziehung im nazionalsozialistischen Sinne die arische Abstammung voraus . . .

Diesmal begann im Olympiejahr 1936 die Jahreshauptversammlung am 30. März mit einem dreifachen Siegheil, der Vorstand blieb gegenüber 1927 beim ersten und seit der Gründung 1919 beim zweiten Vorsitzenden unverändert. Der 1. Vors. Max Kamm gab seine Neuernennung durch den Landesvorstand bekannt und berief Dr. Oskar Rößler zum Stellvertreter, Alfons Maier (Obersteuerinspektor) wurde Schriftführer und Familienforscher Emil Diemer (Oberpostinspektor a. D.) blieb Kassierer. Als Beisitzer wurden „nach kurzer Aussprache . . . festgesetzt“: Geh. Hofrat Dr. Blum, Ministerialdirektor i. v. R. Dr. Fecht, Oberstadtbaurat Haag, Architekt Härke, Schuldirektor i. R. Wöhrle und Hauptlehrerin i. R. Anna Sachs.

Die 2. Landeshauptversammlung in Baden-Baden fand vom 9.—11. Oktober 1937 mit viel Prominenz statt. U. a. sprach der Generalinspektor für das deutsche Straßenwe-

Badische Heimat

Verein für Volksekunde
ländliche Wohlfahrtspflege
Heimatschutz und Denkmalpflege

Freiburg i. Br.

Protokoll der Versammlung der Mitglieder der
Badischen Heimat aus dem Amtsbezirk Baden am Freitag, den
24. Mai 1918 Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr im Nebenzimmer des Löwenbräu zu
Baden - Baden.

Anwesend aus Baden die Herren: Geh. Oberregierungsrat Freiherr von Reck,
Stadtpfarrer Martin, Klosterpfarrer Gumpel, Dr. W. Baenkler, Rechts-
anwalt A. Schäfer, Dr. Oskar Rössler.

aus Baden - Schönenbrunn: Hauptlehrer Fettig,

aus Sinzheim: Hauptlehrer Wunderle

aus Freiburg: der stellvertr. Landesvorsitzende Prof. Dr. M. Wingenroth.

Der Letztere übernimmt auf Wunsch der Mitsprachenden der Versammlung,
der Herrn Rechtsanwalt Schäfer und Herrn Dr. Oskar Rössler den Vorsitz,
legt die Aufgaben der Badischen Heimat im Einzelnen und ihre grossen
Gesamtziele dar, begründet die Notwendigkeit einer regen Werbung wäh-
rend dem Kriege, einer tüchtigen Vorbereitung für den Frieden und da-
mit der Gründung von Ortsgruppen, die in allen Amtsbezirken ins Leben
gerufen werden sollten. Er list die entsprechenden Paragraphen der
Satzung des Landesvereins vor. Da nach dieser schon bei der Anzahl von
15 Mitgliedern die Gründung einer Ortsgruppe zulässig, in Baden aber
schon an die 40 Mitglieder vorhanden sind, so scheint der Zeitpunkt
für die Gründung einer solchen Ortsgruppe gekommen. Geh. Oberregierungs-
rat Freiherr von Reck begrüsst den Gedanken, gibt weitere Ausblicke
über die Tätigkeit der Badischen Heimat besonders auch nach dem Krieg
auf dem Gebiete der neuen Wohnungsbauten usw. Hierauf wird die Grün-
dung der Ortsgruppe beschlossen, mit der ausser den Anwesenden sich
auch noch einig erklärt hatten die Herren:

Jlgen, Juwelier Fischer, Müller - Badag, Stadtrat Anton Klein, die
Stadt Baden, Wilh. Hupke, Dr. E. Wohl. Auf Vorschlag Wingenroths wird

zum ersten Vorsitzenden der Ortsgruppe gewählt: Rechtsanwalt A. Schäfer
zum zweiten Vorsitzenden Stadtrat Dr. Oskar Rössler, in den Vorstand
ausserdem die Herren: Geh. Oberregierungsrat Freiherr von Reck,
Stadtpfarrer Martin, Stadtrat Stanislaus Kah, Prof. Lenz, Kassier
Metzmaier, Schulkommissar ^{in Karlsruhe} Seeber, Hauptlehrer Wunderle, Sinzheim,
Hauptlehrer Fettig, Oes-Scheuern. Die Stadt soll ersucht werden, den
Stadtbaureis Krautz zu ihrer Vertretung in den Vorstand zu entsenden.
In Aussicht genommen für den Vorstand ist noch Prof. Engelhorn.

Es soll die Satzung der Ortsgruppe Karlsruhe eingeholt werden,
um mit ihrer Benützung die Satzung der neuen Ortsgruppe zu entwerfen.
Von Vorträgen soll vor dem Herbst abgesehen werden, dann aber eine rege
Tätigkeit entfaltet werden. Wingenroth verspricht von Seiten des Lan-
desvorstandes eine Anzahl Vorträge zur Verfügung zu stellen. Einst-
weilen sollen möglichst eifrig Mitglieder geworden werden.

Schluss der Sitzung 10½ Uhr.

sen Dr. Todt über „die Straßen Adolf Hitlers“, den Autobahnbau von Karlsruhe über Baden-Baden nach Basel und die Schwarzwaldhochstraße. 3 Pf pro Liter Benzin wurden zur Finanzierung erhoben. Eine Werbeaktion, vornehmlich bei Hoteliers und Ärzten brachte 57 neue Mitglieder, das bedeutete 230 Mitglieder insgesamt.

Ende der 1930iger Jahre ging es schon um den „Fortbestand der Ortsgruppe“. Es wurde die Frage gestellt: Soll man auf die Vorträge verzichten, oder soll man sie zusammen mit dem Schwarzwaldverein durchführen? Baugestaltung, Reklameunwesen und der Naturschutz standen immer noch im Mittelpunkt des Vereinsinteresses, die genealogischen Abende (!) wurden jedoch erstaunlicherweise nicht mehr so gut besucht. Am 20. Mai 1939 (geb. 1. 12. 1859) starb der 2. Vorsitzende, Dr. Oskar Rößler, ein Mann der ersten Stunde (ebenso Kunstmaler Ivo Puhonny u. Oberstleutn. Platz). Die Einschränkungen wegen des 2. Weltkrieges schlugen sich auch in den Veranstaltungen nieder, ein Lichtbildervortrag im Krokodil 1942 war die letzte, Max Kamm war damals noch 1. Vorsitzender.⁴⁾

Am 23. Mai 1949 wurde der Landesverein wiedergegründet⁵⁾ (u. a. mit Leo Wohleb). Ende 1950 zählte man 3540 Mitglieder, 3000 Wiedereintritte und 500 neue Mitglieder. In Baden-Baden übernahm Rektor Singer die Vorarbeiten zur Neugründung, die Anregung kam wohl aus dem damaligen Stammtisch „Kulturkreis“. Er lud als Unterzeichner zu einer Vorbesprechung am 22. 11. 1950 in den Weinberg ein.

Am 2. Dezember 1950 erfolgte wiederum im Löwenbräu unsere ordentliche Gründungsversammlung, bei der folgender Vorstand gewählt wurde: 1. Vorsitzender: Friedrich Singer, 2. Vors.: Hermann Heußler (Dolmetscher), Schriftführer: Hauptlehrer Karl Jörger, Kasse: Oberpostinspektor i. R. Emil Diemer (seit 23 Jahren). Beirat: Stadtpfarrer Hugo Heiler und Dr. Dr. Waldemar Braun, Frauenarzt.

Oberbürgermeister Schlapper wurde für seine Mithilfe beim Zustandekommen der Gründungsversammlung „aufrichtig“ gedankt. Die Ortsgruppenbibliothek konnte teilweise „gerettet“ werden und befand sich „nunmehr in wohl geordnetem Zustand im Gang der Volksbücherei“. Im Winter wurden dann noch 3 öffentliche Veranstaltungen beschlossen.

3 Tage vor dem Ende des Jahres 1950 wurde das „Hauptproblem“ der Nachkriegszeit, „das liebe Geld“ in einem Schreiben an den Landesvorstand in Freiburg angesprochen: „... es fehlt aber die Hauptsache, um leben zu können, das Lebenselixier, das Geld“. — Gibt es wirklich nicht wichtigeres auf dieser Welt ??? Nun, Geldprobleme lassen sich lösen, das Veranstaltungsprogramm 1951 weißt einige „Leckerbissen“ auf, und Namen, die heute noch in Erinnerung sind: Am 9. März eröffnete Julius Kraetz mit einem Lichtbildervortrag „Baden-Baden im Zeitalter der Romantik — Entwurf eines Stadtplans“, die Herren Lehrer Singer und Jörger folgten mit heimatlichen Themen, bevor am 30. Sept. eine Führung durch die Stadtgeschichtlichen Sammlungen mit Verwalter Ofteringer folgten. Ein Vortrag von Dr. Dr. Braun mit Lichtbildern über das heimische Pflanzenleben und vom Kreispfleger für Ur- und Frühgeschichte, Paul Braun über seine Forschungen zu diesem Thema folgten, Themen, wie sie bis heute unser Jahresprogramm bestimmen . . .

Am 22. Januar 1952 gab es im Oberen Saal vom Kranz einen Wechsel in der Vereinsführung: Dr. Dr. Waldemar Braun wurde 1. Vorsitzender, ein Amt das er bis 1967 inne haben sollte. Diemer blieb Rechner, Schriftführer wurde Schloß und dem Beirat gehörten Friedrich Singer und Karl Jörger — und ab 1953 noch Prof. Dr. von Pritwitz und Gaffron an. Hofapotheker Dr. Hans Rößler, der ehrenamtliche Konservator der 1892 gegründeten Städtischen Sammlungen hielt den Haupt-

vortrag an diesem Abend. Ohne die Rößler's ging also nichts bei der Badischen Heimat . . . Jeden 2. Donnerstag im Monat traf man sich im Weinberg zu einem zwanglosen Zusammensein, wobei die bauliche Veränderung unserer Stadt auch damals ein Thema war (Palais Hamilton). 1953 wurde dann der Anspruch formuliert, daß die Ortsgruppe bei denkmalpflegerischen Angelegenheiten gehört werden soll. In diesem Jahr wurde auch der Stadtrat um einen Zuschuß gebeten, der im Mai mit 400,— DM aus Mitteln der BKV erfüllt wurde.⁶⁾ Eine reiche Vortragstätigkeit sind zu diesem Zeitpunkt den Zeitungen zu entnehmen.

1954 wurde Singer zum Stellvertreter und Paul Braun und Rolf Gustav Haebler im Löwenbräu neu in den Beirat gewählt. Hauptlehrerin Huber wurde Schriftführerin. Vom 25.—27. September fand wieder eine Landesversammlung in unserer Stadt statt. Neben der Weiterentwicklung der Satzung (bis 1975 gültig) stand das andere „Leib- und Magen-Thema“ unserer Ortsgruppe im Vordergrund: der Naturschutz, oder wie man heute sagen würde: der Umweltschutz (militärische Besatzung des Feldberges, Hoch- und Oberrhein, „Dauerbrenner“ Wutachschlucht — 200 000 Unterschriften, Klosterkirche Frauenalb, altes Mühlrad in Meersburg, und und und . . .). Der damalige Präsident unseres Landesvereines gab damals die Parole aus, der wir auch heute noch fröhnen: Es gilt, „die Allgemeinheit aufzurütteln, . . . um Schlimmeres zu verhüten.“⁷⁾

In der 2. Hälfte der 50iger Jahre umfaßten die Vorträge Themen von den Römern über Marionettentheater, Luftschiffen, Trachten bis hin zu Fidel Castro. Schnurrabende, Heimattage standen neben vogelkundlichen Wanderungen ebenso auf dem Programm wie eine Reinhold Schneider-Gedächtnisfeier (1958) oder eine Initiative für ein Stadtarchiv (1957). Die erste Elsaßfahrt fand im Juni 1957 statt, Kaiserstuhl und die Pfalz folgten . . .⁸⁾

1958 hielt Margot Fuß ihren ersten Vortrag über die ehemalige St. Wolfgangkapelle. Sie wurde am 18. April im Römerhof in den Beirat gewählt und 1959 Schriftführerin für Frl. Huber.

Die Generalversammlung im Februar 1961 im neuen Vereinsaal des Löwenbräu wählte unter der Leitung von Dr. Rößler folgenden Vorstand: 1. Vorsitzender: Waldemar Braun, 2. Vorsitzender: Karl Jörger, Schriftführerin: Margot Fuß, Kassierer für den 88jährigen Emil Diemer: Dipl.-Kaufmann Hans Ludwig, Beirat: Rolf Gustaf Haebler, Julius Kraetz, Oberforstmeister Belzer von Albertis und Paul Braun. Anschließend sprach Stadtrat Haebler über „verschiedene Probleme des heimatlichen Denkmalschutzes“: Hl. Nepomuk, Gestaltung neues Kurviertel „am Rotenbächle“, Spitalkirche; Kruzifix, Ölberg, Kapelle Mariae Gnadenbronn („mittelalterliche Oase“), . . .

Im April 1961 hielt „ein gewisser“ Forstassessor Lothar Brandstetter im Holland-Hotel einen Lichtbildervortrag: Skizzen aus dem Stadtwald, viele werden ihm noch folgen . . . Am 2. Mai trafen sich die Freunde und Mitglieder der Ortsgruppe in der Geroldsauer Mühle zu einem Maientrunk.

Im Januar 1961 führte Regierungsbaurat Weber durch das Augustabad, dessen Abriß bevorstand (1962). Der „Geist des Abbruches“ war in den folgenden Jahren des öfteren Thema der Sitzungen: Höllengasse, Stéphanie, Englischer Hof, Oostäler Fachwerkhäuser, Brahmshaus, . . . Die Erfolge wurden jedoch stets durch neue Abriße und „Verschandlungen“ getrübt. Der Verlust des typischen Baden-Badener-Flair's ging und geht uns „unter die Haut“, Zerstörungen zerstören! Am 24. Mai 1962 — auf den Tag genau 44 Jahre nach der Ortsgruppengründung — las man im BT: „Dann äußerte sich Baurat Wendt (Mitglied seit 1961) zum Problem der Höllengasse und hielt deren Erhaltung oder

LANDESVEREIN BADISCHE HEIMAT
ORTSGRUPPE BADEN-BADEN

Sonntag, den 14. März, nachmittags 4 Uhr,
im Gartensaale des Kurhauses

Scheffel-Feier

Zum 100. Geburtstage des Dichters

V O R T R A G S F O L G E

Akademische Fest-Ouverture Brahms
Städtisches Orchester, Leitung: Musikdirektor Paul Hein

O wende nicht den scheuen Blick, Männerchor
mit Trompetensolo E. Kremser
Text aus Scheffels „Trompeter von Säckingen“
Liedertafel Aurelia, Leitung: Otto Halter

Festrede: Dr. Wilhelm Zentner-München

Rezitationen: Bruno Schmitt-Wiburger

In den Alpen, Männerchor (Text von Scheffel) .. Hegar
Liedertafel Aurelia, Leitung: Otto Halter

Das Programm gilt als Eintrittskarte.
Preis 1 Mark — Für Mitglieder 50 Pfg — Für Schüler 20 Pfg.

Wiederherstellung im alten Stil, wie sie auch in anderen Städte geschehe, für möglich und empfehlenswert, da die Kulisse der kleinen alten Häuser als Maßstab für das Neue Schloß notwendig erscheine.“ Regierungsbaurat Weber geriet in seiner Rolle als Stadtplaner unter Beschuß, seine Pläne, „das veraltete Bäderwesen Baden-Baden's konkurrenzfähig zu machen“ gefielen nicht. In „freier und fundierter Sprache“ wurde Widerrede geführt.

Am 16. März verlieh OB Schlapper im Gartensaal des Kurhauses den „in seiner Bestimmung einmaligen“ Heimatpreis für 1962 an unseren 1. Vorsitzenden, Altstadtrat Dr. med. und Dr. phil. Braun (80 Jahre) und 1963 an Stadtarchivar h. c. Rolf Gustav Haebler (75). 1964 wurde Stadtamtmann Hellmut Reimann zum neuen Schriftführer und Pfarrer Willibald Reichwein zum Rechner gewählt. Selbiger Pfarrer wollte im September 1965 bei einer Neckarburgenfahrt die gotische Kapelle „s'Kirchle auf'm Hebart“ zeigen: Aus den geplanten 30 Meter „in den Wald hinein“ wurden 300, und die Ruine, „ein markiger Punkt dieser Landschaft“, blieb im Dickicht verborgen und war nicht auszumachen . . . 1966 besuchte die Ortsgruppe bereits zum 2. Mal das Uhrenmuseum in Furtwangen mit 80 Teilnehmern. Die beiden Fahrtleiter wurden wegen ihres Schwarzwälder Dialektes nicht immer verstanden: Hätte man mich damals in meiner Heimatstadt benachrichtigt, wäre ich gerne als „Dolmetscher“ behilflich gewesen. Als im Oktober 1966 Beisitzer Julius Kraetz den Heimatpreis verliehen bekam, stellt ein Otto A. Braun 30 Wurzeln im evangelischen Gemeindehaus aus.

Der 2. Mai 1967 brachte in der Vorstandschaft die erste große Veränderung nach dem 2. Weltkrieg: Der 1. und 2. Vorsitzende traten zurück (Braun und Singer), die Beiräte Haebler und Jörger ebenfalls. Ein „junger“ Vorstand wurde gewählt: 1. Vorsitzender: Dr. Lo-

thar Brandstetter und 2. Vorsitzende: Margot Fuß. Reimann und der danach verstorbene Pfarrer Reichwein behielten ihre Ämter, Singer, Kraetz, Paul Braun und der zum Ehrenvorsitzende ernannte Dr. med und Dr. phil. Braun bildeten den Beirat.

Am 26. Juni 1967 besichtigte man die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Stiftskirche. Über die Baugeschichte referierte Emilie Ruf, die die Ausgrabungen ständig begleitete. Einen Monat später führten FrL. Ruf und Frau Fuß durch die Stadtgeschichtlichen Sammlungen, denen die Badische Heimat von Anfang an eng verbunden war, begrüßt vom Konservator und Ehrenkustos Dr. Hans Rößler.⁹⁾ Im August wurde „die frühere Übung wieder aufgenommen“, sich allmonatlich „zwanglos“ außerhalb der großen Veranstaltungen zu treffen (1. Mittwoch im Monat, ab 1968 am 2. Dienstag). Am ersten dieser Abende referierte Dr. Brandstetter im Weinberg vor wenigen — von insgesamt 167 Mitgliedern — über alte Gewerbe im Stadtwald.

Am 30. September 1967 organisierten die Damen Ruf und Fuß ihre erste Elsaßfahrt nach Beinheim, Betschdorf, Surbourg, Walbourg, Niedersteinbach und Weissenburg. Zwei Busse waren bei dieser Fahrt über die Wintersdorfer Brücke notwendig.

Die Generalversammlung im Hotel Bock im Mai 1969 berief mit Emilie Ruf und Felix Wittmann zwei neue Beisitzer, Paul Braun und Singer schieden aus dem Vorstand aus. Im Oktober erhielt Friedrich Singer zusammen mit Karl Jörger aus der Hand von OB Carlein den Heimatpreis der Stadt überreicht, die Laudatio hielt Dr. Brandstetter.

Im April 1970, anlässlich des Europäischen Naturschutzjahres referierte der 1. Vorsitzende Dr. Brandstetter im Löwen-Friedrichsbad über Fragen und Probleme der Umwelt. Schon zu dieser Zeit forderte er: „Retournez à la nature“ (Rousseau). Damals war der sog. Handlungsbedarf schon gegeben. Dies konnten die Teilnehmer einer Fahrt durch den

Baden-Badener Stadtwald mit eigenen Augen verifizieren: das Waldsterben wollte man jedoch damals noch nicht wahrhaben, geschweige den begreifen . . .

Nachdem man 1970 „im neuen Vereinsheim Laterne“ tagte (6000 Mitglieder Landesverein, 200 Ortsgruppe), trafen sich die Mitglieder am 6. April 1973 zur Generalversammlung im „Vereinslokal“ Kranz. Die Versammlung stand unter Zeitdruck, „da das Lokal früher als sonst geschlossen würde“. Fr. Fuß und Frl. Ruf wurden für ihr Vereinsengagement besonders hervorgehoben. „Rechnungsführer“ Reimann gab sein zweites Amt als Schriftführer an Ratsschreiber Rudolf Liebich aus Steinbach ab. Hr. Wittmann trat aus Gesundheitsgründen, Julius Kraetz altershalber zurück. Frl. Ruf und Mittelschullehrerin Frl. Eleonore Gauges wurden im „3-Frauen und 3-Männer-Vorstand“ neue Beisitzer, ein Amt das sie erfreulicherweise bis heute ausüben.

Mitgliederstatistik 1973:

Mitgliederentwicklung:	1963: 155
	1968: 157
	1973: 201
Berufe:	61 öffentlicher Dienst (23 Lehrer, 19 leitende Beamte und Ang., 17 sonstige Beamte und Angestellte)
	40 „Hausfrauen“
	28 Freie Berufe (Arzt, Architekt, Anwalt . . .)
	26 Selbständige
	5 Arbeiter und Ang., 4 leitende Ang. und Direktoren
	1 Schüler/Student
	36 keine Angaben

Zu erwähnen als besondere Vereinsaktivität in den 70iger Jahren sind die Jugendtreffen der Ortsgruppe.

Regelmäßige Veranstaltungen im Kurhaus (1977 Dr. Schwarzmaier über die Staufer oder Prof. Röhrich über Volkskunst), Fahr-

ten (viele ins Elsaß), regelmäßige monatliche Vorträge und mannigfaltige Vereinsaktivitäten (z. B. 100. Todestag von Anna Zerr die Betreuung ihres Grabes, . . .) bestimmten das Programm in den nächsten Jahren.

1982 setzte sich der Vorstand neu zusammen: 1. Vorsitzender blieb Dr. Brandstetter, Kassierer wurde Helmut Bähr nach dem Tod von Hellmut Reimann und Beisitzer Frl. Ruf, Frl. Gauges, Réne Binoche und Kurt Blume. Die Ortsgruppe zählte 144 Mitglieder, hauptsächliches Veranstaltungsort war der Deutsche Kaiser in der Merkurstraße. 1986 wurde das Heft „Aequae — Baden-Baden in römischer Zeit“ von Dr. Egon Schallmayer von der Ortsgruppe herausgegeben. Es ist heute vergriffen. 2 Jahre später erschien von Hansmartin Schwarzmaier: Baden-Baden im frühen Mittelalter.

Am 28. 4. 1985 fand im Alten Bahnhof die außerordentliche Mitgliederversammlung des Landesvereins statt. Die Verabschiedung der neuen Satzung stand auf der Tagesordnung, 100 Mitglieder berieten darüber. Der Dank des Landesvorsitzenden Vögely galt Dr. Brandstetter „für die Besorgung des Saales, der nüchtern, dem Beratungsthema angemessen war und vor allem nichts kostete“. In der öffentlichen Gemeinderatssitzung am 5. Juni 1985 wurde der „Preis der Stadt Baden-Baden“ an die ehemalige Leiterin der Stadtgeschichtlichen Sammlungen, Frau Margot Fuß, verliehen.

Das „2000jährige“ Baden-Baden und die Thermennamengebung waren Ende der 80iger Jahre lokalpolitische Dauerbrenner, an der sich auch die 130 Mitglieder starke Ortsgruppe beteiligte. Im Mai 1987 erhielt der 1. Vorsitzende in der Person von Hannes Leis als Stellvertreter Unterstützung, Neuer Beisitzer wurde Oberstudiendirektor Küchle. Als Wahlleiter fungierte Dr. Haehling von Lanzenuer. Der fehlende Vereinsnachwuchs machte dem Vorstand Sorgen, mit einem attraktiven Programm wollte man dieser Tendenz Paroli bieten.

Zusammen mit dem Arbeitskreis für Stadtgeschichte führte die Ortsgruppe eine Unterschriftenaktion anlässlich des Schwarzwaldhofabbrisses durch. Die "Rettung des Stadtbildes" war und ist schon immer ein Anliegen unserer Ortsgruppe.

Nach 23 Jahren als amtierender Vorsitzender trat Dr. Brandstetter von seinem Amt und den damit verbundenen Belastungen zurück. Am Montag, den 9. April 1990 wurde Dipl. Päd. Dieter Baeuerle im Deutschen Kaiser — Merkurstraße zu seinem Nachfolger gewählt. Wie sein Vorgänger Waldemar Braun im Mai 1967 wurde er im Mai 1990 zum Ehrenvorsitzenden der Ortsgruppe ernannt, in deren Beirat er bis heute aktiv geblieben ist. 1992 folgte die Ehrenmitgliedschaft im Landesverein.

Quellen

Akten der Ortsgruppe
Stadtarchiv Baden-Baden
Zeitschriften der Badischen Heimat
Hinweise von Vereinsmitgliedern

Anmerkungen

¹⁾ Dieser Vortrag wurde bei der Festversammlung anlässlich des 75jährigen Bestehens der Ortsgrup-

pe im Landesverein Badische Heimat im Altenbahnhof (Luisensaal) Baden-Baden am 8. Mai 1993 gehalten.

²⁾ in: Mein Heimatland Heft 7/8, 1933. Seite 14.

³⁾ Schreiben vom 21. April 1934.

⁴⁾ Der letzte Brief von Busse in den Akten der Ortsgruppe stammt vom 3. Juni 1940. Darin schreibt er an den 1. Vorsitzenden Kamm u. a.: „... daß ich allmählich auch verspüre, daß ich schon zu lange und immer angespannt im Geschirr stehe. Wir müssen ja jetzt wohl oder übel auf der Stelle treten, aber nach dem glückhaften Kriegsende werden wir erneut im ganzen Land zwischen Bodensee und Main Fuss fassen.“ Zum Schluß schreibt er: „Hoffentlich bleibt unsere Heimat von weiteren Schrecken und Schaden bewahrt. Nach den letzten, ungeheuren Leistungen unserer Wehrmacht dürfen wir aber unentwegt guten Mutes sein, und ich bin überzeugt, daß der neue Schlag, der bevorsteht, uns völlig befreit und aufatmen lässt.“

⁵⁾ U. a. war auch Leo Wohleb, der während des 3. Reiches Schuldirektor in Baden-Baden war, an der Neugründung mitbeteiligt.

⁶⁾ 1955 betrug der Zuschuß aus Mitteln der Stadt 800,— DM. Seit 1956 erhält die Ortsgruppe einen jährlichen Zuschuß von 1000,— DM.

⁷⁾ Badische Heimat Heft 4, 1954. Seite 323—325.

⁸⁾ Bei der Festversammlung 1993 konnte der Vorsitzende die damaligen Teilnehmerinnen Ruth Braun, Dr. Gudrun Härke und Emilie Ruf persönlich begrüßen.

⁹⁾ Die Stadtgeschichtlichen Sammlungen wurden 1892 auf Initiative der Stadträte Stanislaus Kah und Hugo von Boemle gegründet. Heute umfassen sie 2 Museen: das Stadtmuseum im Baldreit und die Sammlungen im Torbogen des Neuen Schlosses.

EINLADUNG

Wir beehren uns, Sie zur Gründungsversammlung des
Ortsvereins Baden-Baden im Landesverein

„BADISCHE HEIMAT“

am Samstag, den 2. Dezember 1950, um 20 Uhr im
Nebenzimmer des „Löwenbräu“ einzuladen.

Die Einberufer.

Ortsgruppe Heidelberg

W. Hoffner, Heidelberg

Im Jahr 1992 versuchte die Ortsgruppe Heidelberg einen Neuanfang. Innert eines halben Jahres wurden Veranstaltungen und Exkursionen organisiert, die eine rege Beteiligung verzeichneten.

Durch den Weggang von Prof. Dr. Gamer wurde eine Zeit reicher Tätigkeit unterbrochen, die Herr Gering als neuer Vorsitzender im Februar 1990 aufnehmen wollte. 1992, nach einem Jahr ohne sichtbare Vereinstätigkeit, mußte der Landesverein an die etwa 120 Mitglieder der Ortsgruppe Heidelberg die Frage richten, ob es in Zukunft noch eine Gruppe Heidelberg geben könne. Etwa 20 Mitglieder trafen sich unter Vorsitz des stellvertretenden Landesvorsitzenden, Herrn Alexander Lindinger, und wählten zum kommissarischen Leiter der Ortsgruppe Herrn Wolfram Hoffner. Zur Mitarbeit im Vorstand fanden sich Herr R. Kaschau und Herr G. A. Ungerer bereit.

Neben der Neuordnung der Finanzen, der Überprüfung der Mitgliedschaften in monatlichen Sitzungen hat die Arbeitsgruppe eine Reihe von Aktivitäten vorangebracht. Am 26. Juni hielt Herr Dr. H. Lurz einen Vortrag über die Geschichte Neuenheims. Eine Kraichgaufahrt fand am 17. Oktober 1992 statt mit reger Beteiligung, die einen Bus füllte. Die Jahresschlußversammlung mit musikalischem Rahmen wurde ein guter Erfolg.

Viele Mitglieder hörten ein musikalisches Rahmenprogramm junger Violinisten und einen Vortrag von E. Schöll über die Eigentümer des Schlößchens Handschuhsheim. Der Vorstand bemüht sich weiterhin, Mitglieder zu aktivieren und neue zu finden. Das Programm, das für 1993 erstellt wird, soll auch jüngere Leute ansprechen. Das bewährte Mitteilungsblatt „Blick vom Schloß“ wird 3–4 mal im Jahr erscheinen.

Von Widerstand bis Resistenz

Zur Einrichtung der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“ an der Universität Karlsruhe

Michael Kießener/Forschungsstelle „Widerstand“

Drei Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur veröffentlichte der 1938–45 emigrierte Historiker Hans Rothfels unter dem Titel „The German Opposition to Hitler“ eine Studie, die bis heute zu den bedeutendsten Werken über den deutschen Widerstand gegen Hitler gehört. Entgegen der im englischsprachigen Raum damals verbreiteten Ansicht, das deutsche Volk habe geschlossen hinter der Bewegung Adolf Hitlers gestanden, beschrieb Rothfels darin viele markante Widerstandsgruppen und wies auch auf vielfältige Formen von Widerstand hin, die in manchen Teilen der Bevölkerung zu finden gewesen seien. Seitdem haben sich Zeitzeugen, Historiker, Journalisten und Publizisten in einer kaum mehr überschaubaren Flut von Darstellungen bemüht, diesen vielgestaltigen Widerstand zu erforschen, darzustellen und in die Geschichte des „Dritten Reiches“ einzuordnen. Dabei orientierte man sich zunächst an aufsehenserregenden Aktionen, wie dem Attentat des 20. Juli 1944; seit dem Ende der 60er Jahre wandte sich dann eine jüngere Historikergeneration mehr dem Arbeiterwiderstand zu, dem man sich bis dahin vornehmlich in der DDR mit dem Anspruch, jene Tradition weiterzuführen, gewidmet hatte. Neuerdings werden, bedingt durch ein vielbeachtetes Forschungsprojekt des Instituts für Zeitgeschichte/München, auch „Kleinformen des zivilen Mutes“ (M. Broszat) vornehmlich auf regionaler Ebene

untersucht, um Herrschaftspraxis und -alltag des „Dritten Reiches“ zu erfassen.

Desiderate

Und dennoch ist vieles, insbesondere im deutschen Südwesten, noch unerforscht, unbekannt. Ein Blick in die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei, in Untersuchungsakten und Anklageschriften offenbart Hunderte von Namen und Schicksalen, die weder den bekannteren Widerstandskreisen noch dem vielbeschriebenen Arbeiterwiderstand zuzurechnen waren und daher kaum oder gar nicht in einschlägigen Darstellungen berücksichtigt wurden. Gleiches gilt für jene, die im Umkreis von Widerstandsaktionen wie dem 20. Juli 1944 wirkten oder für den Fall des erhofften Umsturzes bereitstanden. Wer an dieses Attentat erinnert, gedenkt in jedem Fall und zu Recht Claus Schenk Graf von Stauffenbergs, nur selten aber des Württembergischen Staatspräsidenten Eugen Bolz oder des Karlsruher Rechtsanwalts Reinhold Frank. Selbst über Landtagsabgeordnete und Stadtverordnete, die sich vor und nach 1933 dem Nationalsozialismus widersetzen, ist wenig bekannt.

Forschungsgrundsätze

Solche Defizite, insbesondere für den südwestdeutschen Raum, auszugleichen, ist eine

der Hauptaufgaben der neugegründeten Forschungsstelle „Widerstand“ an der Universität Karlsruhe unter der Leitung von Prof. Dr. R. Lill. Widerstand in seiner ganzen Bandbreite vom Ausweichen vor dem Gleichschaltungsdruck (Widerständigkeit) über den öffentlichen Protest (Widerspruch) bis hin zum zielgerichteten Vorgehen, das meist nur von wenigen nach schwerer Gewissensentscheidung angestrebt wurde (Widerstand im engeren Sinn), soll systematisch untersucht und dokumentiert werden. Ziel ist die Gewinnung eines differenzierten Bildes der nationalsozialistischen Zeit und die Würdigung bislang vergessenen, mutigen Einstehens, nicht eine Überbewertung widerständigen Verhaltens gegenüber massenhafter Anpassung. Besonderes Interesse gilt Personen und Gruppen, deren Widerstandshandeln oder deren Selbstbehauptung durch eine fundierte, konzeptionelle Haltung geleitet war wie z. B. bei Mitgliedern der Kirchen und demokratischer politischer Parteien. Im einzelnen soll hier auch geprüft werden, ob und wie solche Personenkreise nach 1945 beim Aufbau einer neuen, demokratischen Rechtsordnung wirksam wurden. Die Erinnerung an diejenigen, die die Kontinuität liberaler, rechtsstaatlicher und potentiell demokratischer Prinzipien über die Diktatur hinweg bewahrt haben, soll so wachgehalten werden.

Forschungstätigkeit

Die Ergebnisse dieser Forschungen sollen in wissenschaftlichen Reihen publiziert werden, die mit wachsendem Umfang eine Gesamt-sicht und Bewertung des südwestdeutschen Widerstandes ermöglichen werden. Über die rein landesgeschichtliche Perspektive hinaus werden von Anfang an aber auch komparatistische Arbeiten angestrebt. So sollen vergleichende Studien beispielsweise zum Wider-

stand gegen die kommunistische Diktatur in Ostdeutschland unter regionalem Blickwinkel entstehen oder Verbindungslinien zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Frankreich und Italien aufgezeigt werden. Daneben wird auch an die Erarbeitung von Hilfsmitteln für die Forschung wie Bibliographien u. ä. gedacht.

Voraussetzung für diese Arbeiten ist eine derzeit im Aufbau befindliche Spezialbibliothek sowie die Anlage einer EDV-Datenbank, die zunächst in Kurzbiographien das vorhandene Wissen über Widerständler in Südwestdeutschland erschließen soll. Außerdem ist beabsichtigt, Zeitzeugen zu befragen und das in Privatnachlässen noch vorhandene schriftliche Material zu sichern. Die Forschungsstelle ist daher sehr an Kontakt zu Personen oder deren Angehörigen interessiert, die in irgendeiner Form am Widerstand gegen den Nationalsozialismus beteiligt waren (Postanschrift am Ende dieses Berichts).

Politische Bildung

Forschung ist allerdings nur ein Aspekt der Tätigkeit der neuen Dienststelle. Durch Vorträge, Seminare, Ausstellungen und Berichte in nichtwissenschaftlichen Zeitschriften soll versucht werden, die Rezeption wissenschaftlicher Erkenntnis in der Öffentlichkeit zu unterstützen. Außerdem wird eine zu diesem Zweck eigens konzipierte Schriftenserie Forschungsergebnisse vorstellen und die tagespolitische Bedeutung der Widerstandsgeschichte erläutern. Dadurch sollen Wurzeln unserer staatlichen Identität bewußt gemacht und die heute vielleicht mehr denn je notwendige demokratische Tugend der Zivilcourage am historischen Beispiel verdeutlicht werden. Anschrift: Forschungsstelle „Widerstand“, Universität Karlsruhe, Franz-Schnabel-Haus, Postfach 6980, 76128 Karlsruhe

Dr. Helga Walter-Dressler geht in den Ruhestand

Von der Archäologie zur modernen Kunst

Franz Josef Wehinger, Karlsruhe

Es gehört nun mal zu den datenbezogenen Mechanismen unseres Berufslebens, daß die unvermeidlichen Schritte in den Ruhestand an einem ganz bestimmten Tag beginnen. Für Dr. Helga Walter-Dressler, in einem Dutzend Jahren Direktorin der Städtischen Galerie und der Kunstsammlungen, ist dieser wichtige Lebensstufen-Abschnitt am 31. März erreicht. Oberbürgermeister Professor Dr. Seiler wird sie dann in den Ruhestand verabschieden. In etlichen Wochen feiert sie ihren 65. Geburtstag, nach Jahrzehnten unermüdlichen und verdienstvollen Wirkens für die Ordnung und die Präsentation der Karlsruher Sammlungen.

Dr. Walter-Dressler stammt aus Karlsruhe, ist aber in Berlin aufgewachsen, wo der Vater — Dipl.-Ing. — in einem großen Konzern wirkte. Ihre inzwischen 97jährige Mutter ist Durlacherin.

Die Evakuierung nach Schlesien folgte 1946 die Rückkehr in die Heimatstadt und zwei Jahre später (an der Schule Numero 11) das Abitur am Realgymnasium Durlach.

Ehe das gründliche Studium der Kunstgeschichte möglich wurde, arbeitete Helga Dressler elf Jahre im Karlsruher Verlag G. Braun. Die vielseitige Tätigkeit in diesem alteingesessenen Unternehmen — z. B. als Leiterin der Herstellungsabteilung, im Lektorat und als Sekretärin des Verlagsleiters der Abteilung Schulbuch — kam der künftigen Galerie-Direktorin sehr zugute, etwa bei den Preiskalkulationen für Kataloge oder im Blick auf ihre drucktechnischen und gestaltungsmäßigen Möglichkeiten.

Von 1959—67 studierte sie in München und in Freiburg bei den Professoren Hans Sedlmayr und Kurt Bauch Kunstgeschichte, mit den Nebenfächern klassische und christliche Archäologie. Die Freiburger Promotion der Dr. phil. galt 1967 dem ins 16./17. Jahrhundert gehörenden flämischen Bildhauer Alexander Colin von Mechelen. Mit so ferneren Zeiten der abendländischen Kunstgeschichte hatte Dr. Dressler dann freilich vorwiegend nur am Anfang ihrer Berufsarbeit bei der Stadt Karlsruhe zu tun: Dort begann sie gleich 1967 mit der wissenschaftlichen Erschließung der 1800 Blätter umfassenden Ferdinand Siegelschen Sammlung. Sie begann im Lesesaal der Büchereien am Marktplatz mit niederländischen Kupferstichen und Radierungen der Colin-Zeit.

In etlichen Jahren waren — mit der Zwischenstufe Amtsleiterin — Ausstellungen nur unter erschwerten Umständen möglich — an wechselnden Schauplätzen und vornehmlich in Ferienwochen. Den schnellen Aufstieg brachte dann 1981 die Eröffnung der Jugendbibliothek, Stadtgeschichte sowie Kunst-Dauer- und Wechselausstellungen unter dem Prunkvilla-Dach vereinenden Prinz-Max-Palais. Einen weiteren Aufschwung in Richtung Internationalisierung dieser Ausstellungen brachten 1983 die alljährlichen „Europäischen Kulturtag“. Mit dem doch ziemlich kleinen Team von drei Kunstwissenschaftlerinnen für die Ausstellungen, die Katalogisierung der Bestände und die inzwischen Dutzende von meist umfangmäßig aufwendigen

Katalogen konnten bislang im Prinz-Max-Palais 51 Kunst-Schauen präsentiert werden, mit teilweise internationalem Format, neben Ausstellungen für lokal oder regional herausragende Künstler-Persönlichkeiten.

Die letzten von Dr. Walter Dressler verantworteten PMP-Publikationen sind der Katalog zur laufenden Schnarrenberger-Ausstellung und die Bilanz der Anschaffungen 1981—91. Die Direktorin ist inzwischen „Herrin“ über mehr als 14 000 Kunstwerke. In der genannten Zeit konnte die Stadt ihre Bestände um rund 2000 Kunstwerke aus Vergangenheit und (vorwiegend) Gegenwart erweitern. Zeitgenössisches hat sie auftragsgemäß vorrangig gesammelt, aber auch aus Überzeugung, nicht zuletzt deshalb, weil dabei die Möglichkeit besteht, mit den Künstlern in Kontakt zu kommen.

Im Katalog der Neuerwerbungen plädierte sie: „Auch in Zeiten finanzieller Engpässe sollte man Kunst und Künstlerförderung nicht für zweitrangig halten, sie gehören nach

wie vor zu den unverzichtbaren Aufgaben der Gesellschaft.“

Zu den Zukunftswünschen gehört es, daß museumspädagogische Aktivitäten (gerade für Schulen) erweitert werden können. Für Freunde der Stadt-Galerie gibt's schon heute ein Bonbon. Voraussichtlich zur Baseltiz-Ausstellung ab Juni soll sie durchgehend geöffnet sein.

Die seit 15 Jahren in Grötzingen lebende Kunstwissenschaftlerin will nun zunächst verständlicherweise mehr Zeit für ihre Familie haben und sich im Rahmen des Möglichen verstärkt wieder Skilaufen und Wandern zuwenden.

Am Tag vor der Verabschiedung aus dem 1981 eigens für sie geschaffenen Amt soll der Gemeinderat über die Nachfolge entscheiden.

Voraussichtlich ab dem kommenden Wintersemester wird Dr. Walter Dressler an der hiesigen Akademie für Wissenschaftliche Weiterbildung kunstgeschichtliche Vorträge halten.

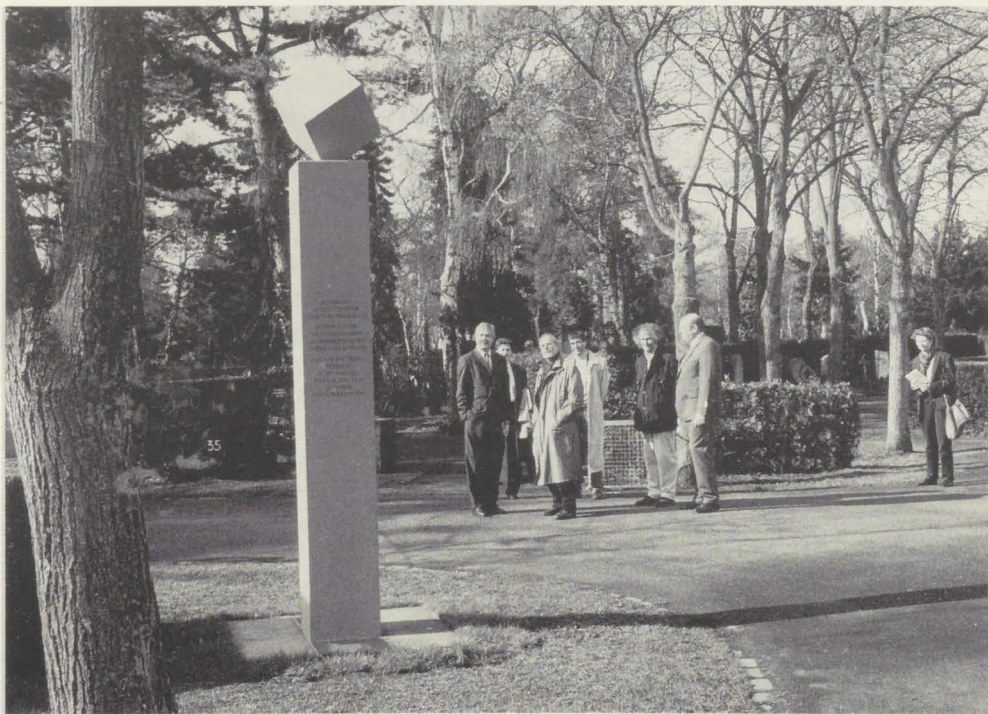
1916: Bomben auf den Zirkus in Karlsruhe

Gedenkstein erinnert an den Schrecken von damals

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Bei einem Luftangriff am Fronleichnam am 22. Juni 1916 auf Karlsruhe wurden 120 Menschen, darunter 71 Kinder, getötet, welche die Nachmittagsvorstellung des Zirkus Hagenbeck auf dem Festplatz besuchten. Dr. Erich Roth hat mit seinem eindrucksvollen Aufsatz „Die Galavorstellung. Erinnerungen eines Karlsruhers an den Fronleichnamstag 22. Juni 1916“ in unserem Heft 2/92 über das schreckliche Geschehen berichtet. Seinen und seiner Freunde Bemühungen ist es nun dank

des Verständnisses und Entgegenkommens der Stadt, vertreten durch den Dezernenten Bürgermeister Heinz Fendrich, gelungen, daß endlich ein Gedenkstein errichtet wurde, der auf dem Hauptfriedhof auf die Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges hinweist. Das schlichte Denkmal ist von großer Aussagekraft. Der Künstler, Bildhauer Gerhard Karl Huber, hat einen drei Meter hohen Sandsteinsockel geschaffen, auf dem ein auf die Spitze gestellter Würfel sitzt. Er sagte bei der Übergabe seines



Gedenkstein auf dem Karlsruher Hauptfriedhof

Werkes an die Öffentlichkeit, daß er mit diesem Würfel der bis dahin unbekannt und unberechenbaren Gewalt von oben ein Zeichen setzen wollte. Er habe bewußt auf eine figürliche Darstellung des Schreckens verzichtet.

Daß aber Gewalt von oben bis heute noch Gültigkeit hat, darauf geht der Sockelspruch ein: „Die Mahnung zur Umkehr blieb ungehört.“ Zweijährige Bemühungen fanden mit diesem Mahnmal einen gültigen Abschluß.

Ausstellung zu David und Nathan Chytraeus in Menzingen

Karl-Heinz Glaser

Der langjährige Menzinger Pfarrer Otto Becher hat 1908 die „Kraichgaurede“ von David Chytraeus (1530—1600 übersetzt¹) und der evangelische Gemeindesaal des Ortes ist nach dem Rostocker Gelehrten benannt. Ganz vergessen war in Menzingen also nie, daß einer der bedeutendsten Theologen und Historiker des 16. Jahrhunderts hier die ersten Jahre seiner Kindheit verbracht hat. Weit weniger bekannt ist allerdings — und das nicht nur in Menzingen — der Lebensweg von Davids jüngerem Bruder Nathan, der am 15. März 1543 in Menzingen geboren wurde und vor allem als neulateinischer Dichter, aber auch als Pädagoge in Rostock hervorgetreten ist. Den beiden Humanisten widmete die Stadt Kraichtal aus Anlaß des 450. Geburtstages von Nathan Chytraeus (1543—1598) eine große Ausstellung in Menzingen und legte gleichzeitig ein Buch mit Beiträgen namhafter Chytraeus-Kenner vor.²)

Unterstützt wurde die Ausstellung durch die Universitätsbibliothek Rostock, die über 60 Bücher aus dem 16. Jahrhundert und zahlreiche Graphiken zur Verfügung stellte, sowie durch Leihgaben des Melanchthonhauses Bretten. In Bretten wurden im vergangenen Jahr anläßlich einer kleineren Ausstellung zu Nathan Chytraeus auch erste Kontakte mit Rostock geknüpft und bei einem Besuch von Kraichtals Bürgermeister Horst Kochendörfer in der Hansestadt konnte die Ausstellung konkret vereinbart werden. Mit Bretten schließlich verbindet Kraichtal seit den Heimattagen 1990 das gemeinsame Interesse an

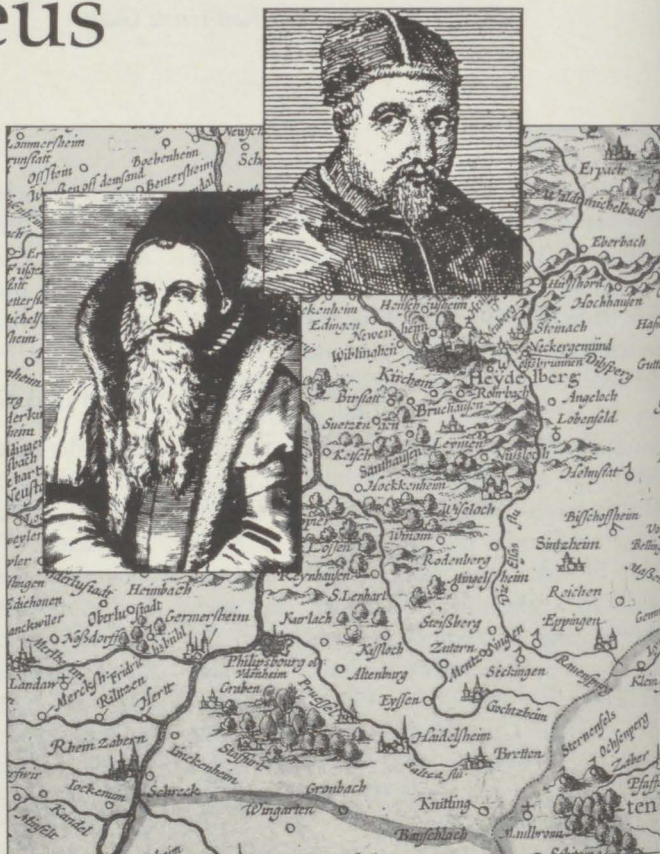
einem weiteren Ausbau des „Kulturverbundes Kraichgau“ und hinzu kommt natürlich, daß mit David Chytraeus der bedeutendste Schüler Philipp Melanchthons in Menzingen vorgestellt wurde.

David und Nathan Chytraeus

Dank der unkomplizierten, vor wenigen Jahren noch kaum denkbaren Kooperation mit Rostock konnten in Menzingen erstmals alle bedeutenden Werke von David und Nathan Chytraeus gezeigt werden. Eine beeindruckende publizistische Produktivität der beiden Humanisten tat sich für die Besucher auf. So beschränkte sich David keineswegs auf theologische und historische Abhandlungen, wengleich er mit der „Geschichte der Augsburger Konfession“, der „Sachsenchronik“ oder seiner „Catechesis“ die breiteste Wirkung erzielte. Die humanistische Weite seiner Interessen zeigte sich auch in astronomischen und genealogischen Forschungen, seinen zu verschiedenen Anlässen gehaltenen und publizierten Reden und dem Briefwechsel, der von Konstantinopel bis Island reichte und alle zeitgeschichtlichen Fragen umspannte. Auch die Kraichgaurede ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Nach einer Reise in die ferne Heimat und als Dank an seinen Förderer Peter von Mentzingen 1558 in Rostock auf lateinisch gehalten, bedeutete die 1561 publizierte Abhandlung die erste umfassende landeskundliche Beschreibung des Kraichgaus. Insbesondere die Reformations-

David und Nathan Chytraeus

Zwei
Humanisten
aus dem
Kraichgau



Eine Ausstellung zum 450. Geburtstag
von Nathan Chytraeus

Stadt Kraichtal
in Zusammenarbeit mit der
Universitätsbibliothek Rostock

geschichtsschreibung verdankt ihr wichtige Angaben.³⁾

Als führender Theologe der Universität Rostock war David Chytraeus auch einflußreicher Ratgeber seiner mecklenburgischen Landesherren, fertigte Gutachten und unternahm ausgedehnte Reisen durch Europa. Bekannt ist auch seine Mitwirkung an der Konkordienformel und sein stetes Bemühen, zur Einigung des Luthertums im ausgehenden 16. Jahrhundert beizutragen. Als langjähriger Rektor war er maßgeblich an dem organisatorischen Neuaufbau der Universität Rostock beteiligt. Die herausragende Stellung, die sich Chytraeus im Laufe seines fast 50jährigen Wirkens in Rostock erwarb, wird nicht nur aus den überlieferten Nachrufen anlässlich seiner Beisetzung deutlich. Das erst jüngst aufgefundene und in dem neuen Chytraeus-Band veröffentlichte Testament belegt auch, daß David als Universitätslehrer und im Fürstendienst ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben hat, das er treusorgend seiner zweiten Frau und den Kindern aus beiden Ehen zusprach, ohne dabei die Rostocker Studenten zu vergessen. Bedauerlich ist aus heutiger Sicht, daß der letzte Wille des Gelehrten, seine sicherlich stattliche Bibliothek geschlossen zusammenzuhalten, nicht in Erfüllung ging.

Als Nathan Chytraeus in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts in Menzingen aufwuchs⁴⁾, studierte David bereits in Tübingen und später in Wittenberg bei Philipp Melanchthon. Lediglich in den Ferien werden sich die beiden Brüder gesehen haben und vielleicht gab — neben dem fördernden Elternhaus — das Vorbild Davids den Ausschlag für die akademische Laufbahn des jüngeren Bruders. Auffallend ist jedenfalls, daß Nathan die einzelnen Stationen der Ausbildung ähnlich rasch absolvierte, dem Bruder 1555 nach Rostock folgte und dort 1564 ebenfalls Professor⁵⁾ wurde. Die Parallelität ließe sich bis zur Heirat mit Töchtern aus angesehenen Patrizierhäusern fortsetzen.



Nathans bleibende Bedeutung liegt vor allem in seiner geistlichen und weltlichen neulateinischen Dichtung. Er schilderte die Erlebnisse seiner großen Europareise 1565—67 in eindrucksvollen Reisegedichten und vergaß dabei auch seine ferne Heimat Menzingen und den Kraichgau nicht. In Rostock hat Nathan nicht nur als Professor und Gründer der Universitätsbibliothek gewirkt, sondern war auch erster Rektor der wiedergegründeten Stadtschule und hat ein beispielhaftes Schulprogramm vorgelegt.⁶⁾

Nathan Chytraeus blieb allerdings im Gegensatz zu seinem Bruder der würdige Abschluß seines Lebenswerkes in Rostock versagt. Ab 1590 spitzte sich der Konflikt mit den streng lutherischen Predigern in der Hansestadt um das angeblich calvinistische Bekenntnis Na-

thans zu. Durch den Ausschluß vom Abendmahl persönlich tief getroffen, veröffentlichte Nathan sein Glaubensbekenntnis, in dem er eine unabhängige Position in dem Glaubensstreit vertrat. Nach den sehr persönlich geführten Angriffen wurde Nathans Stellung in Rostock unhaltbar. Er ging mit seiner Familie nach Bremen, wurde Rektor der Stadtschule und starb hier 1598. David Chytraeus hielt sich in dem Streit um das Bekenntnis seines Bruders offenbar zurück. Auch über spätere Kontakte nach Bremen, wo Nathan in eher bescheidenen Verhältnissen lebte, ist nichts bekannt.

Menzingen und der Kraichgau

Die Ausstellung in Menzingen griff über die Biographie und das Werk der beiden Humanisten hinaus und legte einen weiteren Schwerpunkt auf die Geschichte Menzingens und des Kraichgaus im 16. Jahrhundert. Unterstützt wurden die Veranstalter dabei auch von Freiherr Dominicus von Mentzingen, der zentrale Dokumente aus dem Familienarchiv zur Verfügung stellte. So war neben Lebensbriefe und Heiratsberedungen erstmals die durch Peter von Mentzingen erlassene bemerkenswerte Dorfordnung aus dem Jahre 1546 im Original zu sehen. Völlig unbekannt war bislang das Lagerbuch von 1562 mit sozialgeschichtlich bedeutenden Angaben zu den Besitzverhältnissen und Abgabepflichten eines Ritterdorfes im 16. Jahrhundert.

Neben der Kraichgauredede von David Chytraeus war auch die „Cosmographia“ von Sebastian Münster (1544) in einem schönen kolorierten Exemplar der Universitätsbibliothek Rostock zu sehen. Die frühe Reformation im Kraichgau wurde unter anderem durch Leihgaben des Melanchthonhauses Bretten und die Erstausgabe von Martin Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation“ (1520) illustriert.

Positive Resonanz

Die Ausstellung im Menzinger Chytraeus-Saal ist nicht nur bei der Eröffnung auf großes Interesse und auf sehr positive Resonanz gestoßen. Schließlich waren erstmals nahezu alle Schriften von David und Nathan Chytraeus im Original zu sehen. Ausgehend von den eindrucksvollen Exponaten wurde aber auch versucht, ein Zeitbild zu entwerfen und die lokale Geschichte des Kraichgaus und der Hansestadt Rostock einzubeziehen. Die Biographie der beiden Brüder stand exemplarisch für die konfessionellen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts.

In die einzelnen Stationen der Ausstellung führten Überblickstexte ein, die auf eine breitere Öffentlichkeit abzielten und durch Abbildungen und Graphiken ergänzt wurden. Inzwischen haben die Universitäten in Hamburg und Oslo sowie das Melanchthonhaus Wittenberg Interesse an der Ausstellung gezeigt und werden Teile davon übernehmen. Auch dies dürfen die Veranstalter als Erfolg werten.

Motiviert durch das Ausstellungsprojekt konnte relativ kurzfristig auch das genannte Begleitbuch realisiert werden, auf dem die weitere Chytraeus-Forschung aufbauen kann. Mit der Dorfordnung Menzingen und der Reformation im Kraichgau wurden auch hier lokalgeschichtliche Themen einbezogen.⁷⁾

Anmerkungen

¹⁾ Otto Becher, *Das Kraichgau und seine Bewohner zur Zeit der Reformation*, Karlsruhe 1908.

²⁾ K.-H. Glaser, H. Lietz, St. Rhein, (Hrsg.) *David und Nathan Chytraeus. Humanismus im konfessionellen Zeitalter*, Verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1993. Vgl. auch zum folgenden die einzelnen Aufsätze dieses Bandes.

³⁾ Über die Verbreitung des Buches im Kraichgau selbst und die Frage, inwieweit Chytraeus mit seiner Kraichgauredede zu einer Identitätsfindung

dieser Region beitragen konnte, läßt sich nur spekulieren. Vgl. jüngst K. Graf, *Der Kraichgau. Bemerkungen zur historischen Identität einer Region*, in: St. Rhein (Hrsg.), *Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit*, Sigmaringen 1993 (= Melanchthon-Schriften der Stadt Bretten, Bd. 3).

⁴⁾ Der Vater Matthäus Kochhaf war seit 1530

evangelischer Pfarrer in dem Ritterort.

⁵⁾ Allerdings nicht für Theologie, sondern für lateinische Sprache und Poesie.

⁶⁾ Vgl. zu Nathan auch: Th. Elsmann, H. Lietz, S. Pettke (Hrsg.), *Nathan Chytraeus. Ein Humanist in Rostock und Bremen*, Bremen 1991.

⁷⁾ Eine ausführliche Besprechung des Buches folgt in dieser Zeitschrift.

Spenden 1992

v. Rotberg Sigmund, Remagen	Prof. Richter, Stuttgart
Webhof Friedel, Lahr	Dr. Roth Erwin, Offenbrug (Autor)
Kaiser Vera, Frankfurt	Armbruster Ernst, Bad Rippoldsau
Krieg Bruno, Lahr	Idler Kurt, Freiburg
Merkelbach Else, Karlsruhe	Schröder Paul, Hornberg
Merkelbach Charlotte, Karlsruhe	Dr. Fritz Norbert, Heidelberg
Dr. Miess Heinz, Mannheim	Eckerle Elsbeth, Baden-Baden
Köhler Alfred, Baden-Baden	Kühn Liesel, Freiburg
Knauth Doris, Mudau	Willhauck Johanna, Breisach
Grueninger H. Wolfgang, Konstanz	Volz Hans Konrad, Schwäb. Hall
Wolf Rudolf, Mannheim	Bürgermeisteramt Ketsch
Bergmann Wilma, Lahr	Gemeinde Reilingen
Prof. Dann, Eberbach	Lober Ursula, Karlsruhe
Friedlin Sofie, Mannheim	Scheffler Rudolf, Karlsruhe
Clauss Joh., Oldenburg	Hager Anni, Lahr
Müller Hedwig, Lahr	Opitz Helmut, Seelbach
Schreckenberger Karl, Karlsruhe	Dr. Graupner Armin, Neckargemünd
Hausrath Erna, Freiburg	Seiter Otto, Merzhausen
Simon Hans, Karlsruhe	Dr. H. G. Zier, Karlsruhe
Dr. Götz Edith, Emmendingen	Neckenauer Albert, Schwetzingen
Laubenberger Anne, Freiburg	Loewe Horst, Bruchsal
Schaack Walter, Gundelfingen	Heuser Rosa, Bruchsal
Diehm Elfriede, Pforzheim	Hundt Dieter, Kandern
Goll Hermann, Tuttlingen	59 Mitglieder bezahlten einen Beitrag
Schöffel Wolfgang, Stuttgart	in Höhe von DM 50,— (je DM 10,—
Dr. Ritter Rudolf, Lahr	= Spende)
Dr. Rachel Lothar, Rastatt	

Geplagte Schulmeister von anno dazumal

Das Verhältnis von Lehrer und Gemeinde in Karlsruhe-Bulach von 1741—1810

Gerhard Silbener, Offenburg

Die älteste Form der Lehrerbildung war die sog. Schulmeisterlehre, bei der ähnlich wie in handwerklichen Berufen ein Schulmeister Lehrlinge ausbildet, die nach einer Prüfung zunächst als „Schreiber“, später als „Schulgesele“ oder „Untermeister“ ihren Dienst versahen, bis sie endlich selbst eine der seltenen Stellen als Schulmeister erhalten konnten.¹⁾ Während sich diese Verhältnisse bereits seit dem Spätmittelalter in Städten nachweisen lassen, werden sie nach Erscheinen der ersten Schulordnungen, die meist im Rahmen der im 16. Jahrhundert einsetzenden Kirchenordnungen gelten, auch auf dem breiten Land allgemeiner. Es sind nun die heute meist mit „Küsterschulen“ bezeichneten Vorformen der jetzigen Grund- und Hauptschulen, die auch z. B. in der Württembergischen Schulordnung von 1559 gemeint sind, wenn den einzelnen „Flecken“ das Recht zukommt, ihre Schulen bestimmten Schulmeistern selbst zu „verleihen“. Dazu wird auch hier eine Art Examen vor „verordneten Kirchenräten“ verlangt.²⁾

Ähnliche Verhältnisse finden wir auch in anderen Territorien und die noch immer vollständigste Darstellung von K. Fischer³⁾ bietet eine Fülle von Details, meist aus dem mitteldeutschen Raum, die uns die abhängige und armselige Stellung eines damaligen Lehrers vor Augen führen.

Mit einem Beispiel aus der unmittelbaren Umgebung Karlsruhes soll dies hier durch Aufzeigen der Verhältnisse von Lehrer, Gemeinde und Schulbehörde bestätigt werden. Bulach bei Karlsruhe gehörte um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit Daxlanden, Grün-

winkel und Beiertheim zur katholischen Markgrafschaft Baden, die über das Amt Ettlingen diese Ortschaften in unmittelbarer Nähe zur evangelischen Markgrafschaft Baden-Durlach verwaltete. Seit etwa 1742 unterrichtet dort in Bulach ein aus Schöllbronn stammender Schulmeister Johann Georg Wagner.⁴⁾ Er hatte diese Stelle von der Gemeinde Bulach zugleich mit der Meßnerstelle übertragen bekommen, nachdem er zuvor an verschiedenen Orten Präzeptor, d. h. Unterlehrer gewesen war. Nach der Zustimmung des Ettlinger Amtmanns und des Bulacher Ortspfarrers hatte er sich einem Examen beim Dekan des Landkapitels unterzogen und dabei die üblichen und erforderlichen Leistungen gezeigt. Vermutlich wäre nie über ihn etwas Besonderes aktenkundig geworden — so wenig wie über seinen Vorgänger Franziskus Roth — wenn nicht 1773, also 30 Jahre nach seiner Einsetzung als Schulmeister, Schwierigkeiten mit der Gemeinde aufgetreten wären.

Die Gemeinde klagte Wagner an, die Kinder zu stark zu strafen und die Behörde gab aufgrund eines Berichtes vom 28. Februar 1773 ihrem Drängen nach und pensionierte den langjährigen Lehrer des Dorfes mit 40 Gulden, etwa 11% des für 1810 nachgewiesenen Jahresgehaltes eines Bulacher Schulmeisters von 348 Gulden.

So leicht, wie sie sich es gedacht hatte, wurde sie ihren ehemaligen Schulmeister jedoch nicht los, denn es läßt sich nicht ausschließen, daß der eigentliche Grund der Amtsenthebung in dem Klagebrief Wagners zu finden

ist, den er kurz vor seiner Pensionierung, am 11. Februar 1773, an den badischen Markgrafen gerichtet hatte.

Dabei muß man sich bewußt halten, daß 1770, kurz vor Übergang der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden an die evangelische Linie Baden-Durlach vom letzten Sproß der baden-badischen markgräflichen Familie eine Schulordnung erlassen worden war, die auch weiterhin in den katholischen Gemeinden der nunmehr vereinigten Markgrafschaft galt. Wagner scheint es mit dem § 102 der neuen Schulordnung besonders genau genommen zu haben. Dieser bestimmte: „In Gemäßheit des 18. § wird der Schulmeister am End jedes Monats dem Beamten und Pfarrherrn eine genaue Tabell einschicken.“⁵⁾ Auf dieser sollten, wie es weiter heißt, neben einer Art wochenbuchmäßigen Aufstellung der Lehrinhalte „die Namen jener Kinder sich dabey befinden, welche den Monat hindurch die Schul verabsaumet, mit Beysetzung, wie oft und aus was Ursachen solches geschehen.“ Daß diese Anzeige Bestrafung der Eltern nach sich zog, bestätigt Wagner in seinem Brief vom 11. 2. 1773 folgendermaßen: „Es ereignete sich nemlich, daß vor 2 Jahren im Sommer verschiedene Kinder wohl einen ganzen Monat hindurch nicht in die Schule gekommen. Obhabenden Pflichten und der vorhandenen Schul Verordnung nach, zeigte ich diese Versäumnis der Schul-Commission an, und 4 derer Bulacher Bürgere worden derowegen jeder um 30 Kreuzer in Strafe genommen.“⁶⁾ In der Gemeinde suchte man wohl nun einen Grund, Wagner loszuwerden. § 114 der neuen Schulordnung sah ein Einschreiten des Pfarrers und der vorgesetzten Beamten für den Fall vor, daß ein Schulmeister das ihm zukommende Strafmaß überschreiten sollte. Hier mochte Wagner tatsächlich schon früher zu weit gegangen sein, doch nun benutzte man diese bisher geduldete Gewohnheit, um ihn aus seinem Amt zu drängen.

Bemerkenswert dabei ist, daß die Gemeinde in ihrem Schreiben vom 19. 4. 1773 den

Forchheimer Lehrer eingesetzt haben möchte, „da der Gemeind vermög des Dorfbuchs und beständiger Observanz ihre Schulmeister anzunehmen und abzusetzen die Gerechtigkeit zustehet...“⁷⁾

Solche altüberlieferte Rechte scheint die bereits zitierte Schulordnung von 1770 tatsächlich zu kennen, wenn sie in § 77 folgendes feststellt: „Indem einigen Städten und andern Gemeinden bisher gegönnet gewesen, bey Erledigung eines Schuldiensts einen neuen Schulmeister für sich anzunehmen und solchen gleichwohl der geist- und weltlichen Obrigkeit vorzustellen, so mögen wir dieses fernerhin auch, jedoch dergestalten geschehen lassen, daß man vonseiten der Obrigkeit zu Annahme des vorgeschlagenen Candidaten nicht schlechterdings verbunden sey, besonders wann sich geschicktere und in christlicher Unterweisung der jugend fähiger befundene Leute darstellen sollten oder Wir einem aus den anderen bereits angestellten Schulmeistern sothanen Dienst anvertrauen wollten.“⁸⁾

Diese Nichtverbindlichkeit der Behörde gegenüber dem Vorschlagsrecht einer Gemeinde sollte sich auch hier bei der Bestellung eines Nachfolgers für Wagner zeigen.

§ 78 der Landschulordnung von 1770 hatte verfügt, daß nach Erledigung eines „Schuldienstes“ der Behörde „Anzeig geschehen“ müsse, bei der sich dann auch die „Candidaten“ für die freigewordene Stelle mit ihren „Bittschriften“ melden sollten, um an jene Stelle verwiesen zu werden, die das „nöthige Examen“ abzuhalten hatte.

Wie sich das konkret abgespielt haben mochte, läßt sich noch aus der „Tabell . . .“, einer Art Kompetenzliste, ersehen, die für die zu besetzenden Schulstellen in Bulach, Beiertheim und Bietigheim anläßlich des Examens am 14. Mai 1773 aufgestellt wurde.⁹⁾

Darin sind 17 „Candidaten“ aufgeführt, also sog. Präzeptoren oder Unterlehrer, die wahrscheinlich alle mit ca. 16—17 Jahren ihren ersten Befähigungsnachweis, die sog. Kandi-

datenprüfung, bestanden hatten. Sie waren mit nur wenigen Ausnahmen im näheren Raum um Bulach, Beiertheim und Bietigheim herum angestellt, so etwa in Gründwinkel, Muggensturm, Forchheim und Kuppenheim, und waren nun mit den Noten: gut, ziemlich gut, mittelmäßig und schlecht nach folgenden Leistungen bewertet worden: Buchstabieren, Deutschlesen, Lateinisch lesen, Rechnen, Christentum, Orgelschlagen, Choral.

Die durch einen die Examensergebnisse erläuternden Kommentar unterrichtete Behörde ernannte nun nicht den von der Gemeinde Bulach gewünschten Forchheimer Präzeptor Josef Kneble, der an 12. Stelle stand, sondern den an zweiter Stelle der Liste aufgeführten Präzeptor aus Haueneberstein, Lorenz Lutz.¹⁰⁾

Die Gemeinde Bulach scheint jedoch mit dieser ihren Wunsch Übergehenden Ernennung einverstanden gewesen zu sein, denn es läßt sich kein Schreiben nachweisen, in dem sie ihr gutes altes Recht erneut gefordert hätte. Sie hatte wohl auch gar keine Zeit dazu, denn in der Folge war sie zu sehr mit den Auseinandersetzungen beschäftigt, welche die Ernennungsurkunde des Lorenz Lutz heraufbeschworen hatte.

In jenem am 22. Mai 1773 unter Markgraf Carl Friedrich ausgestellten Ernennungsdocument war folgendes „Bedingt“ ausgesprochen worden, daß Lutz „dem alten Schulmeister ad dies vitae jährlich 40 Gulden abgebe, dieser hingegen auf Verlangen ihm an Händen gehen solle“.

Um diese 40 Gulden ging nun ein etwa vierjähriger Streit. Einmal wollte man sie dem alten wohl an einer halbseitigen Gesichtslähmung leidenden Wagner vollständig entziehen, weil er sich — verständlicherweise — weigerte, seinem Nachfolger „an Händen“ zu gehen.

Dann wieder wollte man ihm die Schule von Grünwinkel anvertrauen, doch diese Stelle war nicht frei.

Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Lehrern verlagern sich immer mehr auf eine persönliche Ebene. Ihr Ausgang ist nicht den Akten zu entnehmen.

Doch schon etwa 10 Jahre später, 1786, liegen Klagen gegen Lutz selber vor.¹¹⁾ Seine Gegenvorstellungen klingen ähnlich wie jene, die Wagner 1773 angeführt hatte. Die Gemeinde belaste ihn mit ungerechtfertigten Fronleistungen, entziehe ihm die Allmende usw.

Ein Bericht des um das Schulwesen der badischen Markgrafschaft verdienten Referenten Bernhard Alth aus Baden-Baden vom 23. 6. 1791 zeichnet Lutz als unehrlichen und nachlässigen Schulmeister, was er sicher nicht erst zu diesem Zeitpunkt geworden war.¹²⁾

Er sagt von ihm: „Er ist eben einer aus den geflissentlich zögernden und keinen Willen zur bessern Lehrmethode werktätig zeigenden Schulmeistern gewesen, der über anderthalb Jahre mit Einsendung seines Schulvisitations-Katalogs vom Jahre 1789 an mich zurückgehalten hat, bis ihm endlich auf meine im Februar des Jahres zu Ettlingen geschehene mündliche Imploration vom Ettlinger Amtsvorstande die desfallsige Weisung zugegangen ist.“

Wie ausgewogen Alth Lehrer seines Aufsichtsbereiches beurteilt hat, zeigt ein Beispiel von 1797, das Schwarz bei der Herausgabe seines Tagebuches anführt. Alths Absicht präzisiert dabei ein Tagebucheintrag: „Mein ununterbrochenes Wünschen und Bestreben geht dahin, tüchtige Leute ins deutsche Schulfach zu erlangen, wenn sie auch nur von mittelmäßiger Fähigkeit, aber dabei von guter Moralität sind. Die badischen Schulmeister haben von mir die Vollmacht und die Weisung, wie weit ein jeder solcher Schulkandidat schon vorbereitet sein müsse, um zu meinem pädagogischen Unterrichte angenommen zu werden.“¹³⁾

Wenn sich dabei die zuletzt zitierte Stelle auf die Ausbildung des Lehrernachwuchses bezog, so darf man ähnliche Erwartungen auch bei den bereits im Dienst befindlichen Schul-

meistern annehmen. Lutz hat also wohl das Seine dazu getan, daß die jahrelangen Reibereien zwischen ihm und Wagner nicht beigelegt werden konnten.

Andererseits wird man nicht übersehen können, daß dieses persönliche Verhalten zu einem nicht geringen Teil mitbedingt war durch die bedrückende Abhängigkeit des Lehrers, vor allem von der Gemeinde.

Wenn sie wollte, fand sie leicht einen Grund, ihn loszuwerden. Sie konnte es sich leisten, zwei konkurrierende Lehrer gegeneinander auszuspielen.

So wird Lorenz Lutz selbst von der Gemeinde nicht viel besser behandelt als sein Vorgänger, auch wenn dies nicht gleich zu ähnlichen Folgen führt.

Als er aber dann schließlich nach 37 Jahren Dienstzeit in der gleichen Gemeinde 1810 seine Stelle aufgeben will,¹⁴⁾ wenn man seinen 29jährigen Sohn mit der Bulacher oder Beiertheimer Schulstelle betraut und ihm 75 Gulden Pension beläßt, fand er so wenig Gehör wie damals 1773 Johannes Georg Wagner. Er mochte auch ebenso alt gewesen sein wie jener. Die Gemeinde erfüllte ihm seinen Willen nicht. Über alles weitere schweigen sich die Quellen aus.

Anlagen (in moderner Orthographie)

I. Prüfungszeugnis des J. G. Wagner vom 4. 11. 1741 GLA 229/15805

II. Klage J. G. Wagners an den Markgrafen Karl Friedrich v. 11. 2. 1773, GLA 235/22084

Anlage I

L J Ch J S

Nachdem sich Joannes Georgius Wagner, gebürtig zu Schöllbronn in der Markgrafschaft Baden und ehelich erzeugter Sohn Matthaëi Wagner, bürgerlichen Inwohners allda, etliche Jahr Präzeptor in unterschiedlichen Orten gewesen, von der Gemeind zu Bulach, gleichfalls in der Markgrafschaft Baden gele-

gen, mit Einstimmung H. Amtmanns zu Ettlingen und H. Pfarrers, zu einem Schulmeister und Meßner angenommen worden und sich bei mir eingefunden nach Ihre hochfürstlicher Eminenz allergnädigstem Befehl examinieret zu werden; dahero hat sich befunden nach gehabtem Examine, daß gemeldter Wagner der Rechen- Sing- und Schreibkunst und des Chorals wohlerfahren, wie auch wohl in dem Orgelschlagen unterrichtet sei; übrigens auch alle Stück zu Unterweisung der christlichen Jugend und zu Fortpflanzung der guten Sitten in dem Christentum wohl besitze und wisse, welche Können erfordert werden. Dieses zu größerer Bekräftigung hab ich mich eigenhändig unterschrieben und mit aufgedrucktem meinem gewöhnlichen Siegel bestätigt.

Au am Rhein, den 4. November 1741

Joannes Adamus Eckstein
Decanus et parochus ibidem

Anlage II

Durchleutigster Markgraf,
Gnädigster Fürst und Herr!

Georg Wagner, der Schulmeister zu Bulach, überreicht in Betreff der abseiten gedachter Gemeinde gegen ihn intendierenden Removierung von dem Schuldienst eine untertänigste Vorstellung und Bitte.

Dem sichern vom Amt Ettlingen sowohl als der Schul-Commission zu Rastatt eingezogenen Vernehmen nach, gehen die Vorgesetzte und Inwohnern zu Bulach darauf um, bei Euer Hochfürstlichen Durchleucht meine Remotion vom Schuldienst daselbst zu erwirken. Ihre diesfalls angebrachte, mir bekannt gemachte Scheingründe bestehen, so viel ich mich erinnere, darinnen: daß

- 1.) ich einen Abmangel des Gehörs hätte,
- 2.) die Rechnungs-Kunst nicht verstünde,
- 3.) die Jugend keine andere Handschrift als meine eigene lesen lehren könnte,

- 4.) die Kirch-Orgel verdorben hätte,
- 5.) die Kinder in der Schule allzu hart traktierte, indeme
- 6.) ich sie öfters dergestalten mit Schlägen belegt, daß man den Barbierer hätte brauchen müssen;
- 7.) hätte ich die Leute in der Bezahlung des Schulholzes übernommen,
- 8.) sei ich ein Mann von 60 Jahren und könnte dem Dienst nicht mehr vorstehen.

Ohnerachtet ich mir nun mit der Hoffnung schmeicheln darf, daß alle diese Vorspiegelungen durch die von dem Amt Ettlingen und der Schul-Commission dieserwegen abgehaltene Protokolle und darüber einlaufende Berichte in ihr Nichts ohnehin zerfallen werden, indeme ich

quoad 1.) Gott Lob noch ein gutes gesundes Gehör habe,

quoad 2.) mich in Betreff der Rechen-Kunst, wenigstens soviel die Bauren-Jugend davon zu erlernen auf ihre (ganze) Lebenszeit nötig hat, zur Prüfung eben sowohl als

quoad 3.) zu Lesung anderer Handschriften anerbiete,

quoad 4.) untertänigst versichern kann, daß schon seit 7 Jahren die Orgel zu Bulach keines Orgelmachers Reparation bedörft,

quoad 5. & 6.) es so lange ein unverschämtes Vorgehen bleibt, bis davon Beweis beigebracht werden kann,

quoad 7.) ich die Leute in Bezahlung des Schulholzes um so weniger übernommen, als, anstatt daß vorhero ein Schulkind von Martini bis Ostern täglich ein Scheit Holz herbei zu tragen gehabt, 30 Kreuzer dafür akkordiert worden und jedem freigestanden, entweder das erstere oder letztere zu prästieren,

quoad 8.) mein Alter nicht in 60 sondern 56 Jahren bestehet und es überhaupt nicht darauf ankommt, wie alt einer

sei, sondern inwieweit ihn noch die erforderlichen Kräfte zu seinen Dienstverrichtungen beleben;

so kann ich gleichwohlen nicht umgehen, Euer Hochfürstlichen Durchleucht die wahren Ursachen des bei denen Bulachern nur erst seit 2 Jahren her gegen mit entstandenen Hasses in untertänigster Offenherzigkeit zu Tage zu legen.

Es ereignete sich nämlich, daß vor 2 Jahren im Sommer verschiedene Kinder wohl einen ganzen Monat hindurch nicht in die Schule gekommen. Obhabenden Pflichten und der vorhandenen Schul Verordnung nach, zeigte ich diese Versäumnis der Schul Commission an und 4 derer Bulacher Bürgere wurden derowegen jeder um 30 Kreuzer in Strafe genommen.

Dieser Vorgang erweckte sogleich gegen mich eine allgemeine Verbitterung. Der erste Ausbruch davon äußerte sich dadurch, daß man mir ohne Rücksicht auf meinen von Frondiensten jederzeit befreit gewesenen Dienst so wie die anderen Bürgern zur Fron geboten. Als dieses Ansinnen aber auf die von mir beschehene beschwerende Anzeige von dem Amt Ettlingen für unbillig erachtet und daher untersaget worden, so ließe sich der Schultheiß zu Bulach begeben, mir vor einem Jahre den als Bürger genossenen Allmendanteil zu entziehen und einem andern in der Steigerung für 6 Gulden zuzuschlagen.

Nun aber gehen die verfangene Leidenschaften ersagter Gemeinde Bulach so weit, daß sie mich sogar von meinem schon in die 30 Jahre lang getreu und unklagbar versehenen Schuldienst verdrängen will. Ihre eingangs beregte eitle Beweggründe sind unerheblich, der Schultheiß aber beglaubiget sich nebst der Gemeinde berechtigt zu sein, einen Schulmeister nach Belieben abzusetzen oder anzustellen. Inwieferne nun diese Einbildung oder vermeintliche Gerechtsame Platz greifen oder gestattet werden möge, überlasse ich höchster landesherrlicher Anordnung und mir genüget anübrigens bei dem unruhigen Betragen

des Schultheißen zu Bulach zu meinen Hauptvorständen mit Grund der Wahrheit untertänigst anführen zu können, daß

1^{mo}) ich den obgehabten Schuldienst nunmehr schon in die 30 Jahre lang getreu versehen, wie denn

2^{do}) die Gemeinde Beiertheim deren zu mir in die Schule schickende Kinder die Anzahl der Bulacher weit überwieget, mir desfalls auf Erfordern das echtteste Gezeugnis erteilen wird, auch niemals an mir etwas auszusetzen gefunden, noch mit denen Bulachern in vorliegender Angelegenheit im mindestens causam communem macht, und endlich

3^{io}) die unerhebliche Anbringungen der Bulacher Vorstehere und Bürgere bei genauer Untersuchung durch das Licht der Wahrheit von selbst verblendet und in ihrer Blöße erscheinen werden.

Zu Euerer Hochfürstlichen Durchleucht landesgepriesenen Gerechtigkeit und Milde hege ich demnach das getröstete Vertrauen, daß höchstdieselbe mich bei meinem Schuldienst ferner und so lange ich demselben vorzustehen vermag, gnädigst schützen und gegen alle ungegründete Anbringungen die gerechteste Vorkehr treffen zu lassen gerechtest geruhen werden. Ich sehe fürstmildester Willfah hoffnungsvoll entgegen und beharre in tiefster Unterwerfung,

Euer Hochfürstlich Durchleucht untertänigst gehorsamster Knecht

Georg Wagner

Carlsruhe,

den 11. Februarii 1773

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. hierzu Titze, H., Die Politisierung der Erziehung, Frankfurt/M 1973, S. 44; W. Grote, in: Lexikon der Pädagogik, III. Bd. Freiburg 1914, Sp. 293; G. N. Marschall, in: Enzykl. Handbuch der Pädagogik, hg. v. W. Rein, 10. Bd. Langensalza 1910, S. 616

²⁾ Dietrich, Th./J. G. Klink (Hrsg.) Zur Geschichte der Volksschule, Bad. Heilbrunn 1964, S. 21f.

³⁾ Fischer, K., Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes, 2 Bde. Hannover/Berlin² 1898, passim

⁴⁾ Vgl. Schreiben des J. Adam Eckstein zu Au a. Rhein v. 4. 11. 1741 General-Landesarchiv Karlsruhe (GLA) Abt. 229 Fasc. 15805; Anlage I

⁵⁾ Brunner, K., Die badischen Schulordnungen, I. Bd. Die Schulordnungen der badischen Markgrafschaften, Berlin 1902, S. 240

⁶⁾ GLA 235/22084: 11. 2. 1773; vgl. Anlage II

⁷⁾ GLA 235/22084: 19. 4. 1773

⁸⁾ Brunner, K., a. a. O. S. 233

⁹⁾ GLA 235/22084: 14. 5. 1773

¹⁰⁾ GLA 235/22084: 22. 5. 1773

¹¹⁾ GLA 235/22084: 15. 5. 1786

¹²⁾ GLA 235/22084: 23. 6. 1791; zur Person Alths vgl. Benedikt Schwarz, Aus dem Tagebuch eines badischen Schulmannes, Bühl o. J.

¹³⁾ B. Schwarz a. a. O. S. 10 ff., 27 ff.

¹⁴⁾ GLA 235/22084: 19. 8. 1810

Buchbesprechungen

Hg. Gemeinde Rust. Alt-Rust in Bildern. Eine heimatkundliches Bilderbuch für Alte und Junge, Alteingesessene und Neubürger. Gesamtleitung Karl-Heinz Debacher, Zusammenstellung und Textbearbeitung Karl-Heinz Debacher und Franz Grüninger, 156 S. Geiger-Verlag, Horb am Neckar, 1992

Der Ortsname Rust ist ein beinahe europäischer Begriff geworden, der Europa-Park macht's möglich. Wer denkt schon daran, daß auch Rust eine Gemeinde ist, gewachsen in Jahrhunderten, ausgestattet mit einem eigenen, vielfältigen Leben. Der Europa-Park deckt alles zu. Und deshalb war es für diese Gemeinde besonders wichtig, daß ihr ein Buch geschenkt wurde, welches in Bildern aufzeigt, wie es einmal war. Für die Älteren ist es ein Erinnerungsbuch, für die Jüngeren aber ein Buch des Lernens, ein anschauliches Zurückführen in die Vergangenheit, um die Gegenwart verstehen zu können. Das vorliegende Buch war nur möglich, weil die Bevölkerung Postkarten und Fotos zur Verfügung stellte, die familiären und heimatkundlichen Wert besitzen. Und das macht den Reiz der Bilder aus, die etwa die Zeitspanne der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts bis in die Mitte des jetzigen umfassen, daß sie echte Amateuraufnahmen sind. Da wird wirklich Vergangenheit lebendig, wenn auch die Zeit des III. Reiches wie bei vielen solchen Büchern zu kurz kommt. Alle Bereiche des dörflichen Lebens werden erfaßt, angefangen von Häusern, Straßen, Wirtschaften über Handwerk und Gewerbe bis hin zu den Vereinen und Festen. Erfreulich ist, daß in dem Bildband auch die soziale Seite der Vergangenheit zum Ausdruck kommt. Die „gute, alte Zeit“ gab es ja nie. Es mußte hart gearbeitet werden unter Bedingungen, die heute niemand mehr akzeptieren würde. Aber daraus erwuchs eben auch als positives Ergebnis der Gemeinschaftssinn, und den sichtbar zu machen und zu pflegen, dazu dient wohl mit auch dieser Band. Texte und Bilder ergänzen sich harmonisch zu einem Heimatbuch wirklich guter Art.

Launer, Fritz, Das Kloster Lobenfeld und die 24 Huben von Epfenbach, Epfenbach: Verein für Heimatpflege Epfenbach, 1991, 134 S., 25 Abb., Ln.

Thema des Buchs ist zum einen die historische Entwicklung des Klosters Lobenfeld und zum anderen die Geschichte des Ortes Epfenbach und seiner Beziehungen zu Lobenfeld: Lobenfeld, einst salisches, dann staufisches Hofgut, ist um 1139

von dem edelfreien Lehensträger Meginloch von Obrigheim dem Augustiner-Chorherrenstift Groß-Frankenthal geschenkt worden mit der Auflage, dort ein Tochterstift zu gründen. Nach Anfangsschwierigkeiten erfolgte zwischen 1223 und 1259 die Umwandlung in ein Augustiner-Chorfrauenstift. Baldiger Niedergang führte schon nach wenigen Jahrzehnten zur erneuten Umwandlung in ein Zisterzienserinnenkloster, das der Oberaufsicht des Abts von Schönau unterstand. Eine letzte Veränderung erfuhr das Kloster in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als der Wormser Bischof die Umwandlung in ein Benediktinerinnenkloster der Bursfelder Reform-Richtung erwirkte. Nach der Einführung der Reformation in der Kurpfalz 1556 bestand das Kloster zwar noch weiter, doch durften keine neuen Nonnen mehr eintreten. Das bisherige Klostergut wurde einer weltlichen Vermögensverwaltung unterstellt, der sog. Schaffnerei Lobenfeld, die nach Trennung der katholischen und protestantischen Kirchenvermögensverwaltung 1801 an die Katholiken fiel und schließlich 1884 mit der Pfälzer Kath. Kirchenschaffnei in Heidelberg vereinigt wurde, wodurch Lobenfeld seine jahrhundertelange Stellung als Verwaltungssitz verlor.

Der Ort Epfenbach, 1272 erstmals urkundlich bezeugt, war, wie Verf. vermutet, Eigengut der Herren von Steinach und sei von deren Erben eben 1272 als Lehen dem Mainzer Erzbischof aufgetragen worden, der wiederum Nutzung und Verwaltung dem Kloster Lobenfeld übertragen habe, um das nunmehrige Zisterzienserinnenkloster wirtschaftlich abzusichern.

Die hier nur kurz skizzierte „Ereignisgeschichte“ wird nach einem einleitenden Überblick über die Quellenlage quellengesättigt — oft mit langen Zitaten — in 4 Kapiteln (Stiftung und Gründung; Entwicklung und Ordenszugehörigkeit; Zeit nach der Reformation; Kriegszeiten) ausgebreitet. Man sieht der Arbeit an, wieviele Mühe und jahrelange Forschung der Autor investiert hat, um das gesamte Material hierfür zusammenzutragen. Es folgen einige eher unzusammenhängende Kapitel: eine prosopographische Liste der bekannten Kloster-vorsteher und -vorsteherinnen; Auszüge aus den Jahresrechnungen der Pfarrer, Epfenbach betreffend, mit Auswertungsansätzen; eine Übersicht über Bauzustand, und Zerfall der Klosteranlage seit dem 30jährigen Krieg; eine Zusammenfassung der kunsthistorischen Forschungsergebnisse zur ehemaligen Klosterkirche; Transkription und Übersetzung der Inschriften des Klosters sowie ein

Quellenanhang, der nicht ganz zutreffend mit „Urkunden und Verträge“ überschrieben ist, da auch u. a. Auszüge aus erzählenden Quellen und das interessante Epfenbacher Dorfrecht von 1580 abgedruckt sind. In einem „Anhang“ sind weitere 7 Exkurse angereiht, so etwa über das Dorf Lobenfeld, den Lobenfelder Wingert in Heidelberg und die Klosterfischerei. Ein 6seitiges Quellen- und Literaturverzeichnis rundet den Band ab.

Fritz Launer, der verdiente Epfenbacher Heimatforscher und Mitinitiator der Vereins für Heimatpflege, erlebte das Erscheinen seines Buchs nicht mehr, das im Manuskript 1987 abgeschlossen war. Einige Inkonsequenzen und unnötige Wiederholungen hätten sich bei einer durchgreifenden Endredaktion sicherlich vermeiden lassen, doch ist die Entscheidung des Vereins verständlich, das Werk unverändert zu veröffentlichen. In einigen Fällen erschwert die Fülle der Quellenzitate im Kontext den Überblick über die Gesamtzusammenhänge, vieles wäre in Fußnoten besser untergebracht gewesen. Auch ist die Abgrenzung zwischen den Abschnitten, die Kloster Lobenfeld, und denen, die Epfenbach betreffen, nicht immer deutlich. Insgesamt wäre es vielleicht sinnvoller gewesen, das umfangreiche gesammelte Quellenmaterial als Regesten chronologisch zusammenzustellen und durch eine kurze zusammenhängende Darstellung einzuleiten.

Trotz dieser angedeuteten Schwächen bleibt dem Werk das Verdienst, die Quellen zu Lobenfeld und Epfenbach erstmals in dieser Ausführlichkeit und wohl auch Vollständigkeit bereitzustellen und somit nach dem Willen des Verf. „als Anstoß und Basis für die weitere Erforschung der Klostergeschichte“ zu dienen. Dafür ist dem gut ausgestatteten Band eine weite Verbreitung zu wünschen.

Harald Drös

Kohl, Ursula (Red.): **Museumsführer Rhein-Neckar-Kreis**. Gr. 8°, 167 S., 345 Schwarzweiß-Abb., 1 Übersichtskarte, farb. Außentitel, 2. Aufl. brosch. Schwetzingen: K. F. Schimper Verlag 1992. ISBN 3-87742-064-8, DM 15,—.

Die Badischen Neuesten Nachrichten Karlsruhe drucken regelmäßig den Museumswegweiser für den Landkreis ab, 25 an der Zahl. Im Rhein-Neckar-Kreis geht man andere Wege.

Alles Wissenswerte über 62 Museen im Rhein-Neckar-Kreis und in den Städten Heidelberg und Mannheim verspricht der Untertitel, vorne darauf prangt in Farbe der nostalgische Säulengang des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim.

Museumsführer einmal anders: 11 Fotos von 5 × 4,5 cm Größe bis zu ganzseitig für das größte Museum des Bereichs, das Mannheimer Schloß; aber auch 4 Fotos von 5 × 4,5 cm bis halbseitiger

Größe für das kleinste, die Pomazer Heimatstube im Sinsheimer Ortsteil Waldangelloch. Nur knapper Text, aber Anschrift, Auskünfte-Tel., Öffnungszeiten, Eintrittspreise, Geschichte u. Schwerpunkte des Museums, Führungen und sogar Parkmöglichkeiten. So bekommt man einen bilderreichen Eindruck von den 37 Museen im Landkreis, den 16 in Heidelberg und 9 in Mannheim; oder anders herum gezählt den 26 Heimatmuseen und 42 Sondermuseen, die einen über Apotheken, Autos, Bonsai, Geologie und Paläontologie, Handwerk und Industrie, Kirchengeschichte, Kunst und Kunsthandwerk, Land- und Forstwirtschaft, Musik, Planeten, Schlösser, Spielzeuge, Technik, Völkerkunde sowie Zoologie anschaulich unterrichten.

Die Großen glaubt man ja zu wissen, aber wer erwartet in Schriesheim ein Museum Th. Kerg, dem Künstler und dem Taktilismus gewidmet, in Ziegelhausen Charleston-Kleider oder Roben von Fürstenhöfen sehen zu können? Wo Karl Benz wohnte und beim Motodrom erwartet man Auto und Motorsportliches. Eine einmalige Rarität wiederum originale Kunstwerke über Friedrich den Großen in der Scheuer seines Fluchtversuchs im Kraichgau. Daß in zurückhaltenden bescheidenen Anzeigen heimatgeschichtliche Literatur, Einkehrmöglichkeiten 19 weitere Museen jenseits der Kreisgrenzen genannt werden, nimmt man bei dem preiswerten und handlichen Büchlein (nur 12,5 cm breit) gern in Kauf. E. Kiehnl

Landesbildsstelle Baden/Stadt Bretten: **Das Brettener Hundle bellt Südwest**. Ein Rückblick auf das Werden des Südweststaates im Grenzland zwischen Baden und Württemberg am Beispiel der Stadt Bretten. Tonbild-Schau und Videokassette, 45 Minuten (Videokassette: 25,00 DM).

Das vierzigjährige Landesjubiläum von Baden-Württemberg im Jahre 1992 war für die Stadt Bretten Anlaß zahlreicher Veranstaltungen. Gerade im Kraichgau, der durch die Grenzlage zwischen Baden und Württemberg lange benachteiligt war, hatte die Überwindung der alten Landesgrenzen eine besondere Bedeutung. Aus den Jubiläumsaktivitäten heraus entstand die Idee, den historischen Stoff mit den Mitteln der modernen Medientechnik aufzubereiten und zu präsentieren. Das Ergebnis, gemeinsam getragen von der Landesbildstelle Baden und der Stadt Bretten, liegt jetzt vor: Die Tonbild-Schau „Das Brettener Hundle bellt Südwest“, die in einer Videofassung bei der Stadt Bretten erworben werden kann.

In anschaulicher Weise wird die Entstehung des Südweststaates am Beispiel der Stadt Bretten dargestellt. Die Grenzlage der erst kurpfälzischen und seit 1803 badischen Stadt, der Brettener Parteitag der nordbadischen CDU, auf dem 1948 entschei-

dende Weichen für die Südweststaatsgründung gestellt wurden sowie die auch auf lokaler Ebene geführten Diskussionen zwischen „Altbadenern“ und Befürwortern einer Länderneugliederung sind Themen des stadsgeschichtlich orientierten Rahmens. Das „Brettener Hundle“, Sagen- und Symbolfigur aus der Zeit der Belagerung Brettens durch Herzog Ulrich von Württemberg, begleitet mit seinem Bellen den Weg durch die Historie und wirkt dabei als verbindendes Spielelement. Im Begleittext heißt es: „Der Brettener Blickwinkel ist deshalb fast typisch für den Meinungsstreit im ganzen Land. Die Tonbildschau ist dadurch zu einer überregional vermittelbaren Darstellung der Landesgründung geworden.“

Den Kern der Tonbild- und Videoschau bildet die Darstellung der politischen Geschehnisse zwischen 1945 und 1952. Mit Interview-Texten unterlege Aufnahmen von Zeitzeugen (u. a. Otto Dullenkopf, Dr. Helmut Engler und Dr. Hans Filbinger), Kartendarstellungen, Bilder historischer Schauplätze und die vielfältigen Pressekarikaturen aus der Zeit der Landesgründung vermitteln einen abwechslungsreichen und einprägsamen Eindruck vom damaligen Geschehen. Die entsprechenden Sequenzen wurden unter Beratung von Professor Dr. Paul-Ludwig Weinacht vom Institut für Politikwissenschaften an der Universität Würzburg erstellt, der sich durch zahlreiche Veröffentlichungen als profunder Kenner der baden-württembergischen Landesgeschichte ausgewiesen hat.

Zielgruppen der Schau sind Schulklassen, aber auch landeskundlich Interessierte aller Altersgruppen. Die einzelnen Sequenzen können als Bausteine im Unterricht verwendet werden. Der besondere Wert der Tonbildschau liegt nach Angaben von Dr. Günter Stegmaier, dem Leiter der Landesbildstelle Baden, nicht zuletzt auch darin, daß sie fast das einzige filmische Dokument zum vierzigjährigen Landesjubiläum ist.

Dr. Peter Bahn

Max Walter, Die Kunstbestrebungen des Fürstenhauses Leiningen im 19. Jahrhundert. Kommentiert und fortgeschrieben von Friedrich Oswald. Amorbach, bei Hermann Emig, 1991. 164 S., 41 Abb. auf Farb- und Schwarz-Weiß-Tafeln.

Als einer der Großen der Volkskunde mit einer Fülle gewichtiger Arbeiten ist Max Walter (1888—1971) ein Begriff über seinen Wirkungskreis im Odenwald hinaus. Mit unnachgiebiger Gründlichkeit setzte er Zeichen und verschaffte sich Respekt sowohl bei den von ihm oft befragte Bewohnern des kargen Landstrichs, die ihn als „Bildstock-Walter“ schätzten, als auch bei den bestallten Wissenschaftlern, die 1960 mit der Ehrendoktorwürde für ihn aufwarteten. Diese Auszeichnung galt einem Forscherleben, das viel zur Erhellung der Geschichte von Odenwald und Bauland beigetra-

gen hat, das sich neben volkskundlichen Themen aber auch Fragen der Kunst und deren Pflege widmete. Gerade darum geht es in diesem sehr ansprechenden Band, mit dem Friedrich Oswald ein bereits 1950 in den „Mainfränkischen Heften“ veröffentlichtes Manuskript erneut ediert und um die Ergebnisse eigener Forschungen ergänzt — mit einer Bescheidenheit, die ebenso angenehm berührt wie die vortreffliche Aufmachung des gediegenen Werkes.

Kunstbestrebungen im hinteren Odenwald? Mit einigem Erstaunen vernimmt man hier die Kunde von unentgeltlichen Theateraufführungen und Konzerten in der Residenz Amorbach zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, von zeichnerischen und schauspielerischen Talenten in der Fürstenfamilie, von Mäzenatentum beträchtlichen Ausmaßes und vom Wert, den das Haus Leiningen bei der Erziehung seiner Sprößlinge auf künstlerische Neigungen legte. Wie Walter anschaulich darlegt, machte sich die im Gefolge der napoleonischen Umwälzungen 1802 aus der reichen Pfalz in eine damals ausgesprochen arme Region gekommene Regentenfamilie nicht nur an die wirtschaftliche „Hebung des Landes“, sondern bekümmerte sich auch sehr um die Förderung des Kulturlebens.

Das hatte mit dem Ausbau der Residenz im Zeichen des Klassizismus auch wirtschaftliche Aspekte: Walter nennt die Baumeister und Handwerker, die im Hof mit Arbeiten betraut wurden — so die Architekten Weber und Speeth, die Baumeisterfamilie Brenner aus Hardheim, die Schreiner Kerber aus Rippberg, Reinhard aus Amorbach und Stenger aus Rippberg sowie etliche Maler, für die hier stellvertretend der aus Walldürn gekommene Sebastian Eckardt genannt sei. Eckardts Schatten hebt er besonders hervor und nennt auch die wesentliche planerische Tätigkeit des Hofmalers für das neugotische Schloß Waldleiningen.

Mit dieser Erinnerung gab und gibt er ebenso Anstoß zu weiteren Forschungen wie mit der Würdigung einzelner Mitglieder der fürstlichen Familie. Herausragend und daher auch ausführlich vorgestellt sind hier Emich Carl (1763—1814) und seine zweite Gattin Victoire (1763—1861) sowie deren Sohn Carl (1804—1856), allesamt der Malerei zugetan und eng auch mit der Baugeschichte von Waldleiningen verbunden. Die Fürstin, in zweiter Ehe mit dem Herzog von Kent verheiratet und Mutter der englischen Königin Viktoria, nennt Walter eine der „bedeutendsten Frauen jener Zeit“, und mit Interesse vermerkte man bei Oswald den Verweis auf ein Treffen Victoires mit Goethe 1808 und auf den direkten englischen Einfluß auf Schloß Waldleiningen in Form finanzieller Zuschüsse aus der Apanage der Königinmutter.

Oswalds besondere Leistung ist es dann auch, auf die Verdienste der Leiningen um die mainfränkische Geschichtswissenschaft aufmerksam zu ma-

chen und mit Albert Schreiber, Richard Krebs und Max Walter drei Persönlichkeiten zu würdigen, deren Wirken heute noch Bestand hat. Er erinnert an die Anfänge des Amorbacher Heimatmuseums 1932, verweist auf Erfolge im Erhalt alter Bau- und Kunstdenkmale und anerkennt damit auch die Kulturpflege des Hauses Leinungen im 20. Jahrhundert.

Die Genauigkeit im Detail und die sichere Einordnung erforschter Erkenntnisse in historische Zusammenhänge, diese Qualitätsmerkmale haften an den Arbeiten von Max Walter und waren auch für den Herausgeber Friedrich Oswald Maßstab bei der Gestaltung dieses sehr ansprechenden Bandes. In Hermann Emig fand er den prädestinierten Verleger, um ein kostbar ausgestattetes Buch vorzulegen, dessen Gestaltung mit einer feinen Typographie und den sorgfältig ausgewählten Illustrationen nach erstmals veröffentlichten Vorlagen den gehaltvollen Aussagen in nichts nachsteht. Ein bibliophiles Geschenk. Gerhard Layer

Winfried Wackerfuß (Hg.): Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften V. Breuberg-Neustadt 1992. 508 S. m. 55 Karten, Plänen und Abbildungen sowie 168 Bildseiten mit zahlreichen Abbildungen. Zu beziehen über: Breuberg-Bund, Am Wittumsacker 7, 6101 Groß-Bieberau.

„Das ‚kundige Auge‘ des aufmerksamen Beobachters las bald in unserer Kulturlandschaft wie in einem aufgeschlagenem Buch und enthüllte immer neue, faszinierende Geheimnisse aus lange zurückliegenden Zeiten.“ Was Peter Groß zu Beginn des hier angezeigten Bandes zu geführten Flurbegehungen festhält und für Erkundungen der Luftbildarchäologie in Südhessen mit Nachdruck unterstreicht, das gewährt in imposanter Fülle die von Winfried Wackerfuß wieder mit viel Sorgfalt betreute neue Edition des Breuberg-Bundes: aufschlußreiche Einblicke in die Vergangenheit des Raumes zwischen Rhein, Neckar und Main. Der Herausgeber und die 15 Autoren legen damit einen weiteren gewichtigen Baustein zur „Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften“ vor.

Macht Peter Groß in „Archäologie aus der Vogelschau“ mit neuen Forschungsmethoden eingehend vertraut, wirbt um Verständnis für Radioästhesie (Rutengehen) und verweist auch mit beeindruckenden Fotos auf ein großes, noch zu bestellendes Feld, so offenbart der Philologe Ernst E. Metzner Fragwürdigkeiten seitheriger historisch-kritischer Forschung bezüglich der Datierung des Lorscher Reichsbarbar. In schlüssiger Beweiskette legt er dar, daß der bislang für die Abfassung des Urbars angenommene Zeitraum 834–850 nach Berücksichtigung seiner Einwände umdatiert werden

muß, und zwar auf 764/65. Konsequenz: Einige Stadtjubiläen im Bereich Trebur/Frankfurt (in der Mainmetropole bereitet man sich auf die 1200-Jahrfeier 1994 vor . . .) sind in anderem Licht zu sehen.

Den weitläufigen weltlichen und geistlichen Beziehungen „von und zu den Herren von Breuberg und dem Breuberg Land im 13. und 15. Jahrhundert“ spürte Wolfgang Martin nach. Er befaßt sich dabei ausführlich mit den Verbindungen nach Weinsberg sowie mit den auch im Bauland begüterten Familien Rups und weist deren Verwandtschaft zu den „von Amorbach“ nach. Aufgrund der guten Quellenlage greifbarer und von Hermann Ehmer entsprechend lebendig dargestellt ist das Lebensbild des Grafen Asmus von Wertheim (1453?–1509). Den streitbaren Adligen, zuletzt nicht gelittener Ehemann der in Grünsfeld durch einen Grabstein Riemenschneiders verewigten Dorothea von Rieneck, wertet Ehmer als Menschen einer neuen Zeit. Zeugten zwei aus seinem Besitz überlieferte Bücher, ein Los- und ein vorzüglich erhaltenes Reisemeßbuch, „wie nahe bei einem Menschen des Mittelalters Glaube und Aberglaube beieinander sein konnten“, so habe er durch seine Auflehnung gegen die vom Vater auferlegte Bestimmung zum Kleriker und weiterer bewußter Initiativen zur Änderung des vorgegebenen Lebenslaufes sich seiner eigenen Persönlichkeit bewußt erwiesen. Das historische Umfeld erhellend und das wechselvolle Schicksal des schließlich gegen Fürstbischof Lorenz von Würzburg unterlegenen Wertheimers spannend schildernd, macht der Autor hier nicht nur mit einer interessanten Biographie vertraut, sondern auch die prekäre Stellung der Grafen zwischen dem Reichsoberhaupt und den Territorialfürsten deutlich.

Landesfürstliche Fürsorge hingegen ist ein Teilaspekt des Beitrages von Rainer Gutjahr, der eine fundierte Studie zum städtischen Weinheimer Salzhandel (1601–1745) vorlegt. Die vor allem aus Beständen des Weinheimer Stadtarchivs schöpfende Arbeit korrigiert nicht nur das bisher mit 1686 angenommene Datum für das Ende des vom Kurpfälzer Kurfürsten privilegierten Weinheimer Salzhandels, sondern liefert mit dem Blick auf Bestände, Salzverwalter und Salzmesser auch wichtige sozialgeschichtliche Angaben und versteht sich zu Recht als „Mosaikstein für das noch zu erstellende Gesamtbild einer Wirtschaftsgeschichte des Pfälzer Kurstaates“. Versuche der Umgehung und Ausweitung des Monopols legt Gutjahr ebenso dar wie die Entzüge des Privilegs 1686 und 1745; ausführlich geht er auf den organisatorischen Rahmen des zur Hebung des Finanzaufkommens der Stadt betriebenen Salzhandels sowie auf seine mehrfache Nützlichkeit für Weinheim ein. An den zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Gefolge der Koalitionskriege gehegten Wunschtraum von

„Großhessen“ und die Bemühungen zu dessen Realisation erinnert Hans Dörr mit dem Kurzporträt eines Darmstädter Kaufmanns „als Spion im Dienste Hessen-Darmstadts“. In damals noch kurmainzischen Gebieten am (heute weitgehend bayrischen) Untermain sowie im rechtsrheinischen Mainz-Kastel erkundete C. W. Becker, als Getreidehändler getarnt, die jeweiligen Truppenstärken. Er übermittelte seine Erkenntnisse in Briefen, die im Staatsarchiv Darmstadt landeten und nun einfühlsame Interpretation mit der Nachzeichnung der Bestechung nicht abholder Verhältnisse fanden. Ein „umfangreiches Aktenstück“ (im Archiv Erbach-Fürstenau) bildet auch den Kern eines weiteren Aufsatzes: Karlheinz Rößling skizziert „Frühere Parzellenvermessungen im Odenwald — am Beispiel des Geometers Johann Wilhelm Grimm (1703—1778) in der Grafschaft Erbach“. Eingehend würdigt er die in der Nachfolge nicht mehr annähernd erreichte Arbeitsleistung unter besonders auch finanziell schwierigen Bedingungen. „Badische“ Dreingabe: Vermutlich auf Anstiften des kurmainzischen Jägers zu Schloßbau gab es massive Behinderungen in Kailbach . . .

„Geschichte und Bewirtschaftung des Niederwaldes im südlichen Odenwald“ sind umfassend und am Beispiel Hirschhorn sehr detailliert dargestellt in Richard Wagners fundierter Arbeit. Der Forstmann macht darin mit verschiedenen Bewirtschaftungsformen des Waldes bekannt, erinnert an Eichelmast und Fruchtbau (Heidekorn, Waldstaudenroggen), erklärt verständlich Arbeitsvorgänge im „Rindenschälwald“ und läßt beim eigentlichen Thema auch sozialgeschichtliche Belange nicht außer acht: In der Blütezeit der Odenwälder Hackwaldwirtschaft um 1850/60 diente diese kurzfristig Gewinn schaffende Waldnutzung auch der Unterstützung der armen Bevölkerung („Unterstützungshackwald“).

Von der Wald- zur Weidewirtschaft und in die Gemeinden des vorderen Odenwaldes führt Brigitte Köhler mit ihrem materialreichen Aufsatz über das Hirtenwesen. Zu Bestellung, Arbeit und Entlohnung der Gemeindegirten im 19. Jahrhundert gibt sie erschöpfend Auskunft und läßt dabei — wie die meisten Autoren auch — reichlich die Quellen sprechen.

Mit kunstgeschichtlichen Fragen setzen sich Walter Hotz und Gerd J. Grein auseinander. Während Hotz mit dem „Meister von Reinheim“ einen Bildschnitzer der Spätgotik und dessen Arbeiten zwischen Odenwald und Spessart vorstellt, beleuchtet Grein Verbindungen zwischen dem Jugendstil und dem sogenannten Heimatstil. Die Wirkungen der Darmstädter Künstlerkolonie, landesherrliche Förderung der Volkskunst in Hessen und die damit verbundene Gefahr von Deutschü-

-melei und Pathos sind Stichworte, die Grein in erhellende Zusammenhänge stellt.

Ihre 1972 erschienene Wertung der figürlichen Darstellung des Steinkreuzes bei Mudau-Rumpfen korrigieren Friedrich Karl Azzola und Heinz Bornmuth nach Durchsicht weiterer bildlicher Quellen und liefern damit einen „Beitrag zur Ikonographie des spätmittelalterlichen Hirtens“. Ist ihre sozialgeschichtliche Differenzierung einsichtig und auch ihre Meinung, daß bezüglich der Erklärung des in die Literatur eingegangenen „Steinkreuznestes“ bei Rumpfen eine Wandersage „hängengeblieben“ ist, so verwundert nach den aufwendigen Nachforschungen der Autoren doch deren Ansicht, daß der „Verfertiger des Rumpfener Schäferkreuzes/Hirtenkreuzes“ über „die ihm zeitgenössische Ikonographie des spätmittelalterlichen Hirten wohlinformiert“ gewesen sei. Durch den Versuch einer realistischen Darstellung trug der mäßig begabte Steinmetz wohl eher zu deren Mehrung bei. Der Bildstock nicht nur als „sichtbarer Ausdruck der Glaubensstärke“ (Max Walter), sondern als Teil eines sozialen Zeichensystems: Darum geht es Peter Assion in seinem Beitrag. Er stellt den Versuch dar, die Geschichte des Bildstockes in Odenwald und Bauland unter bisher zu kurz gekommenen soziale und funktionalen Aspekten zu betrachten. Der Freiburger Volkskunde-Professor hebt hervor, daß zu den Stiftungsanlässen durchaus gefällige Repräsentation („Schultheißenbildstöcke“) gehörte und sich auch in Form und Ausgestaltung der Denkmale Rückschlüsse auf den sozialen Status der Stifter ziehen lassen. Holzbildstöcke, deren älteste der Freiburger Volkskundler wie ihre steinernen Pendants ins ausgehende Mittelalter datiert, legen demnach ebenso Beschränktheit der Mittel des Stifters nahe, konnten sie doch auch selbst verfertigt oder gegen geringes Geld beim Zimmermann in Auftrag gegeben werden.

Zu „Konsequenzen für den Aufbau des Odenwälder Freilandmuseums“ legt dessen Leiter Thomas Naumann abschließend beachtenswerte Gedanken dar und wehrt sich dabei vehement gegen den Vorwurf der populistischen Geschichtsverfälschung durch die Freilichtmuseen. „Wege vorbei an Disneyland“ nennt er seine Auseinandersetzung mit dem Kritiker (und einstigen Leiter des Hohenloher Freilandmuseums) Heinrich Mehl und unterstreicht die Notwendigkeit wissenschaftlichen Vorgehens im bautechnischen und sozialgeschichtlichen Bereich, wie dies in Walldürn-Gottersdorf auch praktiziert worden sei. Die Zukunft der Freilichtmuseen sieht er in einem Stil, „der bauliche Erscheinung der Anlage und Art und Weise der vielfältigen Geschichtsvermittlung in Einklang bringt.“ Ein Unterfangen, das auch das Verständnis fördernder Politiker voraussetzt.

Gerhard Layer

Hagedorn, Eckhard, Erweckung und Konversion. Der Weg des katholischen Priesters Aloys Henhöfer (1789—1862) in die evangelische Kirche. X, 492 S. 59,— DM, Brunnen Verlag, Gießen/Basel, 1993.

Henhöfer, geboren in Völkersbach bei Ettlingen und 35 Jahre lang Pfarrer in den Hardtgemeinden Spöck und Staffort, war der einflußreichste Erweckungsprediger der evangelischen Kirche in Baden. Als Führer der badischen Erweckungsbewegung förderte er zugleich wie kaum ein anderer die Gründung von Vereinen, Werken und Anstalten der äußeren und inneren Mission im Großherzogtum.

Die maßgebliche und umfassendste Veröffentlichung über Leben und Wirken dieser faszinierenden Gestalt kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert war bisher die 1925 erschienene Heidelberger Doktorarbeit von Wilhelm Heinsius, welche 1987 in ergänzter Fassung neu herausgebracht wurde. Nun hat der junge Theologe Eckhard Hagedorn mit seiner Mainzer evangelischen Dissertation von 1992 eine neue und noch genauere Darstellung des äußeren wie inneren Lebensweges Henhöfers vorgelegt, die allerdings nur bis zu dessen Konversion 1823 reicht und damit fast ausschließlich den katholischen Henhöfer behandelt. Dieser war in der Tat bis dahin sehr viel weniger im Blick gewesen als der evangelische Erweckungsprediger. Erst mit dem 1989 begangenen 200. Geburtstag Henhöfers hatte die Besinnung auf die Zeit vor seinem Übertritt, der übrigens zusammen mit 220 Mitgliedern von Henhöfers damaliger Gemeinde Mühlhausen an der Würm und der Familie seines Patrons Julius von Gemmingen erfolgte und in ganz Deutschland Aufsehen erregte, eingesetzt. Der bebilderte Katalog der Jubiläumsausstellung von 1989 (vgl. Badische Heimat 1991, S. 715—727), der gedruckte Katalog von Henhöfers Privatbibliothek und ein Sammelband mit Vorträgen und Aufsätzen aus dem Jubiläumsjahr machten in vielen Fällen erstmals mit Details aus Kindheit und Jugend, Studium und Ausbildung bekannt. Wenn sich Hagedorn nun ganz auf den jungen Henhöfer konzentrierte — nach den Gymnasialjahren bei den Piaristen in Rastatt, dem Studium der katholischen Theologie bei gemäßigt aufklärerischen Hochschullehrern in Freiburg, der Ausbildung in dem unter der Aufsicht des Reformers von Wessenberg stehenden Priesterseminar in Meersburg und der Zeit als Hofmeister bei der frommen Familie des Freiherrn von Gemmingen auf Schloß Steinegg bei Pforzheim besonders auf die Jahre der Erweckung Henhöfers bis zur Konversion (1818—1823) —, dann findet dies seine Begründung vor allem in drei unvermuteten und geradezu sensationellen Quellenfunden: Im Evangelischen Pfarramt Mühlhausen wurde ein mit 50 Manuskripten fast kompletter Jahrgang von Predigten Henhöfers aus

dem Jahr 1820 entdeckt, wodurch bereits für diesen frühen Zeitpunkt die reformatorische Gnadenpredigt des katholischen Priesters vielfältig belegbar wird, zugleich aber auch der Einfluß der vorausgegangenen Allgäuer katholischen Erweckungsbewegung. Im Erzbischöflichen Archiv Freiburg fanden sich die über 400 Dokumente der Prozeßakten Henhöfer von 1819—1823, die noch nie ausgewertet worden waren und welche Henhöfers Auseinandersetzung mit der dem Bistum Speyer unterstellten Kirchenbehörde und seine ungewollte, aber schließlich nicht mehr zu vermeidende Trennung von seiner Mutterkirche in allen Einzelheiten rekonstruierbar machten. Und schließlich läßt der bisher unbeachtete, rund 50 Manuskripte umfassende Briefwechsel zwischen zwei wessenbergisch-aufklärerisch gesinnten Gegnern Henhöfers, der im Wessenberg-Nachlaß im Konstanzer Stadtarchiv erhalten ist, interessante Einblicke in die Situation des badischen Katholizismus zwischen Aufklärung und Restauration zu.

Mit der Erhebung dieser Quellen, ihrer gründlichen Auswertung und einer gelungenen kirchen- und theologiegeschichtlichen Einordnung hat Hagedorn nicht nur das verzerrte katholische Henhöferbild seiner Zeitgenossen korrigiert, sondern zugleich auch die beiden schon vorausgegangenen positiven Würdigungen Henhöfers, nämlich die des Katholiken Heinrich Lang in seinem Aufsatz im „Freiburger Diözesan-Archiv“ von 1910 und die des Protestanten Wilhelm Heinsius mit seinem Buch von 1925, überholt. Wer sich künftig mit Henhöfer und seinem kirchlichen und theologischen Umfeld beschäftigen will, wird an Hagedorns gründlicher Arbeit nicht vorbeigehen dürfen. Schwinde

Heinrich Hansjakob 1837—1916. Schriftsteller, Politiker, Seelsorger. Ausstellungskatalog zugleich Handbuch zu Person und Werk Heinrich Hansjakobs. Hrsg. v. Hans Heid, 553 Seiten, Selbstverlag der Stadt Rastatt 1993, DM 59,— Zur großen Hansjakob-Ausstellung, die vom 4. 12. 1992 bis 17. 1. 1993 in der Historischen Bibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt stattfand, ist jetzt ein umfassender Katalog erschienen, der mit Recht vom Initiator der Ausstellung und Herausgeber des Buches, dem Leiter der Historischen Bibliothek in Rastatt, Hans Heid, als „Handbuch zu Person und Werk Heinrich Hansjakobs“ bezeichnet werden kann.

Zahlreiche Hansjakob-Spezialisten stellen in überzeugender Weise den neuesten Forschungsstand zum Leben und Werk des Pfarrers, Schriftstellers und Politikers vor. Eine biographische Skizze von Manfred Hildenbrand zum Leben Hansjakobs eröffnet den Reigen der Beiträge. Es folgen Kapitel über die historischen Schriften Hansjakobs (Johan-

nes Werner), die Erzählungen (Johannes Werner), die Reiseberichte (Rudolf Futterer), über den Politiker (Artur J. Hofmann), den Priester, Seelsorger, Theologen (Remigius Bäumer), über Hansjakob als Bewahrer und Förderer des heimatlichen Brauchtums (Alois Kraftczyk), über Hansjakob als Chronisten des bäuerlichen Lebens im Kinzig- und Wolfstal (Dieter Kauß), über Hansjakob und Rastatt (Hans Heid), über Hansjakob und die Bibliothek des Rastatter Lyceums (Hans Heid) sowie über Hansjakob heute (Manfred Hildenbrand, Johannes Werner, Hans Heid), ein sehr anregendes, aktuelles Kapitel, in dem Hansjakob als ein Mann des ständigen Widerspruchs charakterisiert wird, aber auch als ein „Freiheitsmann mit Leib und Seele“, der sich stets gegen den kirchlichen Autoritätsanspruch auflehnte, sowie als ein prophetischer Ökologe und überzeugter Pazifist.

Die Rastatter Hansjakob-Ausstellung präsentierte rund 350 Exponate zum Leben, Werk und Wirken Heinrich Hansjakobs als Pfarrer, Schriftsteller, Politiker und streitbaren Publizisten, die alle in diesem Katalog ausführlich textlich erläutert und durch eine Fülle von zum Teil farbigen Abbildungen dokumentiert werden. Das umfangreiche Buch besticht durch seinen bibliophilen Charakter, das es zur Kostbarkeit in der Hand eines jeden Hansjakobfreundes werden läßt. Der Hansjakob-Kenner wird in diesem Handbuch vieles entdecken, was neu ist: neue Materialien und Quellen, neue Fragestellungen und Themen, neue Erkenntnisse, neue Perspektiven und Wertungen, die der Hansjakobforschung neue Impulse geben werden.

Manfred Hildenbrand

Adolf J. Schmid, Hansjakob und das Wolfstal. Ein Lesebuch. 300 Seiten, Rombach Verlag, Freiburg 1992, DM 28,—

Adolf J. Schmid's Buch ist nicht nur ein Lesebuch zum ersten Kennenlernen der Schriften des Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob, sondern auch eine knappe Darstellung seines Lebenswerkes. Vor allem das Eingangskapitel gibt einen guten Überblick über die heutige Akzeptanz des Schriftstellers, Politikers und Pfarrers, seine Rolle als Wortführer im Streitgespräch und seine heute so aktuellen Aussagen als Ökologe.

Interessant ist das Kapitel „Hansjakob und sein Freund Fritz Geiges“. Zum erstenmal werden hier die Hansjakoberinnerungen des berühmten Glasmalers Professor Fritz Geiges ausgewertet und die zweite Italienreise Hansjakobs beschrieben, die er mit Geiges 1887 unternahm.

Die Auswahl der Hansjakob-Texte beleuchten die „Originalmensch“ des Volksschriftstellers im Wolfstal, vor allem im Raum Bad Rippoldsau-Schapbach. Leider wird Wolfach, wenn man den Titel des Buches ernst nimmt, einfach vom Wolfstal

abgetrennt; denn Textproben aus der lebendigen Erzählung „Theodor der Seifensieder“ („Waldleute“, 11. Aufl., Haslach 1984, S. 122 ff.) fehlen vollkommen und somit auch die wichtigen Passagen über die Flößerei. Selbst die dramatische Beschreibung, die Hansjakob über die Flößerei im Heubachtal („Waldleute“, a. a. O., S. 63 ff.) gibt, sucht man vergebens.

Gerne hätte der aufmerksame Hansjakob-Leser auch gewußt, aus welcher Auflage der Werke Hansjakobs die wiedergegebenen Texte entnommen sind. Es fehlen aber nicht nur die Angaben über die Auflagen, sondern auch die der Seitenzahlen der zitierten Texte. Das Nach- und Weiterlesen der Texte in Hansjakobs Büchern wird dadurch sehr erschwert und damit eine wesentliche Intension des Schmid'schen Buches („... daß viele... mit Vergnügen und Neugier zu den Ganzschriften... greifen“, so Seite 16) in Frage gestellt.

Die „Hansjakob-Zitate zur Einstimmung“ (Seite 10) sind sehr beeindruckend. Der Rezensent hätte gerne gewußt, woher sie stammen. Die Nachfrage bei Adolf J. Schmid brachte das erstaunliche Ergebnis, daß er selbst nicht mehr wisse, aus welchem Hansjakob-Buch er diese Zitate entnommen habe! Ärgerlich wird es, wenn in Schmid's Buch zahlreiche Fehler auftauchen, die beim Studieren jeder Hansjakob-Biographie hätten vermieden werden können: So ist Hansjakob nicht am 17. August 1937 geboren, sondern am 19. August. Er war nicht Landtagsabgeordneter der badischen Volkspartei, sondern der Katholischen Volkspartei. Er verbrachte nicht erst seit 1896 seine Ferien in Hofstetten, sondern bereits seit 1886. Lienhard Rupp, der „Leutnant von Hasle“, und Anna von Blumeck trafen nicht in Bad Rippoldsau zusammen, wie Adolf J. Schmid vorgibt (Seite 26), da das schöne Burgfräulein von Schnellingen eine dichterische Erfindung Hansjakobs ist und der „Leutnant von Hasle“ keine strahlende Heldenfigur, kein frommer Mönch, sondern ein wüster Haudegen, ein rücksichtsloser, brutaler Plünderer war. Genauso hat ihn auch Abt Georg Gaißer in seinen Memoiren geschildert, die Adolf J. Schmid zwar erwähnt, aber die nicht zur Erhellung des „Leutnant von Hasle“ ausgewertet.

Jakob Dieterle, der „Bürlehofbauer“ aus Hansjakobs Buch „Erzbauern“ starb nicht im Altersheim in Wolfach, wie Schmid behauptet (Seite 165), sondern in seinem Haus in Wolfach, in dem er bis zu seinem Tode von seiner Haushälterin gepflegt wurde. Hansjakobs „Leidensgefährten“, den „Marxenbur“ Hermann Armbruster, traf Hansjakob übrigens, als er sich 1894 in die Heil- und Pflegeanstalt Illenau begab. Die ausführliche Beschreibung des Zusammentreffens mit ihm („Aus kranken Tagen“, Neuauflage, Achern 1992, S. 159/160) fehlt leider in Schmid's Buch. Gänzlich fehlt auch die tragische Geschichte von Helene und vom

Jörgle, die sich auf dem Hofbure- und Kirceburehof in Oberwolfach („Bauernblut“, 14. Aufl., Has-

lach 1974, S. 166 ff.) abgespielt hat.

Manfred Hildenbrand

Autoren dieses Heftes

Thomas Adam

Bachstr. 36, 76646 Bruchsal-Untergrombach

Dieter Bacuerle

Stadtmuseum im Baldreit, Küferstr. 3,
76530 Baden-Baden

Dr. Peter Bahn

Melanchthonstr. 85, 75015 Bretten

Karlheinz Böckle

Auto und Technik Museum, Obere Au 2,
74889 Sinsheim

Manfred Bosch

Lenbachstr. 30, 76618 Rheinfelden

Michael Ertz

Rendlinstr. 14b, 75015 Bretten

Guido Fackler M. A.

Landesstelle für Volkskunde Freiburg,
Günterstalstr. 70, 79100 Freiburg

Prof. Dr. Adrien Finck

Université des Sciences Humaines des
Strasbourg U.F.R. des Langues, Litteratures,
Civilisations-Etrangères-Departement d'Etudes
Allemandes

Karl-Heinz Glaser

Stadt Kraichtal, Stadtverwaltung Postfach 11 20,
76703 Kraichtal

Brigitte Heck M. A.

Albtalstr. 1, 76131 Karlsruhe

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Dr. F. Kälble, Forstpräsident

Forstdirektion Karlsruhe, Postfach 25 80,
76131 Karlsruhe

Dr. Michael Kießener

Forschungsstelle Widerstand gegen den
Nationalsozialismus im deutschen Südwesten,
Universität Karlsruhe, Franz-Schnabel-Haus,
Postfach 68 80, 76128 Karlsruhe

Stefan Rhein, Kustos

Melanchthonhaus, Melanchthonstr. 1,
75015 Bretten

Dr. Joachim Schaier

Landesmuseum für Technik und Arbeit,
Museumstr. 1, 68165 Mannheim

Prof. Dr. Gerhard Silberer

Brachfeldstr. 11, 77654 Offenburg

Jutta Strehle

Lutherhalle Wittenberg, Collegienstr. 54,
06886 Wittenberg

Dr. Dr. Schwab, Kreisverwaltungsdirektor

Landratsamt Karlsruhe, Postfach 39 47,
76131 Karlsruhe. Privat: Daimlerstr. 12,
68775 Ketsch

Dr. Martin Treu

Lutherhalle Wittenberg, Collegienstr. 54,
06886 Wittenberg

Elmar Vogt

Riedackerweg 7, 79688 Hausen im Wiesental

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 76228 Karlsruhe

Josef Wehinger

Leopoldstr. 1, 76133 Karlsruhe